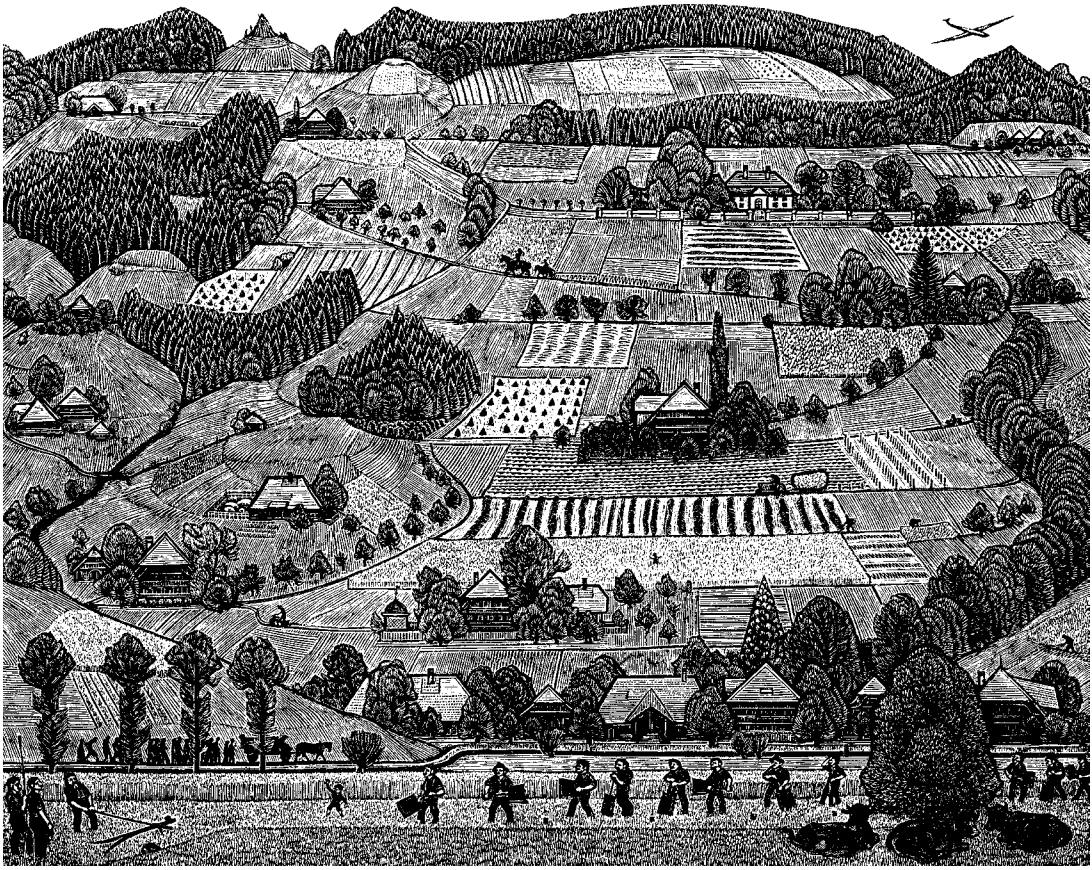
JAHRBUCH DES OBERAARGAUS 1996



Monatsblatt «August», Holzstich von Emil Zbinden.
Zum Hornusser-Artikel und zum Gotthelf-Text «Hurnusse» in diesem Band.

Jahrbuch des Oberaargaus 1996

Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde

39. Jahrgang

Herausgeber:
Jahrbuch-Vereinigung Oberaargau
mit Unterstützung von Staat und Gemeinden

Geschäftsstelle:
Mina Anderegg, 4705 Wangen a. A.
Erwin Lüthi, 3360 Herzogenbuchsee

Druck und Gestaltung: Merkur Druck AG, Langenthal

Umschlagbild: Scharlachroter Zwerg
Holzdruck – Irisdruck von Franz Eggenschwiler, 1993

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 7
(Hans Moser, Gemeindeschreiber, Wiedlisbach)

«Hurnusse» 9
(Aus Jeremias Gotthelf: Uli der Knecht)

Hornussen – Vom Spiel zum Sport 17
(Ernst W. Eggimann, Redaktor, Münsingen)

Lina Bögli 1858–1941 31
(Ruedi Flückiger, Lehrer, Ochlenberg-Neuhaus)

Dr. med. Robert Obrecht 1913–1995 47
(Karl H. Flatt, Solothurn)

Erinnerung an Robert Obrecht 63
(Valentin Binggeli, Bleienbach)

Karl Ludwig Schmalz 1912–1995 67
(Gerhart Wagner, Stettlen, und Valentin Binggeli, Bleienbach)

Bemerkenswerte Bäume im Oberaargau, Teil I 77
(Ernst Rohrbach, Förster, Rütschelen)

Zur Bewahrung römischer Siedlungsnamen in heutigen Flussnamen 99
(Albrecht Greule, Professor, Regensburg)

Die Herrschaften der Stadt Burgdorf im Oberaargau 105
(Anne-Marie Dubler, Historikerin, Bern)

Vom Sekundarlehrer in Herzogenbuchsee zum Naturforscher in Java 131
(Felix Frank, Wissenschaftsjournalist, Worb)

Johannes Jaisli von Aarwangen – ein Auswanderer 139
(Paul Lienhard-Althaus, Chemiker, Frenkendorf)

Vor 125 Jahren: Das Projekt einer Jura–Gotthard-Bahn 161
(Paul Schneeberger, Fürsprecher, Luzern)

Bahn 2000 im Oberaargau
Spatenstich vom 16. April 1996 175
(Herbert Rentsch, Redaktor, Herzogenbuchsee)

Polnische Internierte in der Region Napf 1940/41, Teil II 181
(Jürg Rettenmund, Redaktor, Huttwil)

Der Zwergenbrunnen von Franz Eggenschwiler in Eriswil 243
(Peter Killer, Museums-Konservator, Olten)

100 Jahre Anliker Möbel, Langenthal 249
(P. Guggenbühl, A. Hablützel, G. und U. Anliker)

Naturschutz Oberaargau 1995 261
(Käthy Schneeberger-Fahrni, Präsidentin, Roggwil)

Heimatschutz Oberaargau 1995 267
(Walter Gfeller, Präsident, Herzogenbuchsee)

Vorwort

Der 39. Band des Jahrbuches präsentiert sich in einem neuen Gesicht: Um die Lesbarkeit zu verbessern, wurde der Grad der Druckschrift vergrössert und gleichzeitig von der bisherigen «Garamond»-Schrift zur moderneren «Frutiger» gewechselt. Wir hoffen, dass diese Änderungen die Zustimmung unserer treuen Leserschaft finden werden.
Sport und Spiel, diesmal das Hornussen, geschichtliche Beiträge bis hin zu den römischen Ursprüngen unserer Orts- und Flussnamen, alte und neue Bahnprojekte und die ehrende Würdigung einer Reihe von aussergewöhnlichen Menschen aus dem Oberaargau fehlen im neuen Buch ebensowenig wie die obligaten Beiträge von Natur- und Heimatschutz. Sie machen es vielfältig und spannend. Einen längeren Beitrag umfasst die bereits im letzten Buch angekündigte Ehrung des 1995 verstorbenen Dr. Robert Obrecht, Wiedlisbach, einem der Gründer des Jahrbuches.
Wer das letzte Jahrbuch aufmerksam gelesen hat, dem mag es gegangen sein wie mir: Der Artikel über die polnischen Internierten ging mir unter die Haut, denn hinter jedem einzelnen Soldaten verbirgt sich auch ein Menschenschicksal, oft genug das Schicksal einer ganzen Familie. Der zweite Teil dieses Berichtes erscheint nun im Jahrbuch 1996 und ist sicher nicht minder interessant.
«Nie wieder Krieg» war allen Überlebenden des 2. Weltkrieges nicht nur Wunsch, sondern die klare Vorgabe für die Zukunft. Werfen wir heute einen Blick in irgendeine Zeitung, so wird uns schlagartig bewusst, dass dieser Wahlspruch längst in Vergessenheit geraten ist, dass die Menschheit aus der Vergangenheit wenig oder nichts gelernt hat. Uns bleibt die Hoffnung, dass es die kommenden Generationen besser machen werden.
Professor Paul Zinsli, Bern, gratulieren wir zum 90. Geburtstag, ebenso herzlich unserem Mitarbeiter Hans Zaugg, Lehrer und Fotograf, Langenthal, zu seinem 70. In diesem Jahr mussten wir Abschied nehmen von

Dr. Fritz Anliker, ehemaliger Direktor der BLS. Er war einer aus jenem Personenkreis, der uns über Jahrzehnte hinweg die Treue hielt.
Die misslichen wirtschaftlichen Verhältnisse machen auch vor dem Jahrbuch nicht halt: Sinkende Einnahmen infolge von Sparmassnahmen der öffentlichen und privaten Gönner einerseits, und die steigenden Herstellungskosten andererseits, führen zu finanziellen Schwierigkeiten. Diese werden durch den Rückgang der Absatzzahlen noch verstärkt. Die Reduktion der Auflagezahl wäre indes eine schlechte Lösung. Verschiedene Massnahmen sind geprüft worden. Der Verkaufspreis des Buches wurde erst kürzlich von Fr. 15.– auf Fr. 18.– erhöht, eine weitere Erhöhung würde sich wohl eher negativ auswirken. Zur Kostensenkung ist vorerst eine geringfügige Herabsetzung das Buchumfanges vorgesehen. Unseren Lesern, Mitgliedern und Gönnern sind wir für Hilfe und Anregung weiterer Sanierungsmassnahmen sehr dankbar.
Herzlich danken möchten wir einmal mehr unseren Autoren, den Mitarbeitern in Redaktion und Vorstand, Vertrieb und der Druckerei, allen Mitgliedern und Gönnern, aber auch allen Bücherfreunden, die Jahr für Jahr unser Buch kaufen.

Wiedlisbach, September 1996 Hans Moser

Redaktion:
Dr. Karl H. Flatt, Solothurn/Wangen a. d. A., Präsident
Dr. Valentin Binggeli, Bleienbach
Prof. Dr. Christian Leibundgut, Freiburg i. Br./Roggwil
Erwin Lüthi, Herzogenbuchsee
Martin Matter, lic. phil., Bern
Dr. Thomas Multerer, Langenthal, Sekretär
Jürg Rettenmund, lic. phil., Huttwil
Alfred Salvisberg, Wiedlisbach, Kassier

Geschäftsstelle: Mina Anderegg, Wangen a. d. A.
Erwin Lüthi, Herzogenbuchsee

«Hurnusse»

Jeremias Gotthelf

Es war schon lange die Rede davon gewesen, dass die Bursche aus Ulis Gemeinde, die Erdöpfelkofer, mit den Brönzwyleren einen Wetthurnusset abhalten sollten. Das Hurnussen ist nämlich eine Art Ballspiel, welches im Frühjahr und Herbst im Kanton Bern auf Wiesen und Äckern, wo nichts zu verderben ist, gespielt wird, an dem Knaben und Greise teilnehmen. Es ist wohl nicht bald ein Spiel, welches Kraft und Gelenkigkeit, Hand, Aug und Fuss so sehr in Anspruch nimmt als das Hurnussen. Die Spielenden teilen sich in zwei Partien, die eine hat den Hurnuss zu schlagen, die andere ihn aufzufangen. Der Hurnuss ist eine kleine Scheibe von nicht zwei Zoll im Durchmesser, in der Mitte etwas dicker als an den Rändern, welche abgerundet und zwei Linien dick sind. Derselbe wird mit schlanken Stecken von einem Sparren, der hinten auf dem Boden, vornen auf zirka zwei bis drei Fuss hohen Schwirren liegt, geschlagen, auf den er aufrecht mit Lehm angeklebt wird. Etwa zwanzig Schritte weit vor dem Sparren wird die Fronte des Raumes bezeichnet, innerhalb welchem der Hurnuss fallen oder abgetan werden muss. Dieser Raum oder dieses Ziel ist an der Fronte auch ungefähr zwanzig Schritte breit, erweitert sich nach und nach auf beiden Seiten, hat aber keine Rückseite, sondern ist in seiner Längenausdehnung unbegrenzt; soweit die Kraft reicht, kann der Hurnuss geschlagen werden. Innerhalb dieses Zieles muss nun der sehr rasch fliegende Hurnuss aufgefasst, abgetan werden, welches mit grossen hölzernen Schaufeln mit kurzen Handhaben geschieht. Fällt derselbe unabgetan innerhalb des Zieles zu Boden, so ist das ein guter Punkt. Wird er aber aufgefasst, oder fällt er dreimal hintereinander ausserhalb der Grenzen zu Boden, so muss der Schlagende zu schlagen aufhören. Die zwei Partien bestehen aus gleich viel Gliedern und schlagen und tun wechselseitig den Hurnuss ab. Haben alle Glieder einer Partie das Schlagrecht verloren, indem der Hurnuss entweder abgefasst worden oder aus-

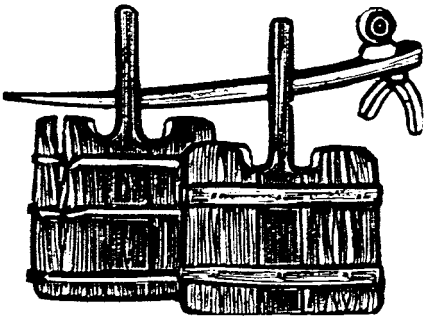
ser das Ziel gefallen, so zählen sie die guten Punkte und gehen nun ins Ziel, um den Hurnuss aufzufassen, den nun die andere Partie schlägt, bis auch alle Glieder das Schlagrecht verloren. Welcher Partie es gelungen ist, mehr Punkte zu machen, den Hurnuss ins Ziel zu schlagen, ohne dass er abgetan wird, die hat gewonnen. Nun muss man wissen, dass dieser Hurnuss fünfzig bis siebenzig Fuss hoch und vielleicht sechs- bis achthundert Fuss weit geschlagen wird, und doch gelingt es bei geübten Spielern den Partien oft nicht, einen einzigen Punkt zu machen, höchstens zwei bis drei. Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Sicherheit gewandte Spieler dem haushoch über sie hinfliegenden Hurnuss ihre Schaufel entgegenrädern, wie man zu sagen pflegt, und ihn abtun mit weithin tönendem, hellem Klange; mit welcher Schnelligkeit man dem Hurnuss entgegenläuft oder rückwärts springt, um ihn in seinen Bereich zu kriegen. Denn, je gewandter ein Spieler ist, ein desto grösserer Raum wird ihm zur Bewachung anvertraut. Je gewaltiger einer den Hurnuss zu schlagen vermag, umsomehr müssen die Auffassenden im Ziel sich verteilen, so dass grosse Zwischenräume zwischen ihnen entstehen und auf den geflügelten Hurnuss eine eigentliche Jagd gemacht werden muss. Dieses Spiel ist ein echt nationales und verdient als eins der schönsten mehr Beachtung, als es bisher gefunden hat. Dass es ein nationales ist, beweist das am besten, dass ein ausgezeichneter Spieler durch eine ganze Landschaft berühmt wird und die Spieler verschiedener Dörfer ordentliche Wettkämpfe miteinander eingehen, wo die verlierende Partie der gewinnenden eine Ürti zahlen muss, das heisst ein Nachtessen mit der nötigen Portion Wein.

Zur Zeit, als die Erdöpfelkofer und die Brönzwylerer mit einander hurnussen wollten, war noch der Dorfhass in vollem Leben. Es war nämlich eine Zeit im Kanton Bern, wo jedes Dorf das andere hasste, jedes Dorf seinen Spottnamen hatte, wo dieser Hass bei jedem Tanz, an jedem Markt und zwischendurch im Jahr noch sehr oft mit Blut neu besiegelt wurde, daher nie veraltete, sondern in seiner gleichen Schärfe von einem Geschlecht zum andern überging. Damals schlug man sich mehr als jetzt, es floss mehr Blut als jetzt; aber damals war es ein nationales Schlagen mit Scheitern, Stuhlbeinen, Zaunstecken, und die harten Bernergrinden wurden wohl sturm davon, aber brachen nicht ein. Jetzt aber ist es mehr ein banditenmässiges Morden, ein unnationales Messerbrauchen, und, je stumpfer das Schwert der Gerechtigkeit wird, desto schärfer werden die Mes-

ser, und, je feiger die Richter sind, desto frecher wird das Pack. Ach Gott, wenn doch so ein Richter durch seine vermeintliche Popularität hindurchsehen könnte, wie geehrt und beliebt er sich durch seine Feigheit macht, wie hoch ihn die Mit- und Nachwelt schätzt, wenn er jedem Spitzbuben, jedem Vieh herauszuhelfen sucht, ja dadurch so recht eigentlich zu ihrem Helfershelfer sich macht, er würde zittern und schlottern vor Scham und Angst und doch vielleicht nicht anders können, von wegen seinen natürlichen Anlagen.

Schon lange hatten sie sich gegenseitig ausgeboten und verhöhnt, schon manches Loch in die Köpfe war geschlagen worden, ehe man dazukam, einen Tag zum Wettkampf anzusetzen. Nun entstund in beiden Dörfern ein reges Leben, jede Abendstunde wurde zur Vorübung benutzt. Die Alten brummten über viele Zeitversäumnis, sagten voraus, das werde eine schöne Geschichte absetzen, und doch nahmen sie eifrig teil an allem, nahmen selbst noch die Schaufeln zur Hand und probierten die Schlagstecken, wie sie sich in die Hand schickten, und was fü einen Zug sie hätten, bis sie sich nicht enthalten konnten, den Hurnuss auch zu schlagen. Zugleich führten sie die Jungen aus, wie sie gar nichts mehr könnten, und wie die andern ihnen den Marsch machen werden, und doch liessen sich noch einige alte Berühmtheiten mit fast weissen Haaren erbitten, am ei-

gentlichen Kampfe teilzunehmen. Die Auswahl der Spielenden geschah mit der grössten Sorgfalt und nach langem Prüfen und Wägen; denn die Ehre des Dorfes stund auf dem Spiele, und es war lustig anzusehen, wie die Auserwählten sich ordentlich in die Brust warfen, die Nichterwählten aber sich klein machten und demütig zu den andern aufschauten.
Unter den Auserwählten sollte auch Uli sein, denn für so ein Junger war er ein Meister, und wenn ihm schon im Schlagen noch hie und da ein Streich fehlte, so war er doch im Abtun, wo es Springen und Werfen galt, einer der Tüchtigsten. Sein Meister riet ihm ab, die Wahl anzunehmen. Das sei nicht für ihn, sagte derselbe. Verliere seine Partie, so komme er unter fünfundzwanzig bis dreissig Batzen nicht daraus. Das sei noch das wenigste. Am Abend gebe es Streit, und, was dann das kosten werde, das wisse man nicht voraus. Wenn es bös gehe, so könne es zu Leistungen kommen, und man habe Beispiele, dass so ein Streit viele hundert Kronen gekostet habe. Das sei für reiche Bauernsöhne, welche gerne ihre Neutaler sonneten, und denen ihre Alten nichts darauf hätten, wenn sie nicht alle halben Jahre eine Ausmacheten hätten, wenn sie nicht während ihrer ledigen Zeit einige hundert Neutaler an Schmerzensgeld und Bussen zahlen müssten. Ob solchem sei schon mancher Bauer arm geworden; ein Knechtlein vermöge es vollends nicht. Er solle daher zurückbleiben, meinte der Meister, es könnte ihn sonst um manches Jahr zurückschlagen, ja machen, dass er nie mehr ins Geleise käme. Den Uli dünkte, was der Meister sagte, gar vernünftig, obgleich es ihn hart hielt, nicht an der Ehre teilzunehmen, an jenem Sonntag vor der grossen Zuschauerschaft als ein bewährter Hurnusser aufziehen zu können. Er ging den nächsten Abend hin, um abzusagen. Natürlich nahm man sein Wort nicht gerne an, und



unglücklicherweise war gerade jener oben genannte Nachbar auch dabei. Nachdem man lange umsonst in Uli gedrungen war, nahm jener Nachbar ihn nebenaus und stellte die Sache nun anders dar.
Der sagte nun dem Uli, wie es seinem Meister nur darum zu tun sei, dass er ihm nicht etwas versäume, und dass er nicht etwa einen Abend für ihn füttern müsse. Er kenne den Bodenbauer von Jugend auf, sagte er. Das sei ihm der grösste Fuchs und scheinheiligste Ketzer unter der Sonne, und so wie er wisse keiner die Diensten auszunutzen. Da gebe er ihnen alles mögliche an und stelle sich lauter gutmeinend, nur um sie zu Haufe zu behalten, damit keiner einen Augenblick versäume und er sie brauchen könne Tag und Nacht. Auch wolle er nicht, dass sie mit andern Leuten Gemeinschaft hätten und Bekanntschaft machten, damit sie nicht vernähmten, wieviel Lohn man hier oder dort gebe, wie gut man es hätte usw. So mache er es allen seinen Diensten, und wenn er einen recht ausgenutzet habe, ihm alles aufgebürdet und der etwas mehr Lohn wolle, so jage er ihn fort und stelle wieder einen wohlfeilern an. Jetzt wolle er nur nicht, dass Uli gute Kameradschaft mache mit reichen Bauernsöhnen und dadurch vielleicht sein Glück machen könne, man wisse nicht, wie.

Er, Uli, solle nur dem Meister sagen, man hätte ihn nicht loslassen wollen. Es sei ihm nützlicher, der Meister brumme ein wenig, als wenn die ganze Dorfschaft ihn zHass ergreifen würde. Uli schwankte, gab nach; solche Worte fanden noch Glauben bei ihm, zudem gefiel ihm die Kameradschaft mit reichen Bauernsöhnen; er wusste nicht, dass auch hier das Sprüchwort giltet, es sei bös, mit grossen Herren Kirschen essen, weil sie einem gerne Steine und Stiele ins Gesicht würfen, das Fleisch aber behielten. Wer mit Höhern ohne eigenen Schaden umgehen will, muss sehr klug sein; sonst wird er missbraucht, muss die Ehre teuer bezahlen und wird am Ende doch mit Spott und Hohn weggeworfen, wenn man seiner satt hat oder ihn nicht mehr zu brauchen weiss, oder wenn er sich einfallen lässt, Ansprüche zu machen. Das ist ganz akkurat gleich zu Erdöpfelkofen wie zu Paris, zu Brönzwyler wie zu Bern.
Als Uli dem Meister sagte, er müsse doch mithalten, man wolle ihn nicht loslassen, so erwiderte dieser wenig darauf, nur ermahnte er Uli, dass er sich wohl in acht nehmen möchte; es wäre ihm leid, wenn er in Ungelegenheit käme und wieder ans alte Ort. Diese Milde rührte Uli fast, und beinahe wäre er jetzt noch zurückgegangen, aber die falsche Scham war härter in ihm als die gute Regung.
Der ersehnte Sonntag brach endlich an, und mit ihm nahm manchem eine schlaflose Nacht ihr Ende. Wenige hatten Zeit, die Kirche zu besuchen; alle Teilnehmer mussten sich rüsten, Schaufeln probieren, Stecken fecken, die andern hatten ihnen zu helfen, und alle Weiber mussten das Mittagsmahl wenigstens eine halbe Stunde früher bereit halten als sonst, was für die einen eine schwere Aufgabe war, welche Fleisch im Hafen hatten, das drei Jahre im Kamin gehangen und von einer Kuh gekommen war, welche, wenn sie eine Frau gewesen, fast gar zur goldenen Hochzeit gekommen wäre.

Anmerkung der Redaktion zum Text

Die vorangehende «poetische Einführung» zum Jahrbuch Oberaargau 1996 ist ein Ausschnitt aus dem 6. Kapitel «Wie das Hurnussen dem Uli vom Unkraut hilft» in Gotthelfs Roman «Uli der Knecht» (1840 geschrieben, 1841 erschienen). Der Text entspricht der Gotthelf-Ausgabe des Rentsch-Verlages. («Sämtliche Werke in 24 Bänden und 18 Ergänzungsbänden», Erlenbach 1911–77).

Walter Muschg schreibt zu «Uli der Knecht»: «Der *Uli* steht am Eingang von Gotthelfs meisterlicher Zeit, der ersten Hälfte der 1840er Jahre. Damals begann er Werk um Werk wie im Spiel hervorzubringen. Aber diese dritte unter seinen grossen Erzählungen blieb doch sein klassisches Buch, ein zweiter Erstling, weil er in ihr zum erstenmal seinen tiefsten Gedanken, das rechte Leben, in seinem ihm vorbestimmten Stoff, dem Bauerntum, darstellte: wie Uli, der Knecht, glücklich wird.
Schon im Vorwort zum *Bauernspiegel* hatte er versprochen, einmal auch die ‹Sonnseite› des Bauernlebens zu zeigen. Aber die Erfüllung dieses Versprechens, wie der *Uli* sie brachte, hing nicht allein von seinem Willen ab, sondern ist nur durch eine Wandlung in ihm selbst zu erklären. Die beiden ersten Bücher waren anklägerischer Art und sehr persönlich gefärbt gewesen. Der *Uli* spricht in grosser Ruhe und Sachlichkeit. Er zeichnet nicht mehr hauptsächlich die Schäden der Welt und die Fehler der Menschen, sondern das vollkommene Leben. Er bejaht das Dasein von Grund auf und ist erfüllt von einer tiefen Heiterkeit. Er verhält sich zum *Bauernspiegel* wie der *Wilhelm Meister zu Werthers Leiden.* Was uns der Name Gotthelf bedeutet, erscheint im Grund doch erst hier.» (W. Muschg: Jeremias Gotthelf. Eine Einführung in seine Werke. Bern 1954).

Anmerkung der Redaktion zu den Illustrationen

Die Holzstiche von Emil Zbinden stammen aus der Gotthelf-Ausgabe der Büchergilde Gutenberg («Gildenbibliothek der Weltliteratur»). Es handelt sich um eine freie Auswahl von Stichen in «Uli der Knecht». Von 1936 bis 1953 schuf Zbinden 911 Holzstiche für die 16 Bände des Büchergilde-Gotthelfs. «Es waren die besten 17 Jahre meines Lebens», sagte er selber später über diese Werk-Zeit. Fast alle Vorlagen konnte Zbinden «draussen skizzieren und zeichnen, im Emmental, im Oberaargau, im Solothurnischen und an all den anderen Schauplätzen», schreibt Rea Brändle in: Emil Zbinden, Landschaften und Menschenbilder, Holzschnitte zu Jeremias Gotthelf und C. A. Loosli. Limmat Verlag Zürich 1988. Über Emil Zbinden siehe auch bei Alfred A. Häsler in Jahrbuch Oberaargau 1983.

Verdankung

Die Holzstiche von Emil Zbinden werden reproduziert mit freundlicher Erlaubnis durch Limmat Verlag Zürich (Emil Zbinden, Landschaften und Menschenbilder, Holzschnitte zu Jeremias Gotthelf und C. A. Loosli, Zürich 1988) und Dr. Karl Zbinden, Bern, dem wir insbesondere die Überlassung des Monatsblattes «August» verdanken (Frontispiz).

Hornussen – Vom Spiel zum Sport

Ernst W. Eggimann

Die ersten Hornusser waren, wie aus den spärlich überlieferten geschichtlichen Zeugnissen geschlossen werden kann, ziemlich sicher Emmentaler. Sie und ihre Nachbarn im Oberaargau, die das Freizeitvergnügen alsbald auch kennen und sich daran freuen lernten, trugen mit der Zeit das Gesellschafts- und Wettkampfspiel in die anderen Landesteile der Schweiz hinaus: die Käser etwa, die durch ihren Beruf in der Ostschweiz Fuss fassten und dort zeigten, wie man mit Stecken, Träf, Bock und Schindel umgeht.

So greift denn heutzutage das Hornussen weit über die Stammlande hinaus: Hornussergesellschaften gibt es in allen Teilen der Schweiz – sogar auch ennet ihrer Grenzen und in allen Ecken der Welt, wo sich ausgewanderte Schweizer je niedergelassen haben. Die engere Heimat des Hornussens jedoch ist und bleibt das Bernerland; hier sind die Wurzeln.

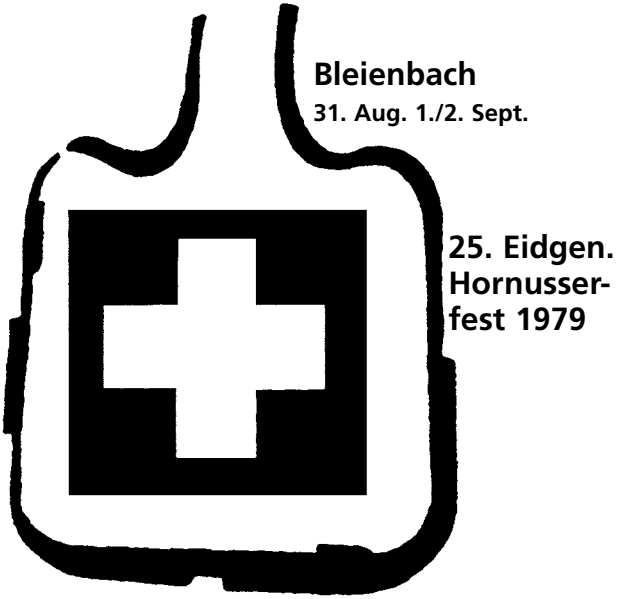
Es waren denn auch Berner, die zu Beginn unseres Jahrhunderts die Initiative ergriffen, um die Gesellschaften landauf, landab unter einem Dach zu versammeln: im Eidgenössischen Hornusserverband. Dieser wurde 1902 in Burgdorf gegründet, dazumal als Unterverband des Eidgenössischen Schwingerverbandes. Das brachte die nahe Verwandtschaft der Hornusser mit den Schwingern zum Ausdruck – das Schwingen hat ja die Wurzeln ebenfalls in helvetischen Landen. Vier Jahre vorher waren am Schwing- und Älplerfest in Zürich, auch in diesem Geist, zum ersten Mal Hornussergesellschaften mit dabei gewesen, nämlich die von Ersigen und Heimiswil. Die enge Verbundenheit zeigt sich gleichfalls darin, dass die Schwinger ihre Verbandszeitschrift wie mit den Jodlern auch mit den Hornussern zu teilen bereit waren.

Erst nach dem landesweiten Zusammenschluss entstanden die regionalen Hornusserverbände, sechs an der Zahl. Derjenige im Oberaargau nannte

sich der Oberaargauisch-Zentralschweizerische. Auch die Emmentaler Hornusser schlossen sich so zusammen, desgleichen die Hornusser im Mittelland, im Seeland, im Solothurnischen und in der Ostschweiz. Ursprünglich hiessen diese Unterverbände Gauverbände; davon rückte man ab, als mit Gau die Assoziation zum unseligen Dritten Reich aufkam.

Nationalspiel

Hornussen war früher Gesellschaftsspiel, reiner Zeitvertreib und fröhliche Freizeitbeschäftigung für «Mannen» vom Land. Eigentlich erst in unserem Jahrhundert hat es das Siegel der Sportwelt als Wettkampfsport im Sinne der Leibesertüchtigung erhalten. Schon immer waren jedoch Kraft und körperliche Gewandtheit Voraussetzung, und mithin war auch beim Spiel das sportliche Element von Anfang an gegeben.
Als Jeremias Gotthelf in seinem 1840 erschienenen Roman «Uli der Knecht» beschrieb, wie es beim Hornussen zu und her geht, dachte da bei niemand an etwas anderes als an ein nationales Spiel, wie eben auch das Schwingen eines war. Von Hornussen als Sport war damals keine Rede, wiewohl eben nicht anders als heute im Wettkampf die Leistung den Ausschlag für Sieg und Niederlage gab – die Leistung des Schlägers einerseits und die der Gesellschaft andererseits.
Doch unterdessen ist das Hornussen aufgestiegen und zu einem Sport geworden, den man in den Medien nicht mehr nur im Lokalteil, sondern im Sportteil abhandelt und kommentiert. Indes: Bei der ganzen technischen Perfektionierung und sportmassstäblichen Reglementierung gibt es wohltuende Unterschiede zur übrigen Sportszene. Einer besteht darin, dass es beim Hornussen nicht ums grosse Geld geht, sondern immer noch um Trinkhörner, Zinnkannen, Becher und Kränze. Freilich kommen die Verbandsinstanzen nicht darum herum, das Spielreglement und die überlieferten Gepflogenheiten immer wieder zu überprüfen und auf ein Anforderungsprofil einzustellen, wie es im Leistungssport gilt.
In einer seinerzeit von der Presse- und Propagandakommission des Eidgenössischen Hornusserverbandes erarbeiteten Dokumentation steht der Satz: «Die Reglementierung des freien Spiels unterwarf das Hornussen der Versportlichung, den Zeiterscheinungen des 20. Jahrhunderts.» Klingt da nicht doch vielleicht ein leiser Unterton von Nachtrauern an...?



Plakat-Entwurf von Wilhelm Liechti für das Eidgenössische in Bleienbach 1979. Aus: Dorfbuch von Bleienbach 1994.

Ein altes Spiel

Das Hornussen war hierzuland schon länger als zwei Jahrhunderte bekannt, als es Jeremias Gotthelf vor gut 150 Jahren in «Uli der Knecht» beschrieb und so dem nationalen Spiel unseres Landvolks zu Weltliteratur-Ehren verhalf. Zwar: Ganz exakt lässt sich kaum sagen, seit wann überhaupt es Hornusser gibt.

Die Rückblende, die die historischen Quellen erlauben, reicht bis in die Anfänge des 17. Jahrhunderts. Damals freilich war im Emmental das ländliche Gesellschafts- und Wettkampfspiel schon stark verbreitet. Das belegen Rodeleinträge (wie jener von 1625 in Lauperswil) über vier Hornusser, die vom Chorgericht gemassregelt wurden. Sie hatten sich ihrem Sonntagsvergnügen hingegeben, während in der Kirche Kinderlehre gehalten wurde. Das erregte Anstoss, wie alles Spielen überhaupt in den Stunden, die dem Gottesdienst und den Aktivitäten des kirchlichen Le-

bens vorbehalten waren. An der Jahresversammlung der Predikanten des Kapitels Burgdorf klagten 1688 laut Protokoll die Geistlichen von Langnau, Trub und Schangnau, «dass an Sonntagen sich bei ihnen etlich hundert Personen zu versammeln und mit Hornussenschlagen die Sonntagen schandlich zu profanieren pflegend». Aufgrund dieser und anderer Reklamationen schrieb 1689 der Rat zu Bern den Landvögten von Trachselwald, Brandis und Signau: «Obgleich das Hornussschlagen an sich selbst ein unschuldig Leibesübung seiye, die mindere Ergernuss als andere Kurzweil oder Spiel nach sich zücht, so wollind wir, damit der Gottesdienst nid verabsaumt noch entheiligt werde, dass dasselbe in während dem Gottesdienst gänzlich verpotten seiye.»

In den Akten der Gnädigen Herren von Bern ist unter dem Jahr 1738 ein Handel vermerkt, bei dem es um einen tödlich ausgegangenen Unfall beim Hornussen ging: Bei einem Fehlstreich an einem Spiel in Schangnau zerbrach ein Stecken. Weggeschleudert, traf das eine Bruchstück einen Spielkameraden am Hals und durchtrennte ihm die Schlagader, so dass er verblutete. Der für die Beurteilung zuständige Landvogt von Trachselwald getraute sich nicht zu entscheiden, ob es Totschlag oder Unfall war. Das nahmen ihm dann die Gnädigen Herren ab; sie befanden, der Fehlschläger und der tödlich Verletzte hätten miteinander «zu jeder Zeit fridlich gelebt, als könnend wir solches nicht anderst als einen Unglücksfall ansehen», an dem der unglückselige Schläger «die unschuldige Ursach gewesen».

Man nimmt an, alte Kriegsspiele hätten das Muster für das Hornussen abgegeben; Reisläufer im Sold der französischen Könige seien damit in die Heimat zurückgekehrt. Ursprünglich sprach man nicht vom Hornussen, sondern vom «Mylenspiel». Der Ausdruck dürfte zurückgehen auf das vor drei Jahrhunderten in ganz Europa verbreitete Mailspiel, dem vor allem die «Mehrbessern» frönten. Mit dem Hammer (Mail) schleuderten sie Kugeln vom Boden auf eine Wurfbahn. Das liess sich auf ebenen Sandflächen leichter an als auf dem weniger ebenen Wiesenboden des schweizerischen Voralpenlandes. Unsere Emmentaler Bauern, deswegen nicht verlegen, schufen sich einen Behelf und erfanden den Abschlagbock. Der war anfänglich eine Abschlaglatte aus Holz, gleich wie die Schindel zum Abtun aus Holz war, und erhielt erst viel später den metallenen Nachfahren, wie wir ihn heute kennen.

Doch weshalb nun Hornuss und Hornussen? Vielleicht tatsächlich des-

Schläger am Bock (mit Hornuss oder «Nouss»). Foto Hans Zaugg, Langenthal.

halb, weil, wie vermutet wird, das Summen des wegkatapultierten löcherigen Kieselsteins im Schwirren durch die Luft an das Brummen der Hornisse erinnerte.

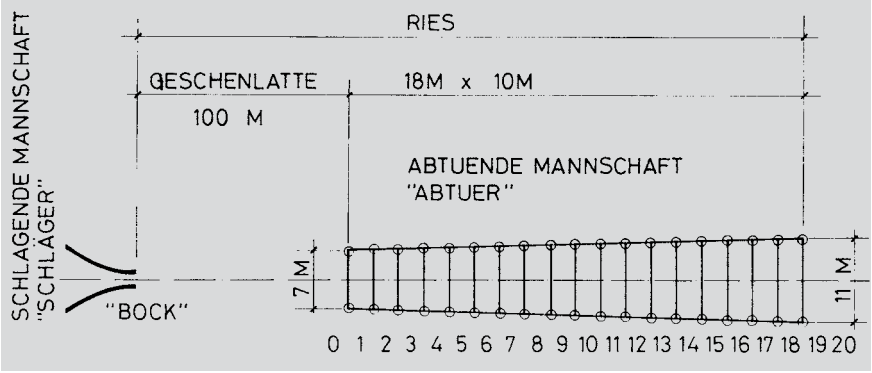
Spielgeräte und Anlagen

Heute ist der *Hornuss,* vordem aus Hartholz, Leichtmetall und Hartgummi gefertigt, ein bis zu fast 2 Zentimeter dicker Kunststoffkörper mit einem Durchmesser von etwas über 6 Zentimetern. Gut getroffen beim Abschlag vom Bock, erreicht er auf seiner Flugbahn um die 300 Stundenkilometer. Das haben bei biomechanischen Untersuchungen ETH-Forscher mit Hilfe der Filmtechnik errechnet. Er fliegt, in Höhen von über 70 Metern aufsteigend, in 5 bis 8 Sekunden bis 350 Meter weit. Wäre da

nicht der Luftwiderstand, brächte er es nach diesen Berechnungen auf eine Flugweite von über 500 Metern – vorausgesetzt, der Steigungswinkel werde mit 30 Grad optimal getroffen und die Windverhältnisse seien günstig. Das Träf vorn am Stecken prallt beim Abschlag mit 60 Metern in der Sekunde auf den «Nouss», wie die Spieler den Hornuss auch nennen. Nach dem Aufprall sind es noch etwa 40 Meter in der Sekunde.
Der elastische *Stecken,* immer etwas länger geworden und heute bis zu 2,8 Meter messend, war vormals eine zügige Eschenrute und wird heute aus Leichtmetall oder Kunstfaser hergestellt.
An der Steckenspitze ist das *Träf* befestigt. Hochdeutsch müsste man wohl vom Treffholz sprechen. Mit dem Träf wird der Hornuss von seinem Lehmbettchen auf dem Bock in die Luft befördert. Es ist gedrechselt und gepresst aus hartem Holz – Hagenbuche, Rotbuche, Massholder (Feldahorn) oder Bergahorn. Bei einem Durchmesser von 4 bis 5 Zentimetern ist das Träf, vorn abgerundet, zirka 15 Zentimeter lang und wiegt 230 bis 350 Gramm, je nach dem, was der Schläger persönlich für gut ansieht.
Auch für die *Schindel,* mit der im Ries der Hornuss abgefangen wird – abgetan, wie es in der Hornussersprache heisst –, wird Holz verwendet, Pappel oder Weide furniert, oder dann Kunststoff. Für den Stiel nimmt der Hersteller Eschen- oder Ulmenholz. Mit individuellen Abweichungen ist eine Schindel – da und dort nennt man sie auch die Schaufel – etwa 1,5 Meter lang und um die 4 Kilo schwer. Das Brett, 60 Zentimeter hoch, wird nach oben breiter, das heisst: unten ist es 55, oben 65 Zentimeter breit.
Dann die Abschlagrampe, der *Bock,* von wo der Hornuss in die Luft abgeht: Er ist aus Chromstahl. Auf dass er dem Rechts- wie dem Linkshänder dient, hat er auf beiden Längsseiten zwei symmetrische, etwas über 2 Meter lange, gemäss dem Steckenschwungradius geschweifte Läufe, die den Schlag zum Hornuss vorn auf seiner Lehmunterlage führen. Und damit der Bock zum Gelände exakt gesetzt und ausbalanciert werden kann, gibt es reglementiertes Richtwerkzeug mit eingebauter Wasserwaage. Einen Meter davor wird mit Hilfe der Richtlatte eine Schussblende aus Eisenblech oder Kunststoff aufgestellt.
Die Spielfläche der Hornusser ist das *Ries.* Es beginnt 100 Meter vom Bock entfernt. Diese 100 Meter werden als Äschenlatte bezeichnet. Das Ries ist 180 Meter lang und am Anfang, nach der Äschenlatte, 8 Meter breit; bis ans Ende, nach den 18 abgesteckten Abschnitten von je 10 Metern, in die es eingeteilt ist, öffnet es sich auf eine Breite von 14 Metern.

Bezeichnung	Material	Masse	Gewicht	Besonderes
Bock	Leicht-metall Lauffläche: Stahl	Länge ca. 2,4 m Breiten: hinten: ca. 2,0 m vorne: 24 cm	ca. 28 kg	Für den Transport zusammen-legbar
Hornuss	Kunststoff gespritzt	ø 62 mm Dicke 31 mm Härte: 76-78°	78 g	Hersteller: Rohrbach, Derendingen
Stecken	Leicht-metall oder Kunst-stoff	Länge: 2,0 - 2,5 m	230-290 g	Hersteller: Leichtmetall: Rolf Lehmann Grenchen Kunststoff: Paul Schürch La Heutte
Träf (Treffholz)	Hagenbuche oder Massholder	ø 45-55 mm Länge 13 cm	240-340 g	Vorne abgerundet
Schindel	Stiel: Eiche Brett: Tanne oder Buchen-fournier	Länge 1,5 m Bretthöhe 0,6 m Breiten: unten 65 cm oben 55 cm	ca. 4 kg	Heute wird vorwie-gend mit leisten-losem Typ gespielt

Hornusser-Spielgeräte. Aus: Baumgartner P./Eidg. Hornusserverband 1973.



Das Hornusser-Spielfeld, Aufteilung und Masse. Aus: Baumgartner P./Eidg. Hornusserverband 1973.

Spielverlauf und Spielregeln

Im Ries stellt sich die Mannschaft der schindelbewehrten *Abtuer* auf, je nach Stärkeklasse ihrer 16 oder 18. Am Bock steht die gegnerische Mannschaft, und hier holt ein *Schläger* nach dem andern zum *Streich* aus. Wehe, wenn es nicht gelingt, einen Hornuss mit der Schindel abzufangen, und er im Ries zu Boden geht: Dann wird der Mannschaft, die am Abtun ist, eine *Nummer* – im Hornusservokabular ein «Nummero» – aufgeschrieben. Das gibt in der Gesellschaftsrangliste einen Negativpunkt.

Die *Kampfrichter* – die Gesellschaften bringen sie aus ihren Reihen an den Match mit, und immer mehr sieht man auch Hornusserfrauen in dieser Funktion – stellen fest, bei welcher Streichlänge ein Hornuss niedergeht. Sie schreiben in der Gesellschaftsrangliste die Zahl des Riesfeldes, bis zu dem (oder, wenn ausserhalb, so bis auf dessen Höhe) es der Schläger mit seinem Streich geschafft hat, der schlagenden Partei als *Punkte* gut.

Bevor in der Rangliste der Gesellschaften – für jede Stärkeklasse wird eine separate erstellt – das Total der Streichlängen zum Tragen kommt, geht es um die Zahl der notierten Nummern: Die bessere Mannschaft ist zunächst diejenige, die weniger Hornusse «abegla» hat, d.h. im Ries zu Boden gehen liess, anstatt sie mit der Schindel abzufangen. Sind die

Hornusser mit Schindel zum «Abtue». Foto Hans Zaugg, Langenthal.

Mannschaften am Ende des Spiels nummerngleich, gibt für die Rangliste die höhere Zahl der zusammengezählten Streichlängen den Ausschlag.
Und erst nach der Gesellschafts- kommt die Einzelrangliste: Sie zeigt die Leistungen der Einzelschläger. Einzelsieger ist, wer mit sechs Streichen die höchste Punktzahl erzielt hat (an einem Eidgenössischen Hornusserfest, wo der Beste zum Schlägerkönig gekrönt wird, mit acht Streichen). Die Chance, den Siegeskranz der Einzelschläger zu erringen, hat nach all den Entwicklungsschritten des Hornussens hin zum Hochleistungssport nur noch, wer es bei guten Spielverhältnissen mit günstigem Wind im Streichdurchschnitt auf 20 bis etwa 23 oder gar noch mehr Punkte bringt. Hornusserrufe wie «Hingeruus» und «Drüberhingere» – für Streiche, die weit über das abgesteckte Ries hinwegreichen – haben da ihre schicksalshafte Bedeutung.

Die neue Zeit

Mit der Entwicklung des Hornussens bis zur Einstufung unter den Leistungssport hat im Eidgenössischen Hornusserverband die Arbeit des Zentralvorstandes und der Spezialkommissionen an Umfang, aber auch an Gewicht gehörig zugelegt. Es gilt zum Beispiel die Schweizer Meisterschaft – mit Nationalliga A und B und nachgelagerten Ligen von 1 bis 6 – nicht nur zu organisieren, sondern vor allem auch reglementarisch praktikabel zu untermauern. Da stehen heute Dinge zur Diskussion, an die noch vor einem Vierteljahrhundert in der Hornusserwelt kaum jemand einen Gedanken verschwendete – etwa: Soll, wie im Spitzensport üblich, ein Transferreglement Platz greifen für Hornusser, die aufgrund ihres Leistungsausweises verschoben und geholt werden, nachdem sie ihre Ausbildung auf unterer Ebene erhalten und ihre Sporen abverdient haben? Wichtige Anliegen sind auch das Training mit seinem Anspruch auf Spitzensportfähigkeit, die Ausbildung von Junghornusser- und inskünftig auch von Mannschaftstrainern.
Das Hornussen hat sich vom Spielvergnügen der ländlichen Bevölkerung weg- und emporentwickelt. Es hat heute Leistungssportcharakter. Es muss sich den für den Spitzensport geltenden Gesetzmässigkeiten anpassen. Aber Hornussen ist deswegen nicht weniger breitensportfähig

«Impression». Aus: Hornusser-Journal. Solothurn 20.4.1996.

und – als immer noch eines unserer typischen nationalen Spiele – nicht weniger ein Volksgut. Die vielen Hornusseranlässe, die sich längst nicht mehr auf die Sommermonate der abgeernteten Felder beschränken wie einst, beweisen es.

Und erst recht die Feste: Für das letzte Eidgenössische Hornusserfest, im August 1994, gab einmal mehr die Ebene von Thörigen und Bleienbach die Spielfläche her: um die 70 Hektaren Land. Allein das hätte als Riesfläche nicht ausgereicht, wäre nicht das ganze Fest – was erstmals geschah – mit den Wettkämpfen von je vier Stärkeklassen auf zwei Wochenenden aufgeteilt worden. So sehr ist Hornussen im Aufschwung!

Freilich stellen sich mit der Aufteilung eines «Eidgenössischen» auf zwei Wochenenden auch wieder neue Probleme, zum Beispiel: Wie soll auf gerechte Art ein Schlägerkönig erkoren werden, wenn doch die Spielbedingungen – denken wir an Sicht und Wind – an den beiden Wochenenden nicht die gleichen sind? Beim ersten zweigeteilten Eidgenössischen Hornusserfest im August 1994 in Bleienbach und Thörigen gab es anstelle eines Schlägerkönigs für die beiden Festhälften je einen Siegerschläger. Das Gesamtbild zeigte sich am letzten «Eidgenössischen» auch dadurch sympathisch verändert, dass – gleich wie übrigens an manchen kleineren Wettkampftreffen der Hornusser – nicht mehr nur Männer im Ries und am Abschlagbock Aufstellung nahmen, sondern auch Frauen: Sie sind dabei, in das Spiel einzugreifen. Das wird ihm sicherlich nicht schaden.

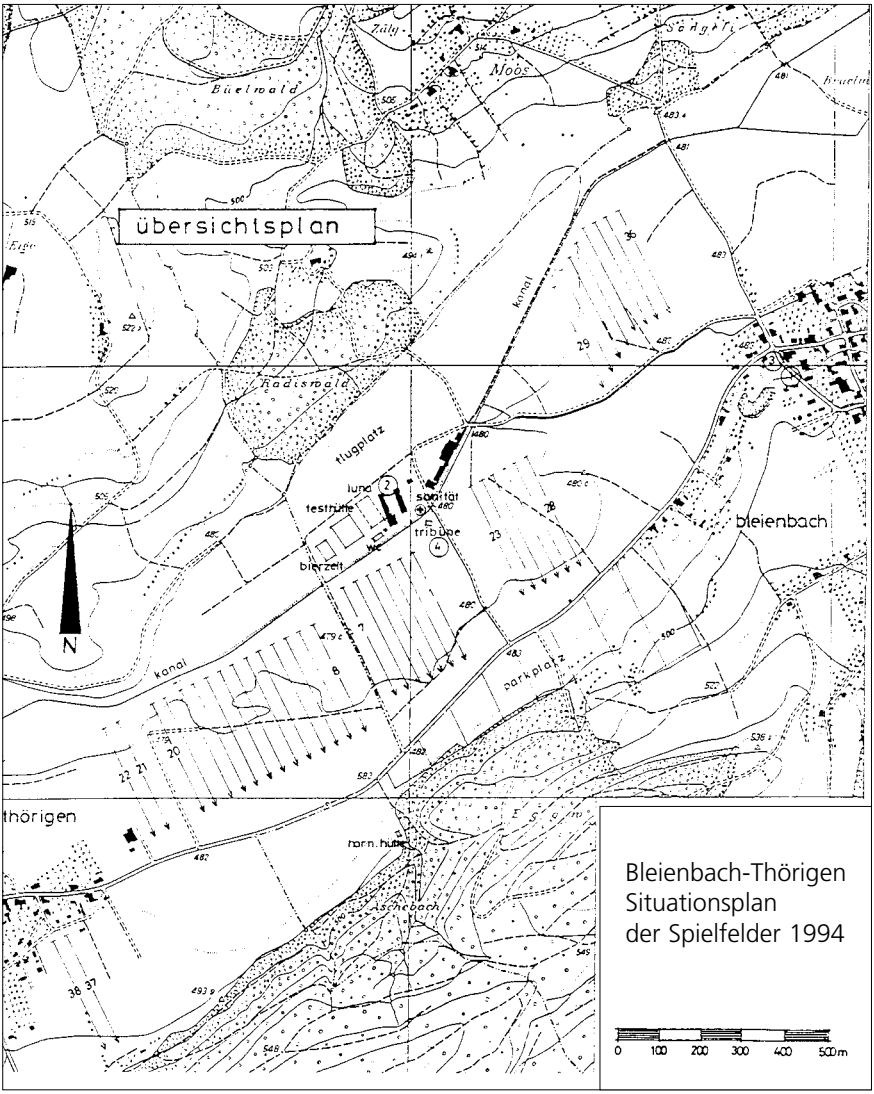
Hornussen im Oberaargau (Klaus Zaugg)

Die Ebene von Bleienbach und Thörigen ist das schönste Hornussergelände weit und breit. Nicht von ungefähr haben Eidgenössische Hornusserfeste schon dreimal hier stattgefunden, nämlich 1963, 1979 und 1994. In Zukunft nimmt dieser ideale Wettspielplatz an Bedeutung noch zu; es wird ja immer schwieriger, zusammenhängende Flächen zu finden, wie sie für einen Hornusseranlass von der Grösse eines «Eidgenössischen» benötigt werden.

Im ganzen Oberaargau hat Hornussen traditionell grosse Bedeutung. Als 1902 in Burgdorf 22 Gesellschaften den Eidgenössischen Hornusserverband aus der Taufe hoben, waren auch zwei Gesellschaften aus dem Gebiet des heutigen Oberaaugauisch-Zentralschweizerischen Hornusserverbandes mit dabei: Basel und Grasswil. Und beim Preis- und Wetthornussen in Zürich vom 18. August 1901, dem ersten urkundlich festgehaltenen nationalen Hornusserwettkampf mit Rangliste nach Nummern und Streichen, gehörte eine Gesellschaft aus dem Oberaargau, Grasswil, bereits zu den besten des Landes: Die Grasswiler belegten mit 5 (!) Nummern und 463 Punkten den vierten Platz hinter Burgdorf, Zürich und Hasle-Rüegsau. Hans Schneeberger aus Grasswil war mit 59 Punkten in fünf Streichen bester Einzelschläger.

Viele erfolgreiche und deshalb im ganzen Land bekannte Hornusser kamen aus dem Oberaargau. Stellvertretend für sie alle seien drei dieser legendären Namen hier genannt: Ernst Schaad aus Schwarzhäusern, Peter Rickli aus Wangenried und Ernst Jeremias aus Ursenbach.

Der Oberaargauisch-Zentralschweizerische Hornusserverband wurde 1921 in Lotzwil als letzter der sechs Unterverbände des Eidgenössischen Hornusserverbandes gegründet. Er umfasst Hornussergesellschaften von Basel über den Jura bis zur Emmentaler Grenze vor Burgdorf und von der Aare bis zum Napf. Es gehören ihm die folgenden Hornussergesellschaften an: Aarau, Aarwangen, Aeschi-Einigkeit, Auswil, Balzenwil, Basel-Helvetia, Basel-Stadt, Bleienbach, Bollodingen-Bettenhausen, Bützberg, Eriswil, Gondiswil, Graben, Grasswil, Hergiswil, Hintermoos-Reiden A, Hintermoos-Reiden B, Höchstetten A, Höchstetten B, Huttwil-Land, Huttwil-Stadt, Kleindietwil, Koppigen, Langenthal, Leimiswil, Lenzburg, Liestal, Lotzwil, Luzern, Mättenwil, Malters, Niederönz, Oberönz A, Oberönz B, Obersteckholz, Oeschenbach, Olten, Reinach, Rohrbach,



Geografischer Situationsplan
Eidgenössisches Hornusserfest 1994 Thörigen-Bleienbach.

Rohrbachgraben, Rothrist, Rütschelen, Schmidigen, Schoren A, Schoren B, Schwarzhäusern A, Schwarzhäusern B, Seeberg, Tenniken, Thörigen A, Thörigen B, Thunstetten, Ursenbach, Walliswil-Wangen, Wangenried A, Wangenried B, Wanzwil-Röthenbach, Wiedlisbach, Wynau, Wyssachen, Zofingen.

Im «Hornusser-Zentrum» Oberaargau, diesmal in Lotzwil, fanden (August/September 1996) ein Jubiläums-Verbandsfest und ein interkantonales Hornusserfest statt. Vor 75 Jahren wurde in Lotzwil der Oberaargauisch-Zentralschweizerische Hornusser-Verband gegründet. Damals gehörten ihm 20 Gesellschaften an; heute sind es deren 52, mit 1387 Aktivmitgliedern und 407 Junghornussern.

Benützte Unterlagen

FEDERICA DE CESCO, «Schweizer Feste und Bräuche», Edition Colibri, Bern (Hallwag), 1977.
«Hornussen – einst ländliches Spiel, heute eidgenössischer Nationalsport», Dokumentation der Presse- und Propagandakommission des Eidgenössischen Hornusserverbandes zu Eidgenössischen Hornusserfesten mit Texten von Peter Baumgartner und Hans Rudolf Fuhrer.
Eidgenössische Hornusser-Zeitung, früher Weibel, Thun, heute Fischer, Münsingen.
«Berner Zeitung», Bern.
«Berner Rundschau/Langenthaler Tagblatt», Solothurn/Langenthal.

Lina Bögli 1858–1941

Ruedi Flückiger

Krakau, Österreich, 14. Juli 1902

Es ist vollbracht! Die Aufgabe, die ich mir vor zehn Jahren gestellt habe, ist gelöst, das Versprechen, das ich mir damals gegeben, ist gehalten, und zwar aufs genaueste gehalten; denn ich hatte mir versprochen, am 12. Juli, dem Jahrestag meiner Abreise, wieder an meinem Ausgangspunkt anzukommen, und letzten Samstag, 12. Juli, bin ich richtig am Krakauerbahnhof wieder angelangt. Jetzt glaube ich wirklich, das Lob meiner Freunde, die mir immer nachsagten, dass Pünktlichkeit meine Haupttugend sei, zu verdienen.

Jetzt, da ich wieder da bin, kann ich kaum glauben, dass ich zehn lange Jahre von Europa abwesend war, so wenig scheinen mir die Orte und die Leute verändert. Mitunter frage ich mich: «Bin ich es wirklich, die so lange fort war und die so vieles gesehen und erlebt hat, oder habe ich das alles nur gelesen?» Auch andere Leute scheinen schwer an meine Weltreise glauben zu können. Eine alte Dame, in deren Beisein ich gestern von Australien sprach, unterbrach mich, indem sie werweisend sagte: «Aber Fräulein Bögli, Sie können uns doch gewiss nicht weis machen, dass Sie in Australien waren; Sie sind ja noch ganz so weiss wie wir.»

Über hundert Briefe erwarteten mich hier, alle von aussereuropäischen Freunden, die ich vor zehn Jahren nicht gekannt, die mir die herzlichsten Glückwünsche zur vollbrachten Arbeit bringen. Ja, Glück habe ich wahrlich gehabt! Nicht nur dass ich so viele gute und liebe Menschen kennen gelernt, sondern ich habe auch nie weder einen Zug noch ein Schiff verfehlt, habe nie etwas verloren, nie ist mir etwas gestohlen worden; ich bin nie durch einen Blick oder ein Wort beleidigt, sondern mit der grössten Achtung behandelt worden von den Männern aller Nationen und Rassen. So hat die Vorsehung überall gütig über mich gewacht und mich langsam, aber sicher vorwärts und wieder heimwärts geführt. Ihr sei dafür innig gedankt!

Mit diesen Worten schliesst Lina Bögli ihren Reisebericht, den sie in Brief-

form abgefasst hat. Es ist der 84. Brief, den sie ihrer fiktiven Brieffreundin Elisabeth schreibt, das letzte Kapitel ihres Buches «Vorwärts».
In ihrem Nachwort zur Neuauflage von Lina Böglis «Vorwärts» unter dem Titel «Talofa» schreibt Doris Stump: «Nicht nur die Autorin und ihre zu Hause gebliebenen Bekannten zweifelten gelegentlich an der Wahrhaftigkeit von Lina Böglis Erlebnissen, auch ich stellte mir bei der Lektüre wiederholt die Frage, ob diese Briefe von einer Reise um die Welt nicht doch die Fiktion einer jungen Frau seien, die in ihrer Phantasie aus der Enge des Erzieherinnendaseins in Europa ausbrechen wollte und sich durch die Lektüre von Reiseliteratur das nötige Wissen für diese Briefe erwarb.
Die Berichte von Lina Böglis Weltreise widersprechen den gängigen Vorstellungen von Möglichkeiten der Frauen am Ende des 19. Jahrhunderts: Es sind Berichte einer Schweizerin, die allein und ohne finanzielle Sicherheit für zehn Jahre mit öffentlichen Verkehrsmitteln nach Australien, Neuseeland und Honolulu, dann weiter in die USA, von San Francisco über Salt Lake City an die Ostküste reiste und sich ihren Lebensunterhalt und das Geld für die Weiterreise als Lehrerin und Erzieherin verdiente. Optimismus spricht aus jedem Etappenbericht; die Reise erweist sich – mit Ausnahme von gelegentlichen Heimwehanfällen und wenigen unerfreulichen Erfahrungen bei der Arbeitssuche und am Arbeitsplatz – als problemloses und spannendes Unternehmen, wie das heute kaum mehr vorstellbar ist – geschweige denn für die damalige Zeit realistisch scheint. Sämtliche Nachrufe und biographischen Texte gehen aber davon aus, dass diese Reise stattgefunden hat. Also müssen wir – trotz etlicher Zweifel – annehmen, dass die Reise Realität und nicht Fiktion war.»
Wenn etwa Zweifel aufgekommen sind, ob Lina Bögli die Reisen wirklich gemacht habe, so dürften sie, nachdem ihre Tagebücher wieder zum Vorschein gekommen sind (23 Bände, vom 10. Oktober 1893 bis 28. Dezember 1940), ausgeräumt werden. Kurz bevor ich diese Zeilen schrieb, erhielt ich von Paul Bögli aus New Holland, USA, eine vor hundert Jahren in Sydney gemachte Aufnahme von Lina Bögli. Die Rückseite trägt folgende Aufschrift:
The Falk Studios, 496 George Str. Sydney N.S.W. Tel. 1141
Additional copies can be obtained from this portrait at any time.
Darunter in Lina Böglis Handschrift: «Um Sie zu erinnern, dass ich noch am Leben bin und gerne etwas von den Oschwängelern hören möchte.»
Empfänger war sicher der damalige Oschwandlehrer Ulrich Flückiger.

Lina Bögli 1858–1941.

Übrigens, ihr erstes Tagebuch hat sie in Sydney erstanden; auf der Innenseite des Buchdeckels befindet sich noch ein Firmenkleber. Wie schon erwähnt, machte sie den ersten Eintrag am 10. Oktober 1893 und es ist bis zum Schluss in Französisch abgefasst. Vergleicht man ihre Tagebucheintragungen mit den Briefen an Elisabeth, so dürften die letzten Zweifel an der Realität der Reise schwinden. Wenn aus jedem ihrer Etappenberichte Optimismus spricht, so doch wohl deshalb, weil sie Unerfreuliches, wenn überhaupt jemandem, so doch nur ihrem Tagebuch anvertaute und so verarbeitete. Ihr starker Glaube und das Wissen, von einer gütigen Vorsehung getragen zu werden, halfen ihr immer wieder über Widerwärtigkeiten hinweg. In ihrem Brief vom 16. August 1893 berichtet sie über ihr Leben in der Schule, wo sie nicht gerade glücklich ist («Talofa» S. 48 ff). Im Brief vom 2. November lesen wir, wie sie zu ihrer neuen Stelle gekommen ist. Mit diesem Schulwechsel beginnt sie auch ein neues Tagebuch; aber hören wir ihr selber zu:

Mit meinem neuen Lebensabschnitt beginne ich auch ein neues [Tage]Buch. Ich frage mich mit einer gewissen Bangigkeit in meinem Herzen, was ich wohl auf diese, jetzt noch leeren Seiten, schreiben werde. Schon beim Antritt meiner neuen Stelle bin ich traurig, obwohl ich weiss, dass ich keinen Grund dazu habe. Ist Gott doch unendlich gütig für mich! Gestern abend bin ich hier angekommen und bin überzeugt, dass ich hier

bei Miss Wallis glücklich sein werde... Ohne Zweifel stehe ich unter dem Eindruck eines schlechten Traums...

Aber schon am 13. November tönt es wieder zuversichtlich: *Gestern erhielt ich einen Brief von Elisabeth Beckst., an welche ich die letzten Tage häufig denke. Eine meiner Schülerinnen sieht ihr verblüffend ähnlich. Ich kann sie nicht betrachten, ohne an unsere Collègejahre zu denken. Wie veschieden doch unsere Lebenswege sind! Da ist diese Elisabeth, die keine Ahnung hat, was der Kampf ums Dasein ist. Sie ist immer unter den schützenden Fittichen ihrer guten Eltern und kennt weder Kummer noch Sorgen; und doch ist sie nicht glücklich, vielleicht nicht glücklicher als ich. A propos Glück: ich habe meinen Traum gehabt, einen so schönen Traum, und ich war so glücklich!*

Lina Bögli ist glücklich in ihrem neuen Wirkungskreis, davon zeugt ihr Tagebuch. Den Eintrag vom Samstag, 10. März 1894 möchte ich dem Leser nicht vorenthalten: *Heute war ich den ganzen Tag unterwegs. Am Vormittag bin ich durch die ganze Stadt gerannt, um meine Schneiderin, Miss Jennings, die an die General Arcades umgezogen ist, aufzusuchen. Und da sich meine geographischen Kenntnisse von Sydney nicht bis zu den General Arcades erstrecken, war das eine wahre Odyssee. Ich fragte ein Dutzend Passanten nach dem Weg und bekam stereotyp immer dieselbe Antwort: «Ich kann Ihnen wirklich nicht helfen, ich bin ein Fremder.» Welch eine Menge Fremde es immer hat in Sydney, wenn man etwas wissen möchte! – Endlich fand ich einen Polizisten, der selber nicht recht sicher war, aber nach langem Überlegen gelang es ihm, mir die Richtung zu weisen, und ich kam endlich bei Miss Jennings an. Ich hatte vor, ihr Vorhaltungen zu machen, weil sie mich angelogen hatte; aber sie schien mir in so schlechter Verfassung und blickte so dümmlich drein, dass sich mein Zorn in Erbarmen wandelte, und anstatt zu schimpfen, habe ich sie getröstet. Das war eigentlich sehr dumm von mir, denn wenn sie mir wieder etwas machen muss, wird sie mich umso mehr anlügen. Ich habe schon festgestellt, dass das von Mal zu Mal noch zunehmen wird, wenn ich mit ihr zu tun haben werde.*

Am Nachmittag bin ich trotz des schlechten Wetters zu einem Photographen gegangen. Ich fühlte mich gerade in Stimmung, mich photographieren zu lassen. Während des ganzen Tages war alles etwas wunderlich. Wohl war ich ein bisschen aufgedreht, aber meine Stimmung war in vollkommener Harmonie, um von mir ein von Liebenswürdigkeit strah-

lendes Portrait machen zu lassen. Dann hatte ich noch den seltsamen Einfall, zu einem Photographen zu gehen, den kein Mensch kannte, d.h. zu einem, der nichts kann, den ich per Zufall an der Georges Street entdeckt hatte. Hätte man mich gefragt, warum ich dorthin gehe und nicht zu einem Starphotographen, hätte ich geantwortet, dass ich mich schon einmal von einem Starphotographen – Newman – verlocken liess, welcher mit seiner ganzen Kunst eine Schreckgestalt hervorbrachte, so dass die 15 sh, die ich dafür zu entrichten hatte, hinausgeworfenes Geld waren. Wenn im jetzigen Fall die Sache nicht glückt, geht es nur um 5 sh, was immerhin ein Unterschied ist.

Gewiss hätte ich zum gleichen Preis in eines der sehr gefragten Ateliers gehen können, aber das Souveniratelier machte einen so ärmlichen Eindruck und war so leer, kaum eine Photographie war zu sehen und ausser mir kein einziger Kunde. So sagte ich mir: «Wenn ich nun 5 sh ausgebe, so doch wenigstens für jemanden, der es nötig hat.» Und schon befand ich mich im Atelier. Natürlich war sonst niemand da. Ziemlich schlechte Aussichten, aber das hatte den Vorteil, dass ich nicht zu warten brauchte. Der Künstler war ein ganz junger Mann, welcher merkwürdigerweise einem Küchenjungen, aber einem Küchenjungen im Négligé glich. Die Sache amüsierte mich mehr und mehr. Doch glaube ich, dass er, obwohl er mir wie ein Küchenjunge erschien, sich gar nicht so ungeschickt anstellte. Er liess mich aber in einer Art posieren, wie es vor 50 Jahren Mode war. Ich erinnere mich, die gleiche Pose auf sehr, sehr alten Photographien gesehen zu haben. Aber was solls, ich liess ihn gewähren. Er hielt mich nicht sehr lange auf, und vor allem berührte er mich nicht. Übrigens hatte ich mich entschlossen, die 5 sh zu verschwenden oder vielmehr, das Almosen zu geben. Doch lief er noch einmal Gefahr, mein Wohlwollen zu verscherzen, als er mir nach einer kleinen Überprüfung meiner Pose sagte: «Ich denke nicht, dass Sie eine Profilaufnahme wünschen.» Gewiss, er weiss, was hässlich ist, der kleine Küchenjunge! Mein Profil wurde gemacht. Ich will es einmal auf einer Photographie sehen; diese lange Nase und dieses aufgeworfene Kinn, und um meine zahlreichen Freunde zufrieden zu stellen, die mir diese Darstellungsweise empfehlen. Ich lache schon im voraus, wenn ich daran denke, wie die Photos aussehen werden. Mögen sie nur gut geraten! Ich wünsche das für den armen, kleinen Photographen, denn ich möchte ihm ja gerne etwas zu verdienen geben; es muss ja so traurig sein, wenn niemand etwas von einem will.»

Schon am 16. März können wir lesen: «*Meine Photographien sind angekommen, d.h. die Probeabzüge. Und sie sind so ausgezeichnet! Noch nie hatte ich eine so gute Photographie. Sogleich eilte ich hin, um drei Dutzend zu bestellen. Wie gut handelte ich doch, dass ich nicht einem Photographen à la mode nachjagte!*» Und nun hat also nach 100 Jahren einer von den drei Dutzend Abzügen, fast möchte ich sagen auch auf einer Odyssee, wieder den Weg zurück in den Oberaargau gefunden.

*

Im Jahrbuch 1987 erschien bereits ein Beitrag von Werner Staub über Lina Bögli. Es mag wohl dennoch angebracht sein, auf das aussergewöhnliche Leben dieser ausserodentlichen Frau nochmals Wert zu legen. Lina Bögli wurde am 15. April 1858 im «Boden» Oschwand geboren. Viel mütterliche Liebe scheint sie als jüngstes Kind nie erfahren zu haben. Das mag wohl der Grund sein, dass sie in ihrem späteren Leben nie von der Mutter, wohl aber vom Vater gesprochen hat, mit dem sie zeitlebens geistig verbunden blieb. 1870 starb Linas Mutter. Das zwölfjährige Mädchen wurde aus der Schule genommen und, um den väterlichen Haushalt zu entlasten, in ein Dorf des Berner Juras placiert, wo es Französisch lernen sollte. Lina hatte in der Familie, die sie als Volontärin aufnahm, die Kinder zu hüten, da ja niemand für sie ein Kostgeld entrichtete. Daneben sollte sie die Dorfschule besuchen, was ihr aber höchst selten erlaubt wurde. Sie hatte nämlich schon in diesem jugendlichen Alter die, wie sie es später nannte «sonderbare Gabe», Kinder in Ordnung zu halten. Da hiess es oft: «Lina, puisque nous avons la lessive, tu resteras à la maison et tu garderas les enfants. Tu apprendras autant de français avec eux que si tu allais à l'école.» (Lina, weil wir heute Wäsche haben, wirst du zu Hause bleiben und die Kinder hüten. Du wirst mit ihnen ebenso viel Französisch lernen, wie wenn du in die Schule gingest.) Bei diesem spärlichen Schulbesuch vergass sie sogar ihr bisschen Schuldeutsch der Oschwand und lernte nichts als ein, wie sie es nannte, «Brunnenfranzösisch». Als das Jahr im Jura um war, während welchem sie «mehr Schläge als Unterricht» erhalten hatte, kehrte sie nach Hause und somit wieder in die Schule Oschwand zurück. Dort blieb sie, da sie das Jahrespensum ja nicht durchgenommen hatte, einfach sitzen.
Während ihrer ganzen Jugend hatte Lina den Wunsch, Lehrerin zu werden. Dieser Beruf hätte für sie das Glück bedeutet, aber es blieb ihr versagt, weil ihr Vater der Kosten wegen dagegen war. Wie schmerzte es sie, wenn eines der ihr bekannten Mädchen ins Lehrerinnenseminar Hindel-

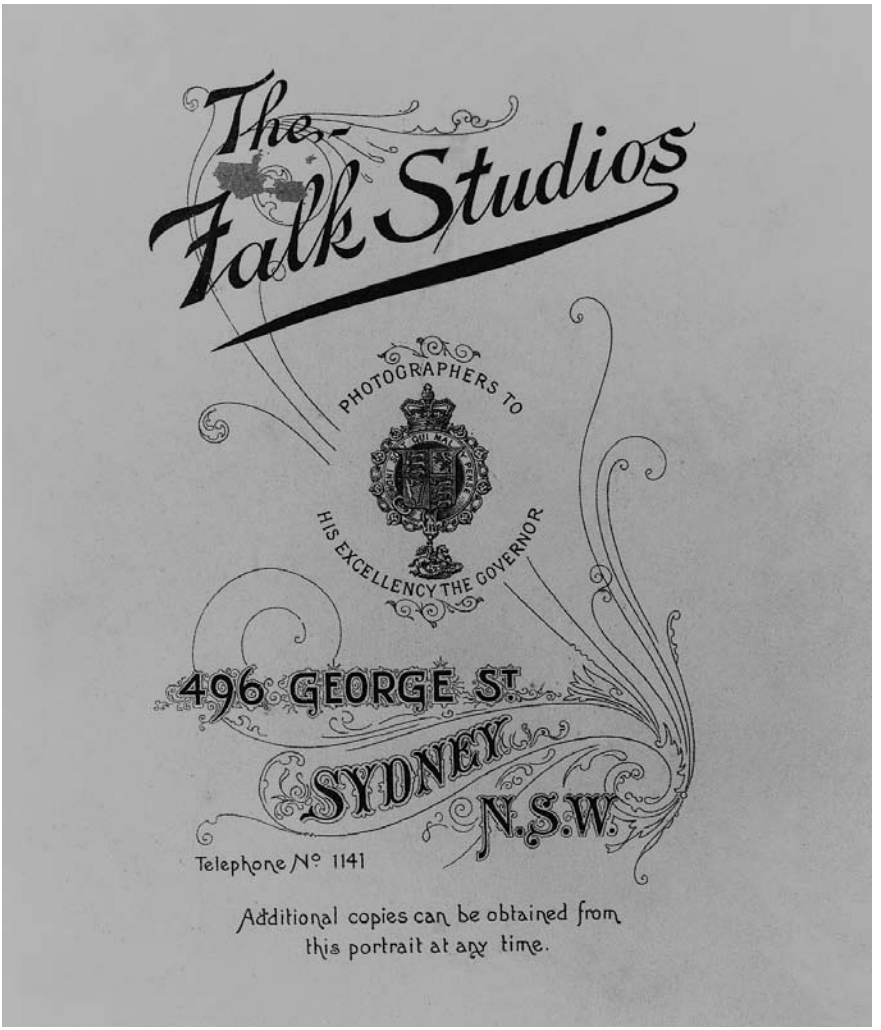
Die im Text beschriebene Aufnahme von Lina Bögli aus Sydney («The Falk Studios») 1894.

bank eintreten konnte! Unglücklich war Lina während dieser letzten Schuljahre nicht, nur einsam. Mit der Familie ihres Lehrers Ulrich Flückiger – besonders mit der Tochter Emma – blieb sie zeitlebens freundschaftlich verbunden. Nach der Konfirmation wurde sie Kindermagd im Oberhof, nicht weit von ihrem väterlichen Hause. Es waren drei strenge Jahre, die Lina dort bei einem Monatslohn von 5 Fr. verbrachte.

Eine Schweizer Familie in Neapel stellte Lina als Zimmer- und Kindermädchen an. Bei einem Monatslohn von 25 Fr. wurde sie nun in den Zimmerdienst und Tischservice eines feinen Haushalts von damals eingeführt. Darüber hinaus blieb Lina viel Zeit zum Lesen. «Ich glaube, mein Deutsch habe ich dort gelernt», sagte sie später. Nach drei Jahren kehrte Lina in die Schweiz zurück und fand von da aus eine Stelle in Galizien, im damals österreichischen Teil Polens. Eine gräfliche Familie Sczaniecki suchte eine «Bonne». Unter über hundert Bewerberinnen fiel die Wahl auf sie, und das aus dem Grunde, weil einst zur Zeit polnischer Aufstände ein von Sczaniecki in der Schweiz bei einer Familie Bögli Aufnahme gefunden hatte. Auch diese Stelle war wieder ein Glücksfall. Die gräfliche Familie liess Lina am kulturellen Leben teilhaben.

Ihr Drang nach Wissen und Bildung gehörte zu ihrem Wesen, und immer noch hegte sie den Wunsch, Lehrerin zu werden. Dem Rate von Frau Amelie Moser folgend, trat sie als 28jährige mit 1200 Fr. Erspartem ihr Studium an der «Ecole supérieure» in Neuenburg an. Nach zwei Jahren bestand sie ihr Fachexamen und erhielt das Certificat d'Etudes. Nun folgte noch ein Englandaufenthalt als Lehrerin an einem «Ladies College», einem einfachen bürgerlichen Institut, von wo aus die Töchter als Lehrerinnen in die Welt traten. Der Unterricht richtete sich nach den An forderungen der Universität Oxford, an der die Schülerinnen ihr Examen zu bestehen hatten. Täglich hatte sie ein Pensum von acht Stunden zu bewältigen, dazu kamen noch die Korrekturen von vielen Heften. Das viele Lesen und Lernen von früh bis abends spät setzten aber ihrer Sehkraft arg zu, was sie in Sorge versetzte. Überhaupt war das feuchte Inselklima ihrer Gesundheit nicht förderlich, so dass sie, nachdem sie die englische Sprache beherrschte, «von Sehnsucht getrieben» zu ihren polnischen Freunden nach Galizien zurückkehrte.

Wie eine nach langer Abwesenheit ins elterliche Haus zurückkehrende Tochter wurde Lina vom gräflichen Paar empfangen. Sie hatte nun die Töchter in englischer, französischer und deutscher Sprache zu unterrich-



Rückseite der Sydney-Foto Lina Böglis von 1894.

ten. Im gräflichen Schloss machte sie in der Folge alle Familienfeste mit. Ein polnischer, in den Fünfzigerjahren stehender Gutsherr machte ihr einen Antrag. Frau von Sczaniecki legte ihr alle Vorteile einer guten Versorgung durch die Ehe dar: Besitz eines Gutes, zahlreiche Dienerschaft und finanzielle Sicherheit. Obwohl Lina den Gutsherrn wohl leiden mochte, war sie unschlüssig. Da träumte sie: es war stockdunkle Nacht; aber am schwarzen Himmel glänzte ein heller Stern. Sie sah ihren 1887 verstorbenen Vater, der zu ihr sagte: «Das ist der Stern der Ehre und des Reichtums. Folge ihm, wenn du Lust hast!» Aber der Vater schien so unzufrieden mit ihr zu sein, wenn sie dem glänzenden Stern nachging, dass sie die Werbung nicht annahm.

Aber nun trat doch ein Ereignis in ihr Leben, das ihr Innerstes aufwühlte. Sie begegnete ihrer einzigen und grossen Liebe. Er war bereit, für Lina eine glänzende Karriere als Offizier zu opfern. Ihre Liebe war zu gross, als dass sie ein solches Opfer annehmen konnte. Er aber wollte nicht auf sie verzichten. Da legte sie die halbe Welt und einen Zeitraum von zehn Jahren zwischen sich und ihn. Sie fasste den Entschluss, eine Weltreise zu unternehmen, dabei an den Orten, wo sie Station machen würde, ihr Leben zu verdienen – und erst nach zehn Jahren wieder nach Krakau zurückzukehren. Im Verlauf dieser langen Zeit würde die Glut der Liebe gelöscht sein. Was sie in diesen zehn Jahren erlebte, können wir in ihrem ersten Reisebuch «Vorwärts», das unter dem Titel «Talofa» neu herausgekommen ist und jetzt schon in der dritten Auflage vorliegt, nachlesen.

Am 12. Juli 1892 reiste sie von Krakau ab und am 12. Juli 1902 stieg sie im Bahnhof Krakau wieder aus dem Zug. Sehnlichst und voller Spannung wurde sie von ihren Freunden erwartet. Wer stand auch da in Zivil neben den Sczaniecki? Der Freund, mit dem sie gemäss Verabredung in diesen zehn Jahren nie in schriftlichem Verkehr gestanden hatte. Er war da und erneuerte seine Werbung. Aber Lina hatte nicht während zehn Jahren mit diesem Problem gekämpft, um nun wieder schwankend zu werden. Der Abschied der beiden wurde ein endgültiger. Auch wenn sie sich später auf der Strasse begegneten oder sich in der Gesellschaft trafen, mehr als zum formellen Gruss und zu einigen freundlichen Worten kam es nicht, obwohl dies Lina, wie wir es aus ihren Tagebüchern wissen, unendlich schwerfiel. Kurz nach dem Ausbruch des 1. Weltkrieges schrieb sie in ihr Tagebuch: «…*Es ist zwar wahr, verliebt war ich nie in einen Schweizer, aber wenn ich nie fortgekommen wäre, so hätte mich Amors Pfeil wahrscheinlich auch*

Après-midi je suis ~~allait~~ allée chez un photographe malgré le mauvais temps, je me sentais juste en humeur de me faire photographier, tout était allé de travers toute la journée j'étais donc un peu irritée, mon humeur étais donc en parfaite harmonie avec le temps pour faire de moi un portrait plein d'amabilité! puis j'ai encore en l'étrange phantasie d'aller chez un photographe que per-

---

16/ Mes photographies sont arrivées c.a.d. les preuves et elles sont excellentes, jamais je n'ai eu une aussi bonne photographie, aussi suis-je allée tout de suite en commander trois douzaines.

Schriftprobe aus Lina Böglis Tagebuch (Sydney, 10. März 1894).

einmal getroffen und mich für einen Landsmann entflammt. So aber war es mir vorbehalten, einen Fremden lieben zu lernen, den ich – vielleicht glücklicherweise – zwar nicht heiraten konnte, dessen ich mich aber nie zu schämen hatte und der vielleicht in diesem Augenblick eine Armee zum Siege führt oder auf dem Schlachtfeld den Tod des Helden stirbt. Wie gut es doch war, dass wir damals beide mittellos waren und ich die Kraft hatte, das Opfer seiner Karriere abzulehnen. Wie ganz anders wäre unser beider Leben gewesen. Ganz sicher wäre es weniger befriedigend gewesen, als es auf diese Weise war. Er ist seinem Beruf treu geblieben und hat es darin weiter gebracht als dies beim Durchschnittsoffizier der Fall ist. Ich habe ein so volles und im Grunde schönes Leben hinter mir, dass ich undankbar wäre, wenn ich mit dem Schicksal hadern wollte. Im Gegenteil bin ich von der tiefsten Dankbarkeit erfüllt, dass alles so gekommen ist. Indem wir jedes seinen einsamen Weg getrennt gingen, sind wir beide der Menschheit so viel nützlicher gewesen als wir es vereint gewesen wären. Ja, es ist alles gut wie es ist; Dank Gott!»

In die Einsamkeit von Kwiatonovice, dem waldreichen Gut ihrer Freunde, zog sie sich zurück, um sich auszuruhen und dann vor allem, um die reichen Erlebnisse ihrer Reise in einem Buche zu ordnen. Während der zehn Wanderjahre war Englisch ihre Umgangssprache, Französisch und Deutsch waren nur die zu unterrichtenden Sprachen gewesen, so dass es sich von selbst ergab, dass sie ihre Erinnerungen englisch, und zwar in einer fliessenden Ausdrucksweise, niederschrieb. 1904 erschien ihr «Forward» im Verlag Lippincott Company, Philadelphia und London. Deutsch erschien «Vorwärts» erst 1906 bei Huber in Frauenfeld. Insgesamt soll es in neun Sprachen herausgekommen sein.

Wenn Lina Bögli nun auch in ihrem ferneren Leben nicht mehr die unscheinbare, unbekannte Erzieherin war, sondern ihr überall, wo sie hinkam, der Ruhm vorauseilte, und sich ihr Türen und Herzen öffneten, weiterverdienen musste sie doch. Ihre Schweizer Freunde hätten ihr gerne einen Posten als Geographie- und Sprachlehrerin an einer staatlichen Schule verschafft. Da sie aber weder Diplom noch Patent besass, sondern nur das Certificat d'Etudes von Neuenburg, konnte sie nicht an eine öffentliche bernische Schule gewählt werden.

Immer wieder zeigten sich aber neue Wege, und sie wurde von der zahlreichen Verwandtschaft ihrer polnischen Freunde, der Familie von Sczaniecki, als Erzieherin, Gesellschafterin und Reisebegleiterin in Anspruch

genommen. So wurde sie eingeladen, mit einer amerikanischen Familie Europa per Auto zu bereisen. Sie lebte auf diesen Reisen inmitten von strotzendem Reichtum. Obwohl sie einen grossen Teil Europas, ganz Deutschland, Frankreich, Italien kennenlernte und auch die ihr noch unbekannten Gegenden der Schweiz besuchen konnte, dabei unendlich viel Schönes sah und in die Eigenart jedes Landes und seiner Bevölkerung Einblick gewann, so sehnte sie sich doch nach dem Ende der Reise.
In ihrem Tagebuch lesen wir folgendes Urteil über die Europafahrt mit den Aufenthalten in erstklassigen Hotels: «*Diese Reise lehrte mich etwas, nämlich: das Übermass von Reichtum zu verachten, in welchem Seele und Geist und alles Gütige im Menschen untergehen. Wie schätze ich einfache, bürgerliche Verhältnisse!*»
Es zog sie wieder für kurze Zeit in die Schweiz zurück, zu ihren Buchsifreunden. Bald fand sie auch eine Lehrstelle für Französischunterricht am Königlichen Paulinenstift in Friedrichshafen. Das war nun eine sehr glückliche Zeit, die aber nur wenige Jahre währen sollte. 1910 wurde diese Schule verstaatlicht, und da Lina kein deutsches Lehrpatent besass, musste sie daran denken, früher als sie gemeint hatte, nach drei Jahren Lehrerin im Stift, wieder auf die Wanderschaft zu gehen.
Wenn sich Lina Bögli etwas vorgenommen hatte, so wurde es auch ausgeführt. In ihrem Buch «Immer Vorwärts» lesen wir unter dem Datum vom 6. September 1910: «*...Heute aber wage ich mich wieder aus meinem Schneckenhäuschen heraus; denn ich habe mich ganz plötzlich – wie das so meine Art ist – entschlossen, eine Reise nach dem Orient zu machen. Vor ungefähr vierzehn Tagen, als ich eines abends müde und abgespannt über einer Karte von Asien sass, um – mich auf meine nächste Geschichtsstunde vorbereitend – die Kriegszüge Alexanders von Mazedonien in Kleinasien und Indien zu verfolgen, kam es mir auf einmal zum Bewusstsein, wie wenig ich von diesem grossen asiatischen Kontinent gesehen hatte. Sogleich wurde dann natürlich auch der Wunsch in mir reif, das Versäumte nachzuholen, und mit dem Bleistift, den ich gespitzt hatte, um die Alexanderschlachten zu notieren, zog ich eine Rundreiselinie durch und um Asien: Berlin – Moskau – Sibirien – Wladiwostock – Japan und von da über China und Indien nach Europa zurück. Ja, dieser Plan schien mir der Ausführung wert. Was wohl eine Reise nach Japan kosten würde, war die nächste meiner Gedankenfragen. Neben mir auf dem Tisch lagen alle nötigen Schreibmaterialien; es war daher keine Anstren-*

gung, eine Postkarte zu nehmen, einige Zeilen darauf zu werfen und sie an das Reisebureau von Thomas Cook in Berlin zu adressieren. Wenn der ganze Spass nicht mehr als 2000 Mark kostet – so viel könnte ich nämlich leicht flüssig machen – so wird gereist! In Japan werde ich mir dann die Mittel zur Rückreise durch Unterrichten verdienen, wie ich dies auf meiner Reise um die Welt getan hatte.»

Alles geht nun sehr rasch. In kürzester Zeit hat Lina ihre Vorbereitungen getroffen. Am Schluss des erwähnten ersten Kapitels von «Immer Vorwärts» lesen wir: «*...Mein Billet ist schon da; es lautet für den zwölften Berlin ab. Da ich aber auf dem Weg dorthin noch einige Besuche machen möchte, reise ich schon morgen. Von elf bis zwölf habe ich meine letzte Stunde zu geben, und um drei Uhr geht es nach dem Fernen Osten! Diesmal verspreche ich mir aber nicht, die Reise auf zehn Jahre auszudehnen, sondern hoffe, den Kreislauf um Asien in nicht mehr als drei Jahren zu vollenden. Mögen meine guten Geister, die mich auf meiner Weltreise so treulich beschützt haben, mich auch auf meiner Orientreise begleiten!»*

Und so reiste sie mit der Transsibirischen Eisenbahn nach Wladiwostok und von da weiter nach Tokio. Geld hatte sie diesmal soviel bei sich, dass sie jederzeit zurückkehren konnte. Dazu war sie nicht mehr die unbekannte, kleine Lehrerin von ehemals. Überall traf sie Freunde und war vielen Menschen, auch im Fernen Osten, als die Verfasserin des «Vorwärts» bekannt. Auf den Tag genau nach drei Jahren treffen wir sie wieder in Friedrichshafen an. – Wieder begibt sie sich nach Galizien, wo sie in der ländlichen Abgeschiedenheit von Kwiatonovice ihr «Immer Vorwärts» schreibt.

Am 4. April 1914 trifft sie in Herzogenbuchsee ein und bezieht ihr Zimmer im «Kreuz», das gerade im Umbau ist. Wir lesen in ihrem Tagebuch: «*Herzogenbuchsee. Bin heute abend bei sehr schlechtem Wetter angekommen. Bin im ‹Kreuz› untergebracht, und zwar im Zimmer, das Marie Skrochowska eine Nacht bewohnt hat. Es ist ein nettes Zimmer, aber leider sind zwei Betten drinnen, da man sonst nirgends Platz hat, um das zweite Bett unterzubringen; sehr gemütlich werde ich mich also wohl nicht einrichten können. Der Neubau wird erst im November fertig sein! Also acht Monate in einem banalen Hotelzimmer leben, das ist keine freundliche Aussicht!»*

Aber recht bald wurde sie in Buchsi wieder heimisch, machte viele Besuche und empfing ebensoviele. In der ganzen Deutsch- und Westschweiz

war sie für Vorträge gefragt, und bald schon stellten sich die ersten Privatschüler für Französisch- und Englischstunden ein. Fast bei jedem Wetter machte sie Spaziergänge, oft sehr ausgedehnte. Ihre Tage waren immer ausgefüllt.

Am politischen Geschehen im In- und Ausland war sie immer sehr interessiert. Ihre Tagebucheintragungen lassen ein lebendiges Bild jener Jahre erstehen. Kein wichtiges Ereignis wird übergangen. So schreibt sie am 1. Juli 1914: «*...Natürlich kommt man in diesen Tagen in Gesprächen auf den Mord in Sarajewo und die Eigenschaften des Thronfolgerpaares. Es ist ja ein erschütterndes Drama. Aber ich kann gar nicht, wie so viele, die Herzogin so sehr bedauern, weil auch sie sterben musste; im Gegenteil finde ich ihr Schicksal beneidenswert im Vergleich mit dem, was die Lebende erwartet hätte. Mit dem geliebten Mann zusammen zu sterben, muss ja eher beneidenswert sein...*»

Am 26. Juli 1914: «*...Nachmittags kamen Hans und Alice und brachten die erstaunliche und beunruhigende Nachricht, dass Österreich den Serben den Krieg erklärt habe. Wohin mag das führen! Nun ist er wohl da, der europäische Krieg, den man schon so lange gefürchtet hat...*»

Am 31. Juli: «*...Natürlich hört man dieser Tage auch von nichts anderem als dem Krieg sprechen in Buchsi. Die Zeitungen meldeten heute, dass Russland unter die Fahnen rufe, was ich erwartet hatte. Die Frage ist jetzt, wie werden sich Deutschland, Frankreich und England verhalten. Man sollte meinen, dass zu unseren aufgeklärten Zeiten ein Krieg oder Morden, wie es ein Krieg mitbringt, ein Ding der Unmöglichkeit wäre...*»

Von Anfang an erwies sich Lina Bögli als ausgesprochene Gegnerin des in Deutschland aufkommenden Nationalsozialismus, und sie sah ahnungsvoll die kommende Weltkatastrophe voraus. In ihren Eintragungen lesen wir: «*...Nicht Liebe, sondern Hass regiert die Welt. Wie wird das enden?*»

Den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges erlebte sie noch, nicht aber das Ende. 1941, in ihrem 83. Lebensjahr, hatte Lina Bögli noch die Kraft und die Freude, in Buchsi einquartierten polnischen Internierten Englischunterricht zu erteilen. Wie freuten sich diese, jemandem zu begegnen, der ihre Heimat so gut kannte und mit ihnen in ihrer Sprache reden konnte! Doch stellten sich nun allerlei Beschwerden ein. Dem Tode schaute Lina Bögli ruhig entgegen. Alle nötigen Vorkehrungen hatte sie schon getroffen. Der Grabstein war schon seit Jahren bis auf das Todesdatum fertig

und bezahlt. Am 22. Dezember 1941 verschied sie. Leise und sanft war der Tod zu ihr getreten. Sie hatte gewünscht, dass die Leichenfeier im Schulhaus Oschwand stattfinden und ihr Sarg dort in der Schulstube aufgebahrt werden sollte. Für ein Leichenmahl im Wirtshaus gegenüber – bei ihrer Nichte – hatte sie vorgesorgt, und es sollte für alle, die sie zu ihrer letzten Ruhestätte begleiteten, genug vorhanden sein. – Es war ihre letzte Reise, die sie am Tage des Heiligen Abends, nach der Oschwand führte. Damit schloss sich der Ring ihres reichen Lebens.

Quellen

Bögli Lina: Vorwärts, Huber, Frauenfeld, 1906.
Talofa, eFef Verlag, Zürich, 1990 (Neuauflage von Vorwärts), Nachwort von Doris Stump.
Immer Vorwärts, Huber, Frauenfeld, 1915.
Tagebücher, nicht veröffentlicht (Privatbesitz).
Strub Elisa: Lina Bögli, ein reiches Frauenleben, Schweizerspiegelverlag 1949.
Moser Amy: Erinnerungen an Lina Bögli, Bern, 1942. Sonderdruck aus dem «Bund».
Paul Bögli, New Holland, USA: Fotos.

Dr. med. Robert Obrecht 1913–1995

Begründer des Oberaargauer Jahrbuches

Karl H. Flatt

Zwei Monate vor Vollendung seines 82. Lebensjahres durfte Robert Obrecht am 10. August im Kreis seiner Familie, der er «Vorbild und Ansporn» war, nach längerem Leiden, in seinem Heim am Schmiedengässli in Wiedlisbach, sanft einschlafen. «Dr. Robert Obrecht-Dürst, Arzt und Ehrenbürger von Wiedlisbach, hat heute seine irdische Reise beendet und ist in seinem geliebten Städtli gestorben. Er, der sein Leben in den Dienst seiner Mitmenschen gestellt und sich gleichzeitig mit aller Kraft für die Erhaltung einer menschenwürdigen Umgebung für eben diese Mitmenschen eingesetzt hat, ist nicht mehr»; so die Trauerbotschaft der Behörden an die Bevölkerung.

Drei Tage zuvor hatten wir, von ihm an sein Krankenlager gerufen, in Anwesenheit seiner ihn unermüdlich betreuenden Gattin, in einer ergreifenden Stunde von ihm Abschied nehmen und ihm für eine vierzigjährige Freundschaft und Zusammenarbeit danken dürfen: es war keine Selbstverständlichkeit, aber für ihn charakteristisch, dass er 1955 den 16jährigen Gymnasiasten aus dem benachbarten Wangen zur Mitgestaltung der Jubiläumsausstellung und des «Kuriers» zur 700-Jahr-Feier einlud und in der Folge zum Aufbau des Jahrbuchs beizog.

Die prägenden Eigenschaften dieses ausserordentlichen Menschen werden anschliessend von seinem Freund und langjährigen Weggefährten, Dr. Valentin Binggeli, Präsident der Jahrbuch Vereinigung, aus persönlicher Sicht gewürdigt, während hier einige Wegmarken aus Robert Obrechts Leben und vielseitigem Wirken festgehalten werden sollen.

Robert Obrecht wurde am 14. Oktober 1913 als Sohn des Kaufmanns Robert Obrecht und der Ida, geb. Kopp geboren. Über *Herkunft* und Geschichte der Familie ist im Jahrbuch 1993 berichtet worden. – Zusammen mit zwei Schwestern und dem älteren Bruder Werner erlebte Robert eine anregende und glückliche *Jugendzeit* – vorerst im Chalet «Daheim», an

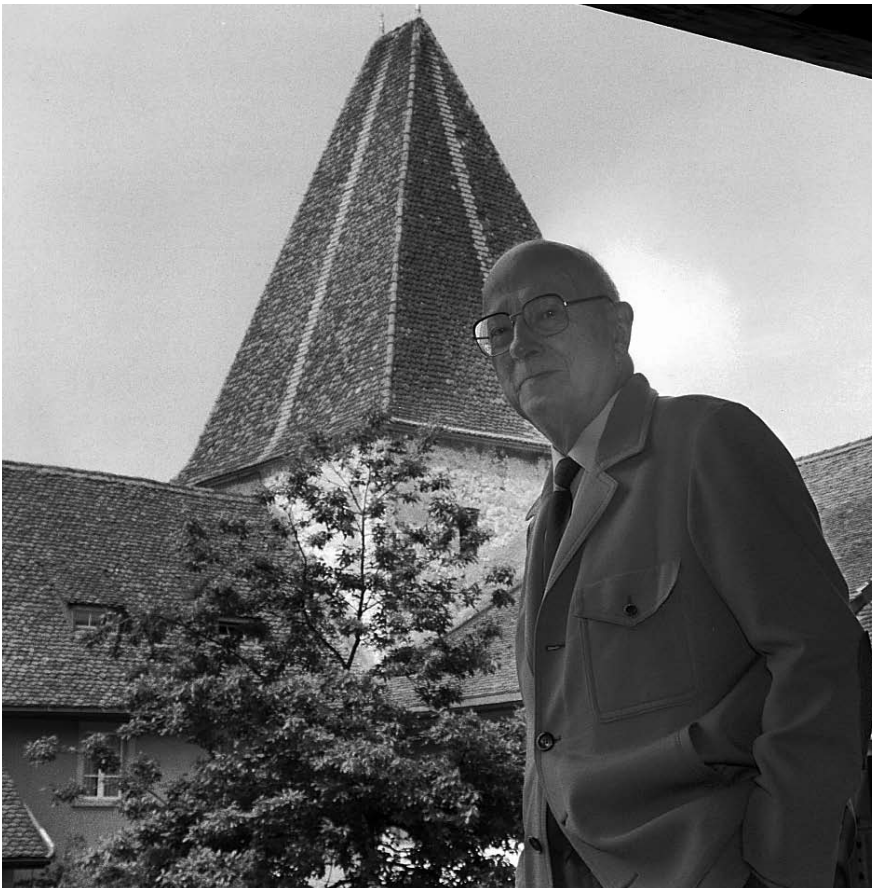
dem seit 1918 die neue Schmalspurbahn Solothurn–Niederbipp durchführte, dann oben am Öleweg in der Stierenweid, wo die Eltern 1923 ein bequemes Eigenheim bauten, das später zur Arztpraxis umgebaut wurde. – Wirtschaftliche Nöte blieben allerdings in jenen turbulenten Jahren der Familie nicht fremd, betrieb doch der Vater mit wechselndem Erfolg, aber stets voller Zuversicht, neuer Ideen und Pläne, seit 1904 selbständig eine Papeterie mit Versandhandel; die Mutter kümmerte sich mit starker Hand um die Familie. Persönliche Bescheidenheit und Genügsamkeit, Wille zu harter Arbeit prägten denn auch die Kinder fürs Leben. Von Haus aus eng mit der Natur verbunden – als 16jähriger gründete Robert zusammen mit Walter Tschumi den Naturschutzverein Wiedlisbach –, fanden die Geschwister im Elternhaus eine Fülle von Büchern und Zeitschriften, die ihnen die Welt erschlossen, Interesse und Anregung schufen. Primar- und Sekundarschule trugen das Ihre dazu bei. Prägend wurde für Robert Obrecht dann der Besuch des Gymnasiums der Kantonsschule Solothurn – damals noch keine Selbstverständlichkeit: mit Solothurn, mit seinen Schul- und Studienkollegen blieb er sein Leben lang verbunden. Bis ins hohe Alter offen und neugierig auf alle Wunder dieser Welt, knüpfte Robert – namentlich im Ruhestand – wieder an bei den in der Jugend erworbenen Kenntnissen und Anregungen. Die Matur des Neunzehnjährigen wurde allerdings vom jähen Tod des Vaters (mit 53 Jahren) überschattet.

Sein Entschluss, *Mediziner* zu werden, deckte sich mit dem Wunsch des verstorbenen Vaters. Allerdings fielen die Studienjahre in Bern und Wien, die Assistenz in Glarus in die schwierige Zeit von Krise und Aktivdienst. Sie haben dem Studenten wie der Familie harte Opfer abgefordert. 1941 konnte Robert die Arztpraxis im väterlichen Haus in der Stierenweid eröffnen und die in Westpreussen/Polen aufgewachsene Glarnerin Erika Dürst als Frau heimführen. Fast 40 Jahre haben die Eheleute Haus und Praxis gemeinsam betreut, bis Sohn Dr. Ueli Obrecht-Bachmann 1980 die Nachfolge antrat.

Robert Obrecht war ein begeisterter und unermüdlicher Arzt, ein Mann der bei Nacht und Nebel mit seinem VW für seine Patienten unterwegs war, am Berg, im Dettenbühl wie im Städtli. Er kannte seine Mitbürger, und sie kannten ihn von Kindsbeinen an, in seinen Stärken und seinen Schwächen. Seine Hilfsbereitschaft und soziale Gesinnung fanden nicht in Worten, sondern in der Tat Ausdruck. Dass er sich für Gemeindekran-

kenpflege, Gesundheitskommission, Samariterbund und Spitaldirektion engagierte, war für ihn selbstverständlich.
So sehr Robert Obrecht seinen Beruf liebte und sich bis zum letzten Tag mit medizinischen Fragen beschäftigte, so wenig vermochte dieser oft harte Dienst seiner Energie, seiner *Vitalität* und seinem *Ideenreichtum* zu genügen: nach dem langen Tagwerk blieb ja die Nacht zum Denken, zum Pläneschmieden. Nicht Ehrgeiz oder der Drang nach materiellen Gütern trieben ihn, vielmehr die enge Verbundenheit mit seiner Vaterstadt, dem Bipperamt und dem weitern Oberaargau. Es verletzte sein Selbstverständnis, seinen angestammten Stolz, wenn Wiedlisbach, die ganze Region in der Hauptstadt oft nur als «Abrächete des Kantons», als unterentwickelt, halb zu Solothurn gehörig, betrachtet wurden. Typisch für ihn: als ein ihm unbekannter Professor am Staatsexamen in ihm den gleichnamigen Bundesratssohn zu erkennen glaubte, bemerkte er trocken: «Nei, Obrächt vo Wiedlisbach!»
Tatsächlich war die Prosperität seit dem 19. Jahrhundert an diesem Landstrich vorbeigegangen: man hatte den Übergang zur Industrialisierung, den Anschluss an eine grössere Bahnlinie verpasst. Die Altstadthäuser verfielen, verloren ihre gewerbliche oder landwirtschaftliche Funktion. Die Frauen suchten Arbeit in Wangens Kleiderfabriken, die Männer – ausserkantonal – in Attisholz oder im Eisenwerk Klus. Es fehlte an Selbstvertrauen, Unternehmungsgeist, am regionalen Zusammenhalt, um mit einer Stimme zu sprechen.
In Kenntnis dieser Schwächen hat Robert Obrecht nun im Laufe der Jahre seinen Mitbürgern den Weg gewiesen, unbeirrt und hartnäckig, Skeptiker überzeugend oder am Wege stehen lassend, unter schonungslosem Einsatz aller Kräfte. «Er hat nichts vom Lamentieren gehalten, aber viel von zielgerichteter *Eigeninitiative.* Er hat sich nicht gescheut, sich im Kampf für sein Städtli und seine Region auch mit ‹grossen Tieren› anzulegen. Und sehr oft war sein Wirken mit persönlichen, materiellen und familiären Opfern verbunden», bezeugten die Behörden ihm anlässlich der Verleihung des Ehrenbürgerrechts 1983 und zwölf Jahre später beim Abschied.
Es ging ihm dabei nicht um platte Wirtschaftsförderung, die Einleitung einer hektischen Entwicklung. Vielmehr ermutigte er seine Mitbürger, aus den eigenen Ressourcen zu schöpfen, Wert und Schönheit ihrer Landschaft, ihrer Dörfer und des altehrwürdigen Städtchens zu erkennen, sie

zu hegen und zu pflegen und wieder zum Mittelpunkt eines lebendigen und aktiven Daseins zu machen: voll Freude und Zuversicht.
Nach dem Krieg – der auch dem jungen Arzt seinen Tribut abgefordert hatte – als sich zum älteren Sohn ein jüngerer und – vom Vater besonders verwöhnt – eine Tochter zur Familie gesellte, befasste sich Robert Obrecht vorerst mit der *Geschichte* seiner Sippe, im frühen 17. Jahrhundert in Wiedlisbach eingebürgert. Dies bedingte, dass er sich auch in die Vergangenheit von Wiedlisbach vertiefte, die Chronik von Lehrer Johann Leuenberger (1904), die Dissertation des Niederbippers Hans Freudiger (1912) mit ihrem sozialkritischen Ansatz, die «Beiträge» von Dr. Hans Morgenthaler ausschöpfte. Die in der Vergangenheit wurzelnden Probleme der Region kannte er aus eigener Anschauung. Vom Studium schritt er dann zur Tat.
«Als führende Persönlichkeit des überparteilichen und über den Sonderinteressen der wirtschaftlichen Gruppen stehenden ‹Wirtschaftsverbandes des Bipperamtes› gelangte Dr. med. R. Obrecht an Prof. Hugo Sieber in Bern mit der Bitte, einem Doktoranden der Nationalökonomie die Behandlung der bipperämtischen *Wirtschaftsfragen* als Dissertationsthema zu geben.» Die entsprechende Studie des Solothurners Willi Flüeli erschien 1951 im Druck unter dem Titel «Die wirtschaftlichen Verhältnisse im Bipperamt und die Möglichkeiten der Industrieansiedlung».
In jenen Jahren stand der Fortbestand der *Solothurn–Niederbipp-Bahn* zur Diskussion, deren Trassee und Rollmaterial schlecht unterhalten waren und deren Linienführung (Konzession 1906, Einweihung 1918, Anschluss an Solothurn Hauptbahnhof 1925) immer mehr mit den Interessen des wachsenden Strassenverkehrs kollidierte: eine umfassende Sanierung sowie die Entflechtung von Schiene und Strasse drängten sich auf – oder, wie es Stadt und Kanton Solothurn forderten – die Umstellung auf Busbetrieb. Eine jahrelange Auseinandersetzung bahnte sich an, in der Robert Obrecht – 1956 bis 1979 Präsident des Verwaltungsrates – «wie ein Löwe» für den Erhalt kämpfte und sich schliesslich durchsetzte. Dabei bewährte es sich, dass seine Hartnäckigkeit gepaart war mit diplomatischem Geschick, dass er seine vielfältigen Beziehungen spielen liess und schliesslich auch seine Solothurner Freunde überzeugte. Schon 1955 bewilligte der bernische Grosse Rat die nötigen Mittel; Ende 1963 erneuerten die Bundesbehörden – nach eingehender Abklärung des Grenzfalls – die Konzession (vgl. Jahrbuch 1968 und 1993). Seit 1959 in Betriebsge-



Robert Obrecht 1913–1995.

meinschaft mit den Oberaargau–Jurabahnen, heute Oberaargau–Solothurn–Seeland-Transport, wurde die SNB zur modernen Vorortsbahn, die 1969 durch den Bau der Öltanklager Oberbipp auch für den Güterverkehr Bedeutung erhielt. – Als Robert Obrecht 1980 seine Arztpraxis dem jüngeren Sohn übertrug, verkaufte er mit der ihm eigenen Konsequenz auch sein Auto und wurde zum eifrigen Bahnbenützer!

Die eben geschilderten Eigenschaften kamen ihm zugute, als er 1950 seine *kulturpolitische Aktivität,* sein eigentliches Lebenswerk, in Angriff nahm. Zusammen mit dem späteren Solothurner Regierungsrat Gottfried Wyss, damals Sekundarlehrer und Präsident der Museumskommission in Wiedlisbach, leitete er, mit höchst bescheidener kommunaler Unterstützung, die Restaurierung der *St. Katharinen-Kapelle* und ihrer wertvollen spätgotischen Fresken durch Restaurator Hans A. Fischer ein (diese – 1880 entdeckt – hatten schon die Beachtung des Zürcher Professors J.R. Rahn, Pionier der schweizerischen Denkmalpflege, gefunden und waren erstmals 1892 restauriert worden). Seither dient die Kapelle als Ort der Besinnung und idealer Raum für Kammerkonzerte.

Die Erneuerung der Kapelle bedingte allerdings die Auslagerung der dort seit 1907 untergebrachten *Historischen Sammlung,* die Posthalter Gottfried Ingold und Sekundarlehrer Ernst Strasser aufgebaut hatten. Ohnehin legten die engen Raumverhältnisse eine Änderung nahe. Die wertvollen historischen Objekte wurden vorläufig im Estrich des Kornhauses untergebracht, jenes markanten Eckbaus am westlichen Stadteingang, 1693 im Auftrag des Staates vom Attiswiler Zimmermeister Ulrich Leisi erbaut, seit 1863 im Besitz der Gemeinde. Das Gebäude, auf mannigfache Art als Werkstatt und Magazin genutzt – auch Vater Obrecht hatte dort zu Jahrhundertbeginn geschäftet –, war zwar im Kern gesund, aber renovationsbedürftig. Es gelang nun Robert Obrecht, nach dem Wegzug von Gottfried Wyss, Präsident der Museumskommission, die Behörden zu überzeugen, das Haus zu restaurieren und fortan ganz als Museum zu nutzen. Aus alten Beständen wurde ein Cheminée und ein Kachelofen der Hafnerei Anderegg in Wangen eingebaut, als besondere Attraktion im Erdgeschoss die alte Ölpresse aufgestellt. Anlässlich der 700-Jahr-Feier konnte im Sommer 1955 das Haus mit einer grossen Jubiläumsausstellung (Berater Christian Rubi, kantonale Stelle für Bauern- und Dorfkultur) eingeweiht werden.

Sobald ein Problem «gesattelt» war, brach Robert Obrecht zu neuen

Ufern auf. Angesichts beengter Gemeindefinanzen, der zögernden Haltung von Behörden und namentlich des Souveräns schienen ihm – anstelle der beschränkten Wirkungsmöglichkeit einer Gemeindekommission – Eigeninitiative, mehr Spielraum und Flexibilität nötig zu sein: im Sommer 1954 gründete er zusammen mit Gemeindepräsident Eduard Lanz, Carrossier Hans Hauser, Schlüsselwirt Adolf Ingold, Posthalter Walter Maire sowie Werner Zingg und Alfred Schneeberger das Verkehrskomitee Wiedlisbach, bald einmal in *Altstadtkomitee* umbenannt. Befasste man sich anfänglich mit aktuellen Entwicklungsfragen (Beleuchtung Altstadt, Parkierungsproblem, Projekt für Schwimmbad und Campingplatz – von der Burgergemeinde bachab geschickt), so galt Robert Obrechts Hauptinteresse der Sanierung der wertvollen Bausubstanz der Altstadt. Diese wurde in der Folge zum hauptsächlichen Tätigkeitsfeld des Komitees –, und zwar so erfolgreich, dass es innert zwanzig Jahren Anerkennung und Auszeichnung auf nationaler und internationaler Ebene erfuhr.

Vorerst galt es freilich, einer weitern Öffentlichkeit, namentlich aber den Mitbürgern und Hausbesitzern die Augen, die Herzen, aber auch den Geldsäckel zu öffnen, die Sorge um und den Stolz auf diese unversehrte Altstadt zu wecken. Das Unternehmen erforderte Bewusstseinsbildung und Publizität: nach dem zündenden Vorbild des Bern-Jubiläums 1353/1953 entschlossen sich die Wiedlisbacher, die Einweihung des Kornhauses im Sommer 1955 in eine einwöchige *700-Jahr-Feier* einzubinden und zugleich die Verbindung mit den übrigen sieben Stadtgründungen der Grafen von Frohburg (in den Kantonen Solothurn, Baselland und Aargau) wieder zu knüpfen.

«Nicht Entwicklung zur Grösse bedeutet unser Glück. Besinnung auf die Gemeinschaft, die unser Städtchen verkörpert, soll die geistige Grundlage der kommenden Feier sein. In diesem Jahr wollen wir gemeinsam die Jahrhunderte zurückwandeln zu den Wurzeln der Ortsgeschichte. Wir rufen die Seelen unserer Väter und verpflichten uns für die Aufgaben, die unserer Generation gestellt sind. Das ganze Städtchen soll den äussern Rahmen des Festes bilden, zu welchem wir alle Freunde aus alten und neuen Zeiten einladen», schrieb OK-Präsident Obrecht in seinem Willkomm.

Feier und Städtlifest wurden zum Erfolg und fanden grossen Widerhall, nicht zuletzt durch die Herausgabe von drei Nummern einer Jubiläums-

zeitung (anstelle einer Gedenkschrift), an alle Haushaltungen der Region verteilt. Eigentlicher Promotor war Robert Obrecht; die Redaktion besorgte der Zürcher Journalist A. W. Lory, Gatte der aus Wiedlisbach stammenden Schauspielerin und Gotthelfdarstellerin Hedda Koppé.
Da sich das Rezept 1955 bewährte, wurde es in der Folge periodisch wieder angewandt, so dass sich eine Tradition bildete: Städtlifest und Herausgabe eines «Kuriers» zur Motivation von Bevölkerung und Behörden für ein neues Projekt, zur Speisung des Altstadtfonds.

1961	Heimatschutz und Denkmalpflege Vollendung Kornhausmuseum, Fayencesammlung Dr. F. Huber-Renfer	Kurier 4
1963	Mitfinanzierung Neubau Bezirksspital Niederbipp Ausstellung bernischer und hessischer Bauernkunst	Kurier 5
1974	Verleihung des H.L.-Wakker-Preises durch den Schweizerischen Heimatschutz	Jahrbuch Oberaargau 1975
1975	Ehrung für vorbildliche Altstadtpflege durch den Europarat	
1979	Jubiläum 25 Jahre Altstadtkomitee Zeichnungen E. Le Grand, Fotos alt und neu Wiedlisbach. Pflästerung und Neugestaltung Hinterstädtli abgeschlossen	Kurier 6 und 7
1986	600 Jahre Marktrecht Wiedlisbach	Kurier 8
1996/97	Restaurierung Christenhaus, Städtli 18: Museumserweiterung, Wohnungen, Lichthof als Begegnungsraum	Kurier Sondernummer

Heute wird der «*Wiedlisbacher Kurier*» dreimal jährlich als Periodikum der Gemeinde allen Haushaltungen zugestellt.
Wichtiger aber als Festivitäten und Publikationen sind die Taten, die Werke. Seit Beginn hatten zwar Robert Obrecht und seine Freunde das Gesamtbild der Altstadt, den *Ensembleschutz* im Auge. Dennoch seien hier einige Einzelobjekte erwähnt:

1955	Gesamtkonzept Fassadengestaltung der Altstadthäuser: Kunstmaler Walter Soom, Heimiswil
1960	Restaurierung der Ründimalerei am Schlüsselstock durch denselben Kunstmaler (rekonstruiert nach Grossbrand 1983, vgl. Jahrbuch 1994)
1965	Hinterstädtli 13: nach Brandfall Wiederaufbau des Hauses durch Altstadtkomitee: zum Selbstkostenpreis an Gemeinde als Verwaltungsgebäude 1969

1974/75 Hinterstädtli 7/9: Abbruch und Wiederaufbau in gleichem Stil und Dimension: 14 Alterswohnungen (gleiches Komitee)
1974 Schmiedengässli 5, Fachwerkbau zentral im Städtli: Kauf und Restaurierung durch Dr. R. Obrecht, dessen Alterssitz seit 1980

Im Rückblick schrieb Robert Obrecht 1979: «Die Beweggründe, die vor 25 Jahren das Altstadtkomitee veranlassten, sich mit Renovationen und Restaurierungen im Städtchen zu befassen, entsprangen nicht primär der Vorstellung, sich in Wiedlisbach im Sinne des Heimatschutzes und der Denkmalpflege betätigen zu müssen. Man erkannte wohl die geschlossene Unversehrtheit des Städtchens als Ganzes, übersah aber die Tatsache nicht, dass viele Häuser durch mangelnden Unterhalt aus vorwiegend wirtschaftlichen Gründen am Verlottern waren. Dazu kam, dass einige Gebäude ihre frühere Zweckbestimmung verloren hatten. Das Städtchen lief Gefahr, seine Funktion als Wohngebiet und Funktionszentrum der Ortschaft zu verlieren. Dies war eine Herausforderung, und das Altstadtkomitee hat sich ihr gestellt. Das Hauptproblem war – und ist es immer noch – nicht wie, sondern mit was restaurieren, d.h. die Mittelbeschaffung. Dass die Werbung um das Verständnis der Hausbesitzer anfangs einige Mühe kostete, war vorauszusehen. Mit dem Nebeneinander guter Beispiele wuchs die Zustimmung, ein Hinweis für den Heimatschutz, sich wenn irgendwie möglich nicht nur auf Einzelprojekte zu konzentrieren, sondern die Restaurierung zusammenhängender Baugruppen, Häuserensembles, anzuvisieren. All zu oft mag es vorkommen, dass vom Heimatschutz geförderte Renovationen durch spätere Verschandelung benachbarter Gebäude entwertet werden.
Wenn sich früher die Denkmalpflege anders als der Heimatschutz nur mit der Betreuung von Gebäuden von kulturhistorischer Bedeutung befasste, nimmt sie sich heute auch architektonisch bescheidener Häuser an, besonders wenn sie, wie z.B. in Wiedlisbach, im Verband ihre kulturhistorische Aussagekraft erhalten. Unser Städtchen hat den Vorzug gehabt, schon lange vorher vom bernischen Denkmalpfleger beraten zu werden. Wir sind gerne weiterhin seine treuen Kunden.
Wenn am Anfang die Mitglieder des Altstadtkomitees für viele Bürger und sogar auch für die Behörde Spinner waren, so hat sich doch vieles geändert. Es ist eine grosse Genugtuung, dass der Gemeinderat wie die Baukommission seit einigen Jahren am gleichen Stricke ziehen, ja, dass ohne deren Mitwirken nicht so viel erreicht worden wäre.»

So unabhängig Robert Obrecht in seinem Urteil, so hartnäckig er in der Realisierung seiner Pläne war, so untrüglich war auch sein Sinn für Qualität. Laienhafte Besserwisserei und unbedachtes Pfuschertum waren ihm fremd, ständige *Weiterbildung* – nicht nur im eigenen Beruf – eine Selbstverständlichkeit. Nächtliche Lektüre in der eigenen Bibliothek, die Mitgliedschaft bei der Schweizerischen Gesellschaft für Kunstgeschichte, der Besuch der Vortragsveranstaltungen des Historischen Vereins, der Natur-

forschenden Gesellschaft in Solothurn, am Ärztesonntag der Gang nach Bern – nicht nur auf «Betteltour» bei den Behörden –, das Streifen durch die Gassen, Galerien, Ausstellungen und Antiquitätengeschäfte gehörten dazu. Wichtig aber auch die anregenden Gespräche im Vorstand des regionalen und kantonalen Heimatschutzes, im Freundeskreis der Redaktion des Oberaargauer Jahrbuchs: wer viel Impulse gibt, hat Impulse anderer nötig. – Die drei letztgenannten Institutionen haben denn auch in den achtziger Jahren Robert Obrechts jahrzehntelanges Mitwirken und Mitdenken mit der Erteilung der Ehrenmitgliedschaft anerkannt und ausgezeichnet.

Spontan und offen, den Frauen gegenüber charmant und ritterlich, ansteckend in seiner übersprudelnden Energie und Überzeugungskraft ging er auf die *Mitmenschen* zu. So verstand er, Helfer, Mitarbeiter, Freunde zu gewinnen, vom Handwerker und Arbeiter im Städtchen bis zum Magistraten, Gelehrten, Finanz- und Wirtschaftskapitän in der Metropole. Gescheut hat er keinen, jeder hatte bei der Realisierung seiner Pläne seine bestimmte Funktion. Wem er Vertrauen schenkte, den liess er dann auch gewähren; Einzelheiten waren nicht seine Sache, solang die Linie stimmte. So entstand mit der Zeit ein weites, tragfähiges *Beziehungsnetz,* das er voll in den Dienst der Sache stellte.

Geprägt durch eine Jugend in Krieg und Krise, war er realistisch genug, wirtschaftliche und finanzielle Erfordernisse nicht gering zu achten. Aber die Geldfrage blieb für ihn bei der Realisierung gesteckter Ziele sekundär. Bescheiden in Ansprüchen und Aufwand, überliess er die häuslichen Finanzen, die Sorge für Heim und Familie vertrauensvoll seiner umsichtigen Frau. Wo aber ein öffentliches Projekt an finanziellen Bedenken oder Geldnöten zu scheitern drohte, übernahm er – oder einer seiner Freunde – grosszügig und kühn die Garantie. Bei Bauvorhaben genügte dies allerdings nicht, war Hilfe von auswärts angesagt. Schon bei der Kapellenrestaurierung suchte Robert Obrecht nicht nur fachmännischen Rat beim Kunsthistoriker Dr. Michael Stettler, damals Direktor des Historischen Museums Bern, bei seinem Assistenten, dem jungen Architekten Hermann von Fischer: sie ebneten auch den Weg zu kantonalen Subventionen, zur SEVA-Lotterie. Von Fischer, seit 1956 kantonaler Denkmalpfleger im Nebenamt, drei Jahre später im Hauptamt, bezeugt in seinem Gedenken: «Wiedlisbach ist der älteste und treueste ‹Kunde› der *Denkmalpflege* geworden.» Im Rahmen ihrer Möglichkeiten trugen auch der regionale und

Wiedlisbach. Hinterstädchen mit Wohnhaus Dr. R. Obrecht am Schmiedengässli und Wehrturm. Nach einem Gemälde von Max Staeger.

kantonale *Heimatschutz* immer wieder zum Gelingen der Altstadtsanierung Wiedlisbach bei.
Robert Obrecht war kein Kirchturmpolitiker. Es freute ihn, wenn das Beispiel Wiedlisbachs zündete, und er lieh auch andern seine Erfahrung und Hilfe: bei der 700-Jahr-Feier in Wangen 1957, der Restaurierung und Ausgrabung der Kirche Oberbipp, der Gründung eines Museums in Attiswil, aber auch bei regionalen Bestrebungen. In diesem Sinne zu verstehen sind denn auch die Vorarbeiten zum *Jahrbuch des Oberaargaus,* zu dem er zusammen mit Ruedi Pfister, Obmann des Heimatschutzes, die entscheidenden Impulse gab.
Er schrieb dazu im Vorwort zum ersten Band:

Im Sommer 1955 befasste sich auf Einladung des Obmanns des oberaargauischen Heimatschutzes ein Kreis heimatkundlich interessierter Vertreter aus den Ämtern Aarwangen und Wangen und des oberen Langetentales eingehend mit der Frage, ob die Voraussetzung zur Herausgabe eines Heimatbuches für den Oberaargau gegeben sei. Der Wunsch, in unserem Landesteil die vielen Bemühungen um Geschichte und Heimatkunde zu fördern, zu koordinieren und vor allem die meist örtlich gebundenen Publikationen der oberaargauischen Bevölkerung zugänglich zu machen, kam deutlich zum Ausdruck. In der Folge einigte man sich auf die Herausgabe von Jahrbüchern, welche die vorhandenen Möglichkeiten besser ausschöpfen und die nötige Grundlage für die spätere Herausgabe eines Heimatbuches schaffen sollen.

Angeregt durch das Bern-Jubiläum von 1953 waren der heimatkundlichen Bestrebungen auf der Landschaft viele. Bereits besprachen die Gemeinden die Finanzierung eines Kunstdenkmälerbands Emmental/Oberaargau (bis heute nicht realisiert); 1958 erschienen in der Reihe der Berner Heimatbücher die Hefte Langenthal (J.R. Meyer/V. Binggeli) und Wangen/Bipperamt (R. Studer). In den einzelnen Ämtern bestand das *Bedürfnis nach einem heimatkundlichen Periodikum,* nach Neujahrsblättern; andere dachten – nach dem Vorbild Burgdorfs – an ein umfassendes Heimatbuch. Es gab aber viele Skeptiker, die nicht an den Erfolg eines solchen Unterfangens zu glauben vermochten. Überdies war das Landesteilbewusstsein – über einige Vereine hinaus – nur schwach entwickelt, der Begriff «Oberaargau» nur vage definiert. Man kannte sich kaum, oder dann erschöpfte man sich im auseinanderdriftenden Grenzland in Rivalitäten.
Ruedi Pfister – bereits über 70 – und Robert Obrecht, in den besten Mannesjahren, beide geprägt von starkem Willen und Optimismus, gelang das

Kunststück, die Exponenten aller Regionen, jung und alt, an einen Tisch zu bringen und nach vielen klärenden Gesprächen ein taugliches Konzept zu entwickeln. Wenn heute die Schriftleitung den 39. Band vorlegen kann, ist dies wesentlich ihnen zu verdanken.

Die «Erzväter» sind längst ins Grab gesunken, auch die Gründergeneration ist stark gelichtet; die damaligen Jungmänner sind selbst zu Senioren geworden. Auch das Jahrbuch hat sich verändert, nicht nur in Auflage und Preis, sondern behutsam auch in Erscheinungsbild und Umfang. Das bewährte Grundkonzept aber, auch im Buchvertrieb, ist geblieben.

Bis 1972 leitete Robert Obrecht die Redaktion, bis 1988 die Jahrbuchvereinigung. Wie er es tat, wird andernorts geschildert: als Impulsgeber und überlegener Schiedsrichter, als optimistischer Realist, aufgeschlossen für junge Menschen und für neue Themen. Geistig vital hat er auch nach 1988 die Redaktionssitzungen besucht, sofern es die Gesundheit gestattete. Er fühlte sich wohl in diesem *Freundeskreis* und blieb ihm verbunden.

15 Jahre des *Ruhestandes* waren ihm geschenkt, nachdem er 1980 die Arztpraxis in die Hand seines jüngern Sohnes gelegt und sich aufs Altenteil zurückgezogen hatte. Er freute sich nicht nur seiner Werke, die nun von Jüngern fortgeführt wurden, u.a. durch die 1976 gegründete Kulturvereinigung Wiedlisbach. Befreit von der Last der Berufsarbeit, konnte er nun ganz seinen vielfältigen Interessen leben: er nahm seine Studien zu Kulturgeschichte und Philosophie, seine Bemühungen um Englisch, Italienisch und Spanisch wieder auf, dort, wo er sie 50 Jahre zuvor liegen gelassen hatte. Statt des Flugzeugs benützte er für Auslandsreisen den Zug, um nächtelang mit fremden Menschen diskutieren zu können. Konversation in Fremdsprachen wie Lektüre ausländischer Zeitungen gehörten zu seinem Alltag. In der Not übernahm er die Leitung der Società Dante Alighieri in Solothurn, um sie vor dem Untergang zu bewahren. Im Wiedlisbacher «Rebstock» traf er sich viele Jahre mit einem Freundeskreis von Langenthaler Persönlichkeiten, dem sich auch die alt Regierungsräte Erwin Schneider (Bern) und Gottfried Wyss (Solothurn) beigesellten.

Anerkennung und Ehrungen waren ihm im Laufe der Jahre in reichem Mass zuteil geworden, und vergessen wurde er nicht: als wir uns zur Gratulation zum 80. Geburtstag einfanden, wurde Robert gerade von jungen russischen Freunden aus Kaluga angerufen.

Nach den vielen Jahren oft hektischer Aktivität genoss er jetzt – geistig

lebhaft wie eh und je – in Ruhe und Beschaulichkeit sein Heim, seine Familie, für die er oft wenig Zeit gehabt hatte. Mit Genugtuung sah er den Erfolg seiner Söhne im medizinischen Beruf. In langen Gesprächen lernten sie ihren Vater von einer neuen Seite kennen. Stolz verfolgte er das Heranwachsen der sechs Enkelkinder und freute sich ob der bestandenen Maturität der ältesten Enkelin, während ihm seine Tochter mit einem Schwiegersohn auch einen interessanten Gesprächspartner und in der Folge zwei kleine Mädchen ins Haus brachte. Sie bewohnen heute das alte, schöne Haus im Städtli – nur wenige Schritte gegenüber, von allen häuslichen Pflichten entlastet, nun Grossmutter Erika Obrecht-Dürst in der Alterssiedlung. – Robert Obrecht hat oft bezeugt, wie wertvoll ihm jene Jahre waren, wie er die lang vermisste Gemeinsamkeit mit seiner Frau genoss und ihr zu entgelten suchte, was sie ihm in Anspruchslosigkeit und gütiger Umsicht über fünfzig Jahre an Heim und Refugium geboten hatte.

Lange Zeit blieb Robert Obrecht von Altersbeschwerden verschont, wenn ihm auch das Gehen etwas Mühe bereitete. Kurz vor dem 80. Geburtstag stellte sich allerdings ein Leiden ein, das ihn mehr und mehr schwächte und einen operativen Eingriff nötig machte. Als Arzt schätzte er seinen Zustand realistisch ein, aber er lebte die ihm noch vergönnte Frist glücklich und intensiv. Seine Dinge waren allseits wohl geordnet; ruhig und gefasst blickte er dem Abschied entgegen, der auch für seine Familie und Freunde nicht unerwartet kam.

Mit vollem Recht bezeugte der Gemeinderat von Wiedlisbach in seiner Trauerbotschaft: «Durch Dr. Obrechts Tod verliert der Oberaargau eine der prägnantesten Figuren, die Gemeinde ihren Ehrenbürger und unermüdlichen Kämpfer für das Städtli und wir alle einen väterlichen Freund, dessen breit gefächertes Wissen er uns leider nur in unzureichendem Masse hat weitergeben können. Umso grösser empfinden wir nun den Verlust: wir trauern um einen grossen Mann.»

Aus den Vorworten Robert Obrechts
zu den Jahrbüchern 1958, 1967 und 1987.

1958, erster Band

«Das Jahrbuchkomitee kann sich auf viele Arbeiten stützen, die bisher im Dienste unserer engeren Heimat geschrieben wurden. Die meisten dieser Publikatio-

nen sind vergriffen, daher den wenigsten zugänglich. Viele sind wissenschaftlich wohl fundiert, einiges bedarf aber der Korrektur und Ergänzung. Vieles liegt noch in den Archiven vergraben, das der Sichtung wert ist und mit den Jahren unsere historischen Kenntnisse im Oberaargau abrunden hilft. Der heimatkundlich Beflissene wird sich aber auch für naturkundliche und wirtschaftliche Belange interessieren. Diese Sparte nicht zu vernachlässigen, wird ein besonderes Anliegen des Jahrbuchkomitees sein. Ferner hat der Oberaargau zu jeder Zeit Männer und Frauen hervorgebracht, die es verdienen, in kurzen Biographien gewürdigt zu werden.
Gross ist die Zahl der Mahner, die von Kulturzerfall, von Traditionsverlust sprechen. Zugegeben, vieles mag in Auflösung begriffen oder verschüttet sein. Die Bereitschaft zur Besinnung, das Suchen nach dauerhaften geistigen Werten scheinen uns nicht verloren gegangen zu sein. Helfen wir mit, den Zugang zu einer Neuorientierung zu erleichtern! Ohne Unterlagen kann vor allem der Jugend kein Wurzelgrund geschaffen werden. Mit dem Wissen wächst auch ihre Verpflichtung gegenüber der Heimat.

1967, zehnter Band
Wir Menschen des 20. Jahrhunderts werden ohne Zweifel zu einer neuen Art Weltbürger erzogen. Wo wir uns auch befinden, erhalten wir Informationen in Wort und Bild aus allen Teilen dieser Welt. Wir heizen unsere Öfen nicht mehr mit Burgerholz aus dem nahen Wald, sondern mit Öl aus irgendeinem Bohrloch unserer Erde. Den Früchtedessert kann man sich aus den Gaben anderer Kontinente zusammenstellen. Die Weisheiten Maos und die Reden Johnsons bleiben uns nicht unbekannt. Je länger je mehr wird in Häusern gewohnt, die auf der ganzen Welt gleich aussehen.
Und doch leben wir den Tag in begrenztem Raum, der uns mit tausend Dingen festhält. So sehen wir in Bücherregalen neben den prächtigen Fotoalben fremder Länder, neben Dr. Schiwago und den Biographien grosser Staatsmänner auch die Reihe unseres Jahrbuches immer breiter werden. Nun fügt sich der 10. Band bei und will uns zu einem Rückblick verleiten.
Zu einem guten Teil sind wir verpflichtet, es zu tun. Zum Erfolg genügt es nämlich nicht, dass Autoren und Redaktion ihre Sache gut machen. Es sind sehr viele Helfer nötig, die dafür zu sorgen haben, dass das Jahrbuch in die Bücherregale kommt und nicht am Lager liegen bleibt. Sie haben all die Jahre mitgeholfen, das Unternehmen in Schwung zu halten. Ihnen sind wir vielen Dank schuldig wie allen, die uns die Geldsorgen abgenommen haben. Der gleiche Dank gilt dem Leser, dessen Treue uns Anerkennung bedeutet und uns ermutigt, die Reihe weiterzuführen.

1987, Band 30: Abschied
Die Herausgabe des 30. Jahrbuches ruft Erinnerungen wach. Zu Beginn gab es eine Diskussion um die Entstehung des Namens und um die Veränderungen in

der Ausdehnung des Oberaargaus. Der unvergessene Langenthaler Schulmann und Historiker J.R. Meyer hat im ersten Buch im ersten Aufsatz Entstehung und Wandel des Begriffes beschrieben. Karl Alfons Meyer, der feinsinnige Forstmann und Schriftsteller, stellte im selben Buch nach einem literarischen Exkurs die Frage, was denn der Oberaargau sei und was er ihm bedeute. Jedenfalls handle es sich für ihn nicht um einen politischen Begriff. Leichter macht es sich der Hirt in der Buchmatt auf dem Bipper Jura. Mit einem zweiten Feldstecher zeigt und erklärt er seinen Gästen die oberaargauische Landschaft, ohne Abgrenzungsprobleme zu haben.
Das Jahrbuchkomitee hat sich vor 30 Jahren auf die Ämter Aarwangen und Wangen und den Raum Huttwil geeinigt und die Möglichkeit offen gelassen, über den selbst erstellten Zaun zu blicken. Diese Konzeption hat sich im Rahmen, im Inhalt wie in der Gestaltung bewährt. Der Oberaargau ist für uns nicht mehr nur Randgebiet und Durchgangsland oder politisch ein Landes-Teil, er ist Mitte geworden, dem Namen nach und geschichtlich älter als Bern. Als Lesebuch und wichtiges Publikationsorgan stellt sich das Jahrbuch in dessen Dienst.

Der Schreibende nimmt die Gelegenheit wahr, als Mitglied der Redaktion und als Präsident der Jahrbuchvereinigung, nicht aber von den Freunden Abschied zu nehmen mit der Feststellung, als Bipperämter auch ein Oberaargauer geworden zu sein.»

Erinnerung an Robert Obrecht

Valentin Binggeli

Wir sahen uns das erste Mal 1958 im Heimatschutz, mit Präsident Ruedi Pfister: er so unvergesslich wie Robert, wenn auch völlig anders die beiden, die sich so eng zusammenfanden und so manches gemeinsam erreichten: für Wiedlisbach, für den Oberaargau, für Heimat- und Denkmalschutz im allgemeinen. Auch zwischen uns funkte es gleich: wir mochten uns, so ungleich auch wir wieder waren.

Im selben Jahr begann unsere über drei Jahrzehnte lange Zusammenarbeit am Jahrbuch des Oberaargaus. Für das gemeinsame Tun und Denken, für die Gemeinsamkeiten in Anliegen und Arbeit, für die Freundschaft in diesem Kreise bin ich den Redaktionskollegen und vorab Robert Obrecht zu grossem Dank verpflichtet.

Der «Chez Fritz» in Langenthal, das Buchser «Kreuz», der «Rebstock» in Wiedlisbach waren die zentralen Orte unsrer frühen Jahrbuch-Zusammenkünfte. Meist dauerten sie bis nahe an die Mitternacht. Robert Obrecht war unser Präsident und Grand-Chef. Er war eine Generation älter als wir Jüngsten im Team. Doch er liess uns die grösste Freiheit. Er nahm uns wie Söhne an, aber nicht an die Hand, sondern als ebenbürtige Begleiter neben sich.

Wir, grün und unbeleckt, doch strebend stets bemüht, oft übers Ziel hinaus – wir lagen ihm, wir lagen auf seiner Wellenlänge. Auch er war überzeugt von der guten gemeinsamen Sache. Auch er glaubte an Sinn und Bedeutung von Forschung einerseits, von Vermittlung des Erfahrenen anderseits: als Dienst an Volk und Land, vor allem der engeren Heimat Oberaargau. Heute versteht kaum noch jemand, dass Robert Obrecht damals besorgt war dafür, dass dieser Oberaargau nicht begrenzt bleibe an der Aare, sondern auch sein Bipper Amt umfasse.

Das grösste Werk seines Lebens, unter den verschiedenartigen Tätigkeiten, war der Einsatz für «sein» Wiedlisbach – was man ruhig ohne An-

führungszeichen setzen könnte. Darüber wird an anderer Stelle berichtet. In diesem Bereich konnten wir ihm hie und da Wasserträger sein, stets jedenfalls hilfreiche, ermutigende Gesprächspartner.
Er war uns Jungen nicht nur ähnlich, er war in manchem so jugendlich wie wir: ergriffen von einer Idee oder einer Sache, engagiert, tätig, ungeduldig. Er hielt jugendlichen Drang nicht zurück, er zügelte und zähmte uns nicht. Im Gegenteil, er förderte, beflügelte, bestärkte uns.
So war auch seine Erscheinung: Wie kam er oft eiligen Schrittes daher und rückte rasch den Hut, zeigte seine Sympathie in einer ebenfalls raschen Folge gutmeinender Worte. Wie sass er dann oben am Tisch mit leuchtenden Augen, mit behenden Gesten, mit dem ebenso behenden Finger am Kuttenaufschlag, mit einem nervös scheinenden Drehen an der unvermeidlichen, geliebten Zigarre. Er war nicht nervös, er war voller Leben und Bewegung. Er liebte und lebte das Leben in dessen ganzer Breite.
Oft standen wir nach Sitzungen noch spät ein, zwei Stunden draussen in der Nacht, ohne zu denken, dass morgen auch ein Tag mit Arbeit... Unvergesslich diese dunklen Stunden unter Sternen, erhellt von funkenden Ideen – im November und Oberaargauer Nebel funkelten zum Glück noch die Glütchen unserer Zigarren. Man stand das eine Mal im Hinterstädtchen von Wiedlisbach, das andere Mal auf dem Buchser Brunnenplatz, das dritte Mal vor dem Langenthaler Bahnhöfli der Jurabahn, manchmal auf dem Bahngeleise oder auch mitten auf der Strasse und spürte im Winter die Füsse nicht mehr. Kein Thema zwischen Gott und Welt war vor uns sicher. Aber sicher war: immer war Wiedlisbach eines, und immer war auch das Jahrbuch eines.
Immer waren Freude und Lachen dabei, mithin ging es recht ausgelassen zu und her. Die Arbeit litt darunter nicht: Frohsein und Humor sind Voraussetzungen wichtiger und guter Arbeit. Die gemeinsamen Ideen und Ideale verbanden: die Schönheit der Heimat (er war ein Ästhet von Haus aus), das Herkommen, die Poesie, der Wert alter wie auch zeitgenössischer Kultur, deren Erhaltung und Pflege, sei es eine Landschaft oder Stadt oder sein geliebtes Städtchen Wiedlisbach, dieses Baukunstwerk.
Es musste bei solchem Einsatz auch Zusammenstösse geben. Und gegen das mittlere Alter zu brachten Beruf und die unzähligen «nebenamtlichen» Aktivitäten eine Überbelastung, die nicht ohne Knirschen und Krachen im Räderwerk abging. Davon bekamen auch wir in der Jahrbuch-Re-

Wakker-Preis 1974: Als Gratulant wird Bundesrat Willy Ritschard vom Präsidenten des Altstadtkomitees, Dr. Robert Obrecht, willkommen geheissen.

daktion mit. Doch bei uns, in dem über Jahrzehnte vertraut gewordenen Freundeskreis konnte er sich erholen. So drückte er sich aus. Da war ihm wohl, da fühlte er sich verstanden und unter seinesgleichen, da konnte er sich selber sein. Gegengleich nahm er auch stets Anteil am Werdegang und Geschick dieser «Kollegen».

Diesem und jenem ennet der Aare war er zu burgundisch: zu voll von Temperament, zu fordernd, direkt, spontan, sprunghaft. Oft, der Projekte und der Worte voll, überlief er förmlich. Da wiederholte er jeweils den beschwörend-bestätigenden Ausruf «gell!», der bei manchen zu Roberts Attribut wurde. Dieses helle, schnelle Gell? Gell! – eine Frage, die die Antwort überflüssig machte, weil sie sie schon enthielt.

Einem andern geriet mithin in den falschen Hals, dass er so grenzenlos selbstsicher war in einer als richtig und wichtig erkannten Sache. Er wirkte darin überheblich, und er war es auch auf seine Art: erhoben über kleinlichem Gezänk, erhaben über Zweifeln und Zweiflern im Blick auf ein hohes Ziel. Bisweilen kam ein Echo in Form von Missgunst zurück, denn nicht alle mochten ihm die Erfolge gönnen.

Aber was dem Tüchtigen am Herzen liegt, vermag er mit Glück zu erreichen. Das traf bei Robert Obrecht zu; wir erwähnen nur zwei wesentliche Bereiche aus seiner Lebensarbeit: Wiedlisbach ist durch ihn ein städtebauliches Bijou geblieben – teils wieder geworden. Und vom Jahrbuch des Oberaargaus erscheint hier der 39. Band. An einer Jahrbuch-Sitzung sagte er einmal: «Ich bin glücklich unter euch.» Das galt gegenseitig, wir hatten dasselbe Gefühl. Aber eben, er war's, der ihm einen Namen gab, der das Empfinden in ein kurzes, rasches, aber alles aussagendes Wort fasste.

Karl Ludwig Schmalz 1912–1995

Gerhart Wagner und Valentin Binggeli

Vorbemerkung der Redaktion. K. L. Schmalz, Dr. h.c., ehemals Naturschutz-Inspektor des Kantons Bern, war von jung auf eng mit dem Oberaargau verbunden. Auch zum Jahrbuch des Oberaargaus bestanden jahrelange freundschaftliche Bezüge. Die vorliegende Würdigung enthält vorab den treffenden Nachruf von G. Wagner, erstmals erschienen im «Bund» Nr. 167 vom 20. Juli 1995; es folgt ein biografischer Überblick, verfasst durch die Redaktion aufgrund mündlicher Mitteilungen der Gattin des Verstorbenen, Frau Verena Schmalz-Gerber (möglichst beschränkt auf Angaben, die nicht bereits im ersten oder dritten Teil enthalten sind). Über die Beziehungen von K. L. Schmalz zum Oberaargau und dessen Jahrbuch schreibt ebenfalls der zweitgenannte Autor.

Politiker, Historiker, Naturschützer

K. L. Schmalz ist nach kurzer Leidenszeit in seinem 84. Lebensjahr gestorben. Eine Persönlichkeit ist dahingegangen, der die Öffentlichkeit viel, sehr viel zu verdanken hat. Er hat in Bolligen als Ortspolitiker und als Ortshistoriker, im Kanton Bern als Naturschutzinspektor bedeutende Werke von bleibendem Wert geschaffen: Politik, Geschichte, Naturschutz – drei grosse, sich vielfach überschneidende und ergänzende Arbeitskreise, in denen er sich gleichermassen souverän bewegt hat.

Als Präsident der seinerzeitigen Viertelsgemeinde Bolligen, die mit Ostermundigen und Ittigen zusammen die grosse Einwohnergemeinde Bolligen bildete, hat er 1963 massgebend die Aufteilung der Gemeinde in die drei immer noch grossen «Viertelgemeinden» eingeleitet mit den beiden Schriften «Die Verselbständigung kommt» und «Warum kommt die Verselbständigung?», in denen er die historische Folgerichtigkeit, ja Notwendigkeit der Umgestaltung aufzeigte.

Die «Verselbständiger» unterlagen zwar 1964 mit ihrer Initiative. Aber die weitere Entwicklung gab ihnen dennoch recht: Die Verselbständigung

kam, wenn auch erst im zweiten Anlauf, 1978. Heute funktionieren die drei ehemaligen Unterabteilungen längst als stattliche selbständige Gemeinden. Kaum wünscht sich noch jemand den verwirrlichen früheren Zustand zurück.

Zur Zeit der ersten Verselbständigungsinitiative, als K. L. S. das Bolliger Viertelsgemeindepräsidium abgab, begann für ihn der zweite grosse Tätigkeitskreis, der des Naturschützers. Es darf als ein Glücksfall bezeichnet werden, dass damals genau der rechte Mann auf den rechten Platz gesetzt wurde: K. L. Schmalz auf den neu geschaffenen Posten eines kantonalen Naturschutzadjunkten, der vorerst noch dem Jagdinspektorat unterstellt war. 1967 wurde dann das Naturschutzinspektorat geschaffen.

In den 13 Jahren, während welcher er dieses Amt innehatte, schuf er mit unermüdlichem Einsatz und in oft verzweifelt zähen Verhandlungen die heutigen alpinen Grossreservate Gelten-Iffigen, Spillgerten und Hohgant-Seefeld, im Seeland gelang ihm die definitive Unterschutzstellung von Heidenweg und Petersinsel, und dem Kanton Jura konnte er bei seiner Gründung das eben noch geschaffene, grossartige Naturschutzgebiet Doubstal übergeben.

Ungezählt sind die kleineren Gebiete und Einzelobjekte, die ihren heutigen Schutz dem Wirken von Karl Ludwig Schmalz verdanken. Das Geheimnis seines Erfolges lag ganz wesentlich in seinem hervorragenden Sinn für das rechte Mass, für das Machbare und Vertretbare. Kompromisse waren dabei unerlässlich: Um auf der einen Seite etwas Bedeutendes zu erreichen, waren auf der andern Seite manchmal auch bedeutende und oft genug schmerzliche Zugeständnisse erforderlich.

Nach seiner Pensionierung im Jahre 1977 konnte K. L. Schmalz so recht zu seiner alten grossen Liebe, der geschichtlichen Heimatkunde, zurückkehren. Schon in seinen Jugendjahren hatte er als Lehrer und Gemeindeschreiber in der bernischen Exklave Münchenwiler (1932–1943) an dem 1947 erschienenen Berner Heimatbuch «Münchenwiler» gearbeitet.

Als er 1943 als Primarlehrer nach Bolligen gewählt wurde und für den Rest seines Lebens mit seiner Familie in die Vorortsgemeinde übersiedelte, begann er mit dem Studium der Ortsgeschichte und der Bolliger Natur- und Heimatkunde. Durch seinen Schwiegervater, den Berner Ortsgeologen Dr. Eduard Gerber, kam er besonders auch mit erdgeschichtlichen Fragen in Kontakt, wobei seine besondere Zuneigung zu erratischen

Karl Ludwig Schmalz 1912–1995.

Blöcken und Schalensteinen entstand. Schon 1948 veröffentlichte er mit Ed. Gerber zusammen das überaus reizvolle Berner Heimatbuch «Findlinge».

1961 – K. L. S. war inzwischen Viertelsgemeindepräsident geworden – folgte das inhaltsreiche Werklein «Bolligen – unsere Gemeinde». Aber den ganz grossen Vorsatz, die Schaffung einer umfassenden Ortsgeschichte, musste er bis auf die Zeit nach seiner Pensionierung zurückstellen. Erst jetzt, nach 1977, ging er mit enormer Schaffenskraft an die Verarbeitung des seit Jahrzehnten gesammelten Materials und ergänzte dieses durch weitere akribische Urkundenstudien.

Es ist erstaunlich, mit welcher Zielstrebigkeit – und mit welchem Erfolg! – er diese Quellenstudien betrieb und wie vortrefflich er die oft komplizierte Materie zu gestalten verstand. Das 450 Seiten starke Prachtwerk ist 1982 erschienen.

Es darf als Musterbeispiel einer umfassenden Gemeindegeschichte bezeichnet werden.

Als sinnvolle Ergänzung erschien 1985 der «Heimatkundliche Führer Bolligen». Er enthält als Beilage eine Karte, in der u.a. sämtliche Findlinge auf Bolliger Boden, die einen Durchmesser von wenigstens einem Meter aufweisen, eingetragen sind: Es sind deren nicht weniger als 775!

Sehr viele weitere kleine und grosse Publikationen können hier nicht aufgezählt werden. Noch in seinen letzten Lebensjahren arbeitet er an dem neuen Berner Heimatbuch «Münchenwiler» mit, das nach der grossen Renovation des Schlosses Münchenwiler als Neufassung seines Jugendwerkes herausgegeben wurde.
Die grossen Leistungen im Dienste der Öffentlichkeit haben K. L. Schmalz verschiedene Ehrungen eingetragen. Für seine Verdienste um den Naturschutz hat ihm die Universität Bern 1972 den Dr. h. c. verliehen, und 1991 würdigte der Historische Verein des Kantons Bern seine heimatgeschichtliche Tätigkeit mit der Verleihung der kostbaren Justingermedaille. Eine besondere Freude und Genugtuung bedeutete es für den Verstorbenen, als ihm 1992 die Gemeinde Bolligen als erstem und bisher einzigem Einwohner das Ehrenbürgerrecht verlieh.

Biografischer Überblick

Karl Ludwig Schmalz wurde als viertes Kind eines kantonalen Beamten am 22. März 1912 in Bern geboren. Seine Mutter stammte aus Bleienbach. Noch nicht neunjährig, verlor er den Vater. Die ältere der beiden Schwestern heiratete den Musiker Willy Burkhard, der für Karl Ludwig zu einer wichtigen Bezugsperson wurde. Die Musik spielte eine wesentliche Rolle in seinem Leben.
Am Seminar Bern-Hofwil liess er sich zum Primarlehrer ausbilden. Seine erste Stelle fand er in Münchenwiler, wo er über ein Jahrzehnt Schule hielt und zudem als Gemeindeschreiber wirkte, wie später auch in Bolligen. Hier heiratete er Verena Gerber, die Tochter des bekannten Berner Geologen Dr. Ed. Gerber. Dieser führte den jungen Lehrer in enge Beziehung zur Erdkunde, insbesondere zu den Findlingen. 1943 zog die nun vierköpfige Familie nach Bolligen, damals ein Dörflein mit 5 Lehrkräften. K. L. Schmalz übernahm vorerst eine 5./6. Klasse, wechselte später auf die Oberstufe.
Als 52jähriger suchte er sich ein neues Tätigkeitsfeld und fand es als Naturschutzbeauftragter beim kantonalen Jagdinspektorat. (Was sein politisches und heimatkundlich-schriftstellerisches Wirken in Bolligen betrifft, sei verwiesen auf den Nachruf von G. Wagner.) Beruflich stieg er auf vom Adjunkten der Forstdirektion zum ersten Naturschutz-Inspektor des

Begehung um 1970 an der Aare bei Stadönz, Graben/Berken. K. L. Schmalz bei Beratungen über eine möglichst naturnahe Neugestaltung der korrigierten und verlegten Önz bei ihrer Mündung in die Aare.

Kantons Bern. Sein Verhandlungsgeschick, gewonnen aus reicher Erfahrung innerhalb der zahlreichen politischen Ämter, konnte sich hier voll entfalten.
Für die segensreiche Arbeit in Beruf wie Forschung haben ihm Kanton, Gemeinde und Universität Dank und Ehrung entgegengebracht. 1977 wurde er pensioniert. Das grosse und vielseitige Schaffen in «Schmalzens Unruhestand», wie er sich selber ausdrückte, kommt eindrücklich zur Darstellung in der vorangehenden Würdigung «Politiker, Historiker, Naturschützer». Karl Ludwig Schmalz starb am 14. Juli 1995.

Karl Ludwig Schmalz und der Oberaargau

Im Oberaargau ist das Wirken von Naturschutz-Inspektor K. L. Schmalz – unter Freunden Karlludi genannt – noch in lebendiger Erinnerung. Er stand unserem Landesteil nahe: Gerne hat er sich als «halber Oberaargauer» oder als «Oberaargauer mütterlicherseits» bezeichnet. In Bleienbach verbrachte er glückliche Kinderferien, er schwärmte noch im Alter davon und nahm Anteil am Geschick dieses Ortes.
Als amtlicher und sozusagen höchster Berner Naturschützer lernte er in zahllosen Begehungen und Verhandlungen Art und Arbeit der ihm ja nicht unbekannten Oberaargauer nah und näher kennen: Gemeinderäte, Burgerräte und Bürger verschiedener Herkunft und Stellung. Zu allen fand er jeweils bald das gute Trom, so dass auch ihm Vertrauen zuteil wurde.
Seinem Gesprächspartner begegnete er grundsätzlich mit spürbarem Gutmeinen, in den Sachgeschäften aber trat seine Zielstrebigkeit, ja Zähigkeit zutage, die etwa einmal diesem und jenem Mühe machte. Im Verfolgen einer als richtig erkannten Idee war er schwer zu bremsen, oder nur für kurze Zeit. Schliesslich siegte sozusagen immer sein ruhiger, doch beredter Ausdruck und seine Überzeugungskraft. Eine angeborene Zuvorkommenheit verliess ihn nie, wenn er auch nicht umhin konnte, bei harten, harzigen und unbegreiflichen Widerständen eine höhere Tonart anzuschlagen. Nötigenfalls kam ihm die gütige Gabe eines trockenen Humors zustatten.
In den 13 Jahren seiner Amtszeit konnten im Oberaargau rund ein Dutzend Naturschutzgebiete geschaffen oder erweitert oder in den Beschlüssen erneuert werden. (Einen Überblick bietet die Liste der Jahr-

Ich weiss nicht, ob Dir der Maler Herzig bekannt ist (ich wusste jedenfalls bisher nichts von ihm!), aber ich denke mir, dass er es wert wäre, ans Licht gezogen zu werden. – Sei es im Jahrbuch des Oberaargaus oder im (erfreulicherweise!) geplanten Dorfbuch von Bleienbach.

Welcher kunstbeflissene Oberaargauer käme wohl in Frage für diese schöne Aufgabe?

Ich weiss diese Anregung bei Dir in besten Händen und bleibe

mit freundlichen Grüssen

Dein Ludwig Schmalz

Die Handschrift von Karl Ludwig Schmalz in einem Brief an V. B. vom 14. April 1987.

buch-Publikationen auf der nächsten Seite.) In dieser Zeit war er ein willkommener, häufiger «Gast und Arbeiter» bei uns im Oberaargau.
Unvergesslich jene gemeinsamen Gänge und Gedanken der Aare und Önz entlang, über den Steinenberg von Findling zu Findling zu Schalenstein, durch Äschisee-, Wanger- und Bipper Wälder, durch Trocken-, Ried- und Wässermatten, an den Gondiswiler- und den Sängeli-Weiher und an das Bleienbacher Moos.
Es war eine beidseits schwer bepackte Zeit. Aber trotzdem wir alle Hände voll zu tun hatten, nahmen wir uns Zeit, für die Geschäfte, für fachliche und andere Gespräche, für eine stumpenlange Pause oder einen lohnenden Umweg an speziell geliebte Orte: das Hofbergli, die bewässerten Wäspimatten, die «Grosse Fluh» auf Steinhof, die Thunstetter Höhe am Wischberg, wo wir uns um die weltbekannten Säuger-Fossilien bemühten – und natürlich immer wieder Bleienbach.

Im Oberaargau war der Name Schmalz zum Begriff geworden, sozusagen zu einem Gütesiegel für Naturschutz wie für das amtlich-staatliche Bern, wobei zum letzteren gelegentlich Bedarf bestanden haben soll: Denn zuunterst im Bernbiet geisterte hin und wieder durch die Köpfe das Bild des Sommerhaus-Tunnels mit seiner Rückstauklappe, die sich nur nach oben öffne. K. L. Schmalz, nie nur verwaltend, immer aber engagiert gestaltend, konnte hier manch günstige Korrektur an dem alten ironischen Bilde anbringen.
Auch jene, die ideell das Heu nicht auf der selben Bühne hatten, mussten seine Kompetenz und gewissenhafte Arbeit wie seine Grundsatztreue anerkennen. Er war auch innerhalb genauer Recherchen nie kleinlich, und, als rechter Berner, zum Kompromiss bereit, falls er ihm nicht faul erschien – zudem klar war, dass es ohne ohnehin nicht ging. Die Taktik der Möglichkeiten und Grenzen hatte er als Politiker vielseitig kennen und anwenden gelernt.
Dann suchte man nach neuen Wegen, von beiden Seiten her.
Er wusste, hie und da braucht es auch Umwege. Und etwa einmal konnte es auch einen Kratzer geben. So stand ich einmal ein für ein mir wichtiges Detail, das ihm gar nicht passte. Natürlich «verlor» ich. Und natürlich merkte er meine Enttäuschung, erklärte, entschuldigte sich später unter vier Augen. Es war ihm gar nicht recht und gar nicht wohl. Nach Jahr und Tag kam er darauf zurück, und was merkten wir: dass wir noch immer beide schön und hart die damalige Meinung kontrovers vertraten. Da lachten wir und gingen zur Tagesordnung neuer Arbeit über. Man konnte anderer Meinung, doch man konnte ihm nicht böse sein.

K. L. Schmalz und das Jahrbuch des Oberaargaus

Zum Buch des Oberaargaus stand er wie zur Natur des Oberaargaus in jahrelanger enger Beziehung; es spann sich ein freundschaftliches Netz aus Fäden gemeinsamer Anliegen und Arbeit, wie wir es eben für den Bereich des Naturschutzes nachzuzeichnen versuchten. Man mochte sich, man schätzte sich, man vertraute sich. Das machte es beiden Seiten leicht, allfällige Kritik und stets fällige Anregung entgegenzunehmen. Man stiess sich nicht, man sprach sich aus. Man suchte sich zu überzeugen, wenn man glaubte, einen bessern Rank gefunden zu haben.

In der Rückschau schrieb er, er sei glücklich, dass er «für das Jahrbuch Oberaargau einige Beiträge habe liefern dürfen». Dankbar waren vorweg wir Redaktoren: über Lieferungen wie die seinen; immer kamen sie prompt und vollständig, lebendig und lesbar geschrieben, fundiert in der Sache und in origineller Färbung die Form. Aus einem andern Brief: «Unter den Beiträgen für das Jahrbuch des Oberaargaus zähle ich ‹Steinhof-Steinenberg› und ‹Bleienbacher Torfsee-Sängeliweiher› zum liebsten und besten, was ich je habe schreiben dürfen.»

Über Jahr und Tag kamen aus der Herrengasse oder von der Kistlerstrasse die unverkennbaren Beiträge und Briefe, und etwa dazu auch ein Kompliment, wovon wir eins zu sagen wagen: «Wieder ein lesens- und sehenswertes Jahrbuch, gehaltvoll und vorzüglich wie seit vielen Jahren» (zum Jahrbuch 1990). Er sagte es, wenn er zufrieden und erfreut war. Das war meist der Fall. Er sagte auch, wenn ihm etwas wider den Strich ging. Das war selten. Was me abeworglet, git e Chropf. Er kannte das Volk und die alten Volksworte.

Sein Bild ist uns gegenwärtig wie vor drei Jahrzehnten: Wie er einem entgegenkam, ausgestreckt die Hand, zum Gruss nicht nur, auch in Gedanken, bernisch-bedächtig, doch unbeirrbar der Schritt, unfehlbar mit Zigarre und Schalk im Gesicht.

Das Jahrbuch Oberaargau ermöglichte den oberaargauischen Teil des beachtlichen schriftstellerischen Werks von K. L. Schmalz. Es sind wertvolle Mosaiksteine zu Geschichte, Natur- und Volkskunde unseres Landesteils. Sie ergäben ein Buch von 130 Seiten, mit über 50 Fotos, Figuren und Karten und gegen 100 Anmerkungen. Sie sind nur eines der Zeugnisse seiner Heimatliebe.

Wir behalten Freund Karlludi Schmalz in schöner, facettenreicher Erinnerung. Oberaargau, Naturschutz und Jahrbuch sind ihm zu einem nachhaltigen Dank verpflichtet. Die Ernte des grossen Schaffers spiegelt sich in der folgenden Liste der Darstellungen «seiner» Naturschutzgebiete.

Beiträge von K. L. Schmalz im Jahrbuch des Oberaargaus:

1966 Findlingshügel Steinhof SO und Steinenberg, Gemeinde Seeberg
1969 Erlimoos, Moränenweiher bei Oberbipp
1971 Vogelraupfi, Aareinsel, Berken/Bannwil

1973 Gondiswiler Weiher und Aarestau Wynau
1976 Dägimoos, Wangen a.d.A. und Mürgelibrunnen, Wangenried. Ferner im gleichen Artikel: über Erweiterung Aarestau Wynau und alte Kiesgrube Schwarzhäusern, sowie über die Betreuung bestehender Naturschutzgebiete (Erlimoos, Chlepfibeerimoos beim Burgäschisee und Vogelraupfi).
1977 Bleienbacher Torfsee und Sängeli-Weiher, Thunstetten
1977 Bleiki, Feuchtgebiet, Wangen a.d.A.

Fussnote zum Thema Bleienbach: Das «Dorfbuch von Bleienbach» enthält den originellen Artikel von Fritz Sollberger über «Dorfnamen», jene Über- und Zunamen, die im Alltag und in Archivalien zur Unterscheidung der vielen Gleichnamigen in den Dörfern üblich waren, teils heute noch verwendet werden. Sozusagen als Nachtrag zum «Dorfbuch» entnehmen wir einem vielseitigen Brief von K. L. Schmalz (an V. Binggeli, 28. Oktober 1994): «Als Knabe war ich oft in den Ferien in Bleienbach, bei meiner Tante Elise Graf, dem «Rotmurer-Elise», der Heilsarmee-Sergeantin und Sonntagsschullehrerin. Ein Vorfahre war Maurer, und den andern Teil des Namens trug sie, weil sie rote Haare hatte.»

Bemerkenswerte Bäume im Oberaargau

Ernst Rohrbach
Mit Zeichnungen von Ernst Moser

Teil I

Vorbemerkung der Redaktion: In der oben genannten Form bedeutet «Oberaargau»: Forstkreis Langenthal. Nachstehend wird vorgelegt ein 1. Teil des «Inventars bemerkenswerter Bäume im Forstkreis Langenthal (ohne Bipperamt)» – wie der Titel der Inventaraufnahme hiess. Die Fortsetzung wird in einem späteren Jahrbuch folgen. Wir hoffen, die noch fehlende Aufnahme für das Bipperamt werde demnächst auch noch vorgenommen. Die vollständige Inventarliste findet sich in diesem Artikel. Verwiesen sei hier zudem auf die Baumartikel von Ueli Eicher im Jahrbuch Oberaargau 1994 und im «Dorfbuch von Bleienbach».

Einführung

«Das Jahr 1995 ist vom Europarat zum zweiten europäischen Naturschutzjahr nach 1970 ausgerufen worden. Dies könnte für uns ein Anlass sein, dass wir Dendrologen in der Schweiz einmal genauer Umschau halten, wo es wertvolle Einzelbäume hat, die man inventarisieren, beschreiben und möglichst auch unter Schutz stellen sollte.»
Mit diesen Worten wendet sich die Schweizerische Dendrologische Gesellschaft im Januar 1995 an ihre Mitglieder und an weitere interessierte Kreise. Unter anderen werden auch sämtliche Forstkreise der Schweiz angeschrieben und zur Mithilfe bei der Inventur gebeten. Das Kreisforstamt Langenthal nimmt diesen Faden auf und lädt seinerseits alle Revierförster des 10. Bernischen Forstkreises (ohne Bipperamt) dazu ein, jene Bäume zu inventarisieren, die ihnen in bezug auf Grösse, Alter, Seltenheit, Kronen- und Stammform während den Reviergängen schon immer aufgefallen sind. Unabhängig davon, ob die Prachtsexemplare nun im Wald stehen, oder aber in einem Park, in der Hofstatt, in einer Hecke, am Bach, im Dorf, bei einer Häusergruppe oder einem Einzelgehöft.
Das Resultat darf sich sehen lassen. Über 50 Bäume finden den Weg ins Inventar. Viele Eichen und Linden sind darunter, aber auch Buchen, Kirsch-

und Birnbäume, sowie eine prachtvolle Ulme, eine mächtige Weide und ein noch viel mächtigerer Mammutbaum. Alle sind Individuen mit ganz eigenem Charakter und spezieller Ausstrahlung und alle prägen die sie umgebende Landschaft oder Örtlichkeiten auf ganz besondere Art und Weise. Manchmal wird man sich dessen erst bewusst, wenn so ein Baum plötzlich fehlt. Holz und Assimilationsmasse lassen sich zwar, wenn auch nur längerfristig, ersetzen; Spechte und Baumläufer werden sich nach einem Ersatzhabitat umsehen. Das Stück Heimat jedoch, das sich eines Tages nur noch in Form einer klaffenden Lücke offenbart, kann durch sein Fehlen schmerzende und schlecht heilende Wunden in die menschliche Seele reissen. Eine Inventur macht die Bäume nicht unvergänglich, vielleicht vermag sie aber aufzuzeigen, welche Werte unsere Landschaft birgt. Werte, die für ein menschenwürdiges Dasein ebenso grosse Bedeutung haben und Beachtung verdienen, wie alte Häuser, Kirchen, unverfälschte Dorfkerne und historische Verkehrswege. Werte auch, zu deren Schutz und nachhaltiger Förderung nicht stattliche Budgets und hoher technischer Aufwand vonnöten sind, eher Toleranz, Grosszügigkeit, Gewährenlassen und Respekt.

Über die Verbreitung

In nahezu allen Gemeinden des Oberaargaus südlich der Aare konnten bemerkenswerte Bäume gefunden und inventarisiert werden. Ein Schwerpunkt bildet sich in der relativ kleinen Gemeinde Leimiswil. Hier stehen nicht minder als sieben Exemplare, die alle das Prädikat «Besonders wertvoll» verdienen. Thunstetten meldet vier Bäume zur Inventur, Dürrenroth und Herzogenbuchsee deren drei und viele andere Gemeinden zwei oder einen.

Einige stehen auf markanten Geländepunkten, zum Beispiel die mächtige Eiche in Obersteckholz oder die Linde mit der phantastisch schönen Krone beim Golihof in der Gemeinde Leimiswil. Andere brechen die Monotonie der Ebenen, so etwa die Eichen in Bleienbach oder jene im Brüel, Gemeinde Oberönz. In Wynau, Herzogenbuchsee, Aarwangen und Lotzwil erleichtern Bäume, die an Wegkreuzungen stehen, dem Wanderer das Finden des Pfades. Und im Feld bei Dürrenroth, in Chäsershus oder auf dem Ryschberg ragen die lindenen Dächer weit über

Birnbaum, Buuchi, Leimiswil. Foto P. Zürcher, Richisberg-Ursenbach.

die auch nicht gerade bescheidenen Firsten der dortigen Bauernhäuser hinaus.
Obwohl alle dazu das Format hätten, können im folgenden lange nicht alle bemerkenswerten Bäume näher vorgestellt werden. Der geneigte Leser findet im diesjährigen Beitrag vorerst etwas über die Charakteristiken dreier Eichen der Ebenen von Oberönz, Thörigen und Bleienbach. Aus den Hügelzonen Rütschelens und Leimiswils melden sich zwei Linden, ein Mammut- und Birnbaum sowie eine Ulme zur Aufnahme ins Jahrbuch 1997. Die Linden und Eichen, die Buche, Fichte und Weide der Gemeinden Ursenbach, Huttwil, Dürrenroth, Gondiswil, Obersteckholz und Langenthal müssen sich für die Ausgabe 1997 gedulden. Wer schliesslich etwas über den grossen Rest erfahren möchte, bedient sich am besten der Computertabelle, sucht die Bäume mit Hilfe der Koordinaten im Feld auf und spinnt sich seine eigenen Geschichten um Baum, Raum und Landschaft.

Von den Arten

Wie schon erwähnt, sind in den Ebenen und Hügelgebieten des Oberaargaus die Linden und Eichen gut vertreten. Einige botanische und kulturhistorische Eigenheiten dieser Arten seien deshalb nachstehend, und in sehr bescheidenen Ansätzen bloss, dargestellt. Die Ulme dagegen findet Erwähnung, weil sie, einst Prachtsbaum der Alleen, Friedhöfe, Fluss- und Bachläufe, heute leider vom Aussterben bedroht ist.

Die Linden

Zwei heimische Linden zieren den Wald und die Landschaft der Schweiz: Sommer- und Winterlinde. Beide gelten als ziemlich wärmebedürftig, trockenresistent und sturmfest. Geeigneten (nicht zu armen) Standort vorausgesetzt, können sie ohne weiteres über 40 Meter hoch und nahezu 2 Meter dick werden. Finden sie sich ausserhalb des Waldes ein, im Freistand, so ist ihre Erscheinungsform gekennzeichnet durch den kurzen Stamm und die gleichmässig aufgebaute, dicht verzweigte und belaubte kuppelförmige Krone.

Linden wachsen in der Jugend relativ langsam in die Höhe und sie gebärden sich in dieser Zeit auch ziemlich wild. Anstatt wie Esche, Ahorn oder Fichte, welche ihre oft über einen Meter langen Jahrestriebe schnurgerade gen Himmel recken, wählt Tilia den Zickzack-Kurs, gabelt sich und lässt den Ästheten, der sie pflanzte und der nur ein bescheiden kurzes Leben hat, manchmal schier verzweifeln. Erst etwa ab dem Alter 60 schiessen die Linden so richtig ins Kraut. Gabeln und Bogen in der Stammachse verlieren sich, und wenn sie dann nach ungefähr 150 Jahren Leben das Aufwärtsstreben einstellen und die Assimilate umleiten in die Seitentriebe und den Stamm, so sind sie kaum der Pubertät entwachsen. Linden kommen 300 Jahre, stehen 300 Jahre und vergehen 300 Jahre. So will es die Überlieferung.
Von jeher schätzt der Mensch die mannigfaltigen Wirkungen, die von der Linde ausgehen. Sie wird als Stammhalterbaum um die Höfe und Weiler gepflanzt und zwischen den Häusern als Flammen- und Funkenschutz in vielen Gegenden hoch geschätzt. Manchem Hügel setzt sie sozusagen die Krone auf; in ihrem Schutz und Schatten hielten die Dorf- und Sippschaften über Jahrhunderte hinweg Beratungen und Gerichte ab. Linden sind vorzügliche Bienenweiden, Grundlage für Honig und Wachs; sie liefern allerlei nützliche und sanfte Medizin, Bastfasern, Laubheu und Blätter zum Tabakstrecken gar. Sie erfreuen den Schnitzler mit ihrem Holz und ihre Kohle findet auch heute noch zum Zeichnen Verwendung. Von der eindrücklichen Verbundenheit zwischen den Menschen und den Linden zeugen verschiedene, auch nahvertraute Ortsbezeichnungen: Lindenholz, Lindenhof, Dreilinden, Lindenbach, Linden, Lindau.

Die Eichen

Wie bei den Linden sind in unseren Breiten auch bei den Eichen zwei Arten wohlbekannt: Stiel- und Traubeneiche. Sie sind licht- und sommerwärmebedürftig und stellen an den Boden relativ geringe Ansprüche. Die erstgenannte mags eher feucht, die zweite gedeiht auch noch bei trockeneren Verhältnissen gut. Beide können über 40 Meter hoch werden, wobei sich der Stamm der Stieleiche schon bald einmal in mehrere starke Äste auflöst, jener der Traubeneiche dagegen häufig bis zum Wipfel durchgeht. Am besten lassen sich die zwei Eichen aber an den Frucht-

ständen unterscheiden. An langen Stielen hängen die walzenförmigen und dunkel-längsgestreiften Eicheln der Stieleiche; fast ungestielt, traubig angeordnet, eiförmig und einfarbig braun präsentieren sich die Früchte der Traubeneiche.

Eichenfrüchte – auch heute noch gesuchte Nahrung vieler Säugetiere, Vögel und einer Unzahl von Käfern und Insekten – werden über lange Zeiten auch vom Menschen sehr geschätzt. In der Küche der Germanen findet Eichelmehl vielfältige Verwendung und später, als Elend, Krieg und Not grassieren, erinnern sich ganze Völker immer wieder der bitteren Frucht. Geröstet, gemahlen, mit Früchten gesüsst oder als Kaffee kommt sie auf den Tisch. In weniger dramatischen Epochen allerdings wird die Eichel vorzugsweise im Schwein veredelt. Jedermann weiss damals, dass kerniges Fleisch und fester Speck von Sauen stammen, die unter Eichen weiden, tranig Schmeckendes hingegen von solchen, welche sich an Buchnüsschen satt zu fressen haben. Der Fruchtbaum steht so über Jahrhunderte hinweg in ganz besonderer Gunst der Bewohner Mitteleuropas, dementsprechend wird er auch gehegt und gepflegt. Erst mit dem vermehrten Anbau von Getreide und Kartoffeln verliert er an Bedeutung. Die Eiche wird degradiert zum vorerst noch gesuchten Holzlieferanten und findet Verwendung im Haus- und Schiffsbau, als Brennstoff und, in grosser Menge, als Schwelle beim Bau der Eisenbahn.

Dieser einschneidende Wechsel im Gebrauch des Baumes hat Auswirkungen auf seine Verbreitung. In den Wäldern nämlich, wo er nun mehr oder weniger auf sich selbst gestellt ist und auf die fürsorgliche Hand des Bauern vermehrt verzichten muss, unterliegt er im Kampf um Licht und Raum bald einmal der Buche.

Der Baum des Mittelalters weicht zurück auf Standorte, wo ihm keine oder höchstens gutgesinnte Tischgenossen den Blick zur Sonne streitig machen: Auf eher saure und magere Kuppen und selbst in die Nässe der Flussauen. Dort aber, wo ihr der Mensch weiterhin alle Unannehmlichkeiten aus dem Weg räumt, auf Anhöhen etwa, entlang Bächen, in Alleen und Parks, lässt die Eiche erkennen was sie war, ist und bleibt: Ein Stück Natur, dessen Vitalität, Schönheit und Wirkungen gerade erst in der Kulturlandschaft so richtig zur Geltung kommen.

Bemerkenswerte Bäume im Forstkreis Langenthal (ohne Bipperamt)

Vollständige Inventurliste 1995

PLZ	Gemeinde	Koord. Ost	Koord. Nord	Baumart dt.	Baumart bot	B.höhe	Umfang	Kommentar
4912	Aarwangen	625660	232200	Winterlinde	Tilia cordata	15 m	1,95 m	speziell
4912	Aarwangen	625050	231750	Winterlinde	Tilia cordata	25 m	2,6 m	
3416	Affoltern i.E.	625000	212450	Winterlinde	Tilia cordata	30 m	4,82 m	speziell
3368	Bleienbach	624250	226750	Stieleiche	Quercus robur	28 m	4,3 m	speziell
3368	Bleienbach	623700	226075	Eiche	Quercus sp.	26 m	3,5 m	
4917	Busswil	629300	226400	Blutbuche	Fagus sylvatica	28 m	2,4 m	
3465	Dürrenroth	625340	214400	Stieleiche	Quercus robur	30 m	4,95 m	geschützt
3465	Dürrenroth	627040	212400	Fichte	Picea abies	45 m	2,93 m	speziell
3465	Dürrenroth	628860	214620	Sommerlinde	Tilia platyphyllos	34 m	4,99 m	speziell
4955	Gondiswil	632050	221050	Stieleiche	Quercus robur	30 m	3,4 m	
4955	Gondiswil	633250	220450	Stieleiche	Quercus robur	28 m	3,2 m	
4932	Gutenburg	626250	225300	Birnbaum	Pirus communis	16 m	2,5 m	
3373	Heimenhausen	620100	229150	Eichen	Quercus sp.	32 m	3,5 m	
3373	Heimenhausen	619975	229800	Stieleiche	Quercus robur	28 m	3 m	
3360	H'buchsee	621450	226550	5 Obstbäume		12 m	1,8 m	speziell
3360	H'buchsee	621370	226150	5 Obstbäume		15 m	2 m	speziell
3360	H'buchsee	621660	227140	Roteiche	Quercus rubra	15 m	1,75 m	
4950	Huttwil	629730	218075	Buche	Fagus sylvatica	20 m	5 m	geschützt
4900	Langenthal	626850	230300	Weide	Salix sp.	12 m	2,4 m	
4900	Langenthal	626900	231150	Traubeneiche	Quercus petraea	30 m	3,95 m	
4935	Leimiswil	626050	222250	Sommerlinde	Tilia platyphyllos	17 m	2,45 m	speziell
4935	Leimiswil	623825	220500	Birnbaum	Pirus communis	15 m	3 m	speziell
4935	Leimiswil	624200	221050	Linde	Tilia sp.	25 m	3,2 m	
4935	Leimiswil	624200	221050	Mammutbaum	Sequoia gigantea	30 m	2 m	
4935	Leimiswil	625500	222200	Sommerlinde	Tilia platyphyllos	21 m	3,15 m	
4935	Leimiswil	624300	221375	Bergulme	Ulmus scabra	25 m	3,2 m	
4935	Leimiswil	625150	222250	Sommerlinde	Tilia platyphyllos	23 m	3,05 m	
4932	Lotzwil	627400	227120	Buche	Fagus sylvatica	30 m	3,5 m	
4934	Madiswil	628300	224600	Stieleiche	Quercus robur	34 m	4,3 m	
4934	Madiswil	628800	225100	Stieleiche	Quercus robur	37 m	3,95 m	
4853	Murgenthal	629950	232300	Stieleiche	Quercus robur	25 m	3,7 m	
3363	Oberönz	619120	224750	Eiche	Quercus sp.	30 m	3,4 m	
3363	Oberönz	619400	224900	Eiche	Quercus sp.	30 m	3,75 m	
4924	Obersteckholz	629150	227700	Stieleiche	Quercus robur	32 m	4,3 m	speziell
4924	Obersteckholz	629750	228100	Winterlinde	Tilia cordata	25 m	3 m	
3367	Ochlenberg	621250	221200	Eiche	Quercus	25 m	2,8 m	
4914	Roggwil	627375	231500	Linde	Tilia sp.	28 m	3,8 m	speziell
4938	Rohrbachgr.	627940	216850	Buche	Fagus sylvatica	38 m	2,5 m	speziell
4938	Rohrbachgr.	628150	218700	Sommerlinde	Tilia platyphyllos	25 m	3,2 m	
4933	Rütschelen	625550	224624	Winterlinde	Tilia cordata	25 m	3 m	
3365	Seeberg	617550	223100	Sommerlinde	Tilia platyphyllos	35 m	9 m	geschützt
3367	Thörigen	621550	225700	Stieleiche	Quercus robur	30 m	4 m	
4922	Thunstetten	623800	228100	Winterlinde	Tilia cordata	25 m	4,3 m	speziell
4922	Thunstetten	624020	229060	Kirsche	Prunus avium	20 m	2,5 m	
4922	Thunstetten	623400	228250	Sommerlinde	Tilia platyphyllos	20 m	2,6 m	
4922	Thunstetten	621840	228800	Kirsche	Prunus avium	16 m	2,5 m	
4937	Ursenbach	623600	220200	2 Linden	Tilia sp.	25 m	4,8 m	speziell
4937	Ursenbach	624150	220125	Linde	Tilia sp.	30 m	4 m	
4942	Walterswil	625570	218080	Sommerlinde	Tilia platyphyllos	40 m	5,5 m	geschützt
4942	Walterwil	624480	216130	Stieleiche	Quercus robur	33 m	4,8 m	speziell
4923	Wynau	628050	234100	Stieleiche	Quercus robur	25 m	3,5 m	
4923	Wynau	626850	233600	Eichen	Quercus sp.	20 m	3 m	
4954	Wyssachen	628250	214970	Stieleiche	Quercus robur	30 m	4,76 m	speziell

Die Ulmen

Ulmen sind im Oberaargau mittlerweile so selten wie weitherum in Europa. Dabei sind es nicht die gleichen Phänomene wie bei der Eiche, die zu ihrem Rückgang führen. Es sind gefährlichere, weit radikalere. Etwa um 1910 landet, wahrscheinlich mit einer Schiffsladung Holz aus dem fernen Osten, ein Pilz namens Ophiostoma ulmi an der Westküste Europas. Dieser Schmarotzer, der den asiatischen Ulmen nichts anhaben kann, weil sie sich über Jahrtausende an ihn gewöhnt haben und zu einer ziemlich friedlichen Koexistenz gelangt sind, wird den Arten des Abendlandes zum fatalen Verhängnis. Dabei entpuppt sich der heimische Ulmensplintkäfer, ein ansonsten eher harmloser Geselle, als schicksalshafter Komplize des todbringenden Pilzes. Der Lebenszyklus des rindenbrütenden und sehr gefrässigen Käferchens sorgt nämlich für eine rasante Verbreitung der Sporen von bereits befallenen auf noch gesunde Ulmen. Hier wuchert der Pilz in den Leitgefässen der Bäume und stört deren Wasserhaushalt in solchem Masse, dass schon bald einmal Welke und Tod eintreten.
1928 tritt die Krankheit in der Schweiz erstmals auf und bringt bis in die fünfziger Jahre viele Ulmen zum Absterben. Danach klingt die Epidemie ab, um Ende der sechziger erneut um sich zu greifen. Allerdings entschieden heftiger als vorher. Verantwortlich dafür ist ein noch aggressiverer Stamm des Erregerpilzes, der diesmal den Weg per Schiff von Nordamerika über Grossbritannien nach Mitteleuropa zu den hiesigen Ulmenbeständen findet.
Fast, so scheint es, sind die Ulmen nicht zu retten. Vielleicht ist auch das Schicksal der einzigen inventarisierten Oberaargauer Ulme – sie steht zwischen Leimiswil und Chäsershus – bereits besiegelt. Vielleicht aber, so bleibt zu hoffen, steht sie nicht in den Fluglinien der pilzsporenbeladenen Käfer oder ist so weit von ihren nächsten Artgenossen entfernt, dass eine Übertragung der Krankheit unmöglich wird. Ulmensplintkäfer fliegen 10 Kilometer, weiter nicht. So hat es die Wissenschaft festgestellt.
In der Schweiz sind Berg-, Feld- und Flatterulme heimisch. Die grösste Verbreitung weist die Erstgenannte auf. Dank dem ansprechenden Habitus ist sie lange Zeit, nach Eiche und Linde, die Nummer Drei von den Bäumen der Landschaft tieferer Lagen. Ob sie das je wieder werden kann, hängt nicht zuletzt davon ab, wie wir Menschen der Todgeweihten begegnen: «Seit dem Auftreten des Pilzes haben wir zu ihr (der Ulme) kein

Eiche im Brüel (Neumatt), Oberönz.

Vertrauen mehr», steht in einem renommierten deutschen Forstlehrbuch. Glücklicherweise gibt es Publikationen und vor allem auch Ansätze draussen in Feld und Wald, die erkennen lassen, dass nicht alle gewillt sind, die Ulme einfach so dem Schicksal preiszugeben. Trotz der geringen Erfolgsaussichten wird sie weiterhin nachgezogen, gepflanzt und gehegt. Immer in der Hoffnung und im Wissen, dass Ulmus und Ophiostoma sich eines fernen Tages auf ein Zusammenleben einigen, das sich weniger an Radikalität orientiert, sondern mehr und mehr an jenem Gleichgewicht, an dem selbst der Pilz sein urvitalstes Interesse haben muss. Denn ohne Wirt wäre letztlich auch er verloren.

Im Brüel zu Oberönz

Gemäss dem Inventurblatt vom 11. 12. 1995 steht im Brüel, Gemeinde Oberönz, eine «sehr bemerkenswerte Eiche mit phantastisch schöner Krone». Wer das bestätigt haben will, nähert sich Oberönz am besten auf der

Luzernstrasse von Bettenhausen/Bollodingen her und hält sich dann beim ersten Bauernhaus linkerhand an einen Feldweg, der schnurgerade in Richtung Oenz verläuft. Nach dem Passieren eines schönen, schon etwas lückig gewordenen alten Hochstamm-Obstgartens wird der Blick unweigerlich angezogen von einem mächtig-grünen Halbkreis, der sich, in nahezu geometrischer Vollendung, über den flachen Grund wölbt. Das Nähertreten bestätigt die Vorahnung: Die Eiche ist gefunden. Was da über viele Jahrzehnte ohne baumnachbarlichen Seitendruck und sicher vor des Bauern Säge wachsen konnte, präsentiert sich heute in ganz eindrücklicher Symmetrie und von bemerkenswertem Ausmass. Der auf Brusthöhe 112 Zentimeter messende Stamm teilt sich bereits auf etwa 3,5 Metern Höhe in drei Zwiesel, von wo aus beindicke Äste ein Kronendach von über 20 Schritten Durchmesser formen.
Ein Monument in der Ebene, das der bald achtzigjährige Hans Leibundgut, Pächter des Grundstücks, nie anders gekannt hat. Schon als Bub habe ihn die Eiche durch Grösse und Form beeindruckt. Und ihm später natürlich auch etwelche Sorgen bereitet: «Dem angrenzenden Mais und den Kartoffeln in grossem Umkreis recht Wasser entzogen und Schatten gemacht. Aber Ummachen kann man einen solchen Baum deswegen ja nicht.»

Im Baumhag bei Thörigen

Die Eiche vom Brüel hat im Brüggmoos, Gemeinde Thörigen, eine Schwester. Etwaigen Zweiflern sei geraten, den Radweg Herzogenbuchsee-Thörigen (oder umgekehrt) zu wählen und bei der Abzweigung Richtung Eigen vor der langgezogenen Rechtskurve den Blick zu heben. Hier, oben auf dem Böschungsrand, steht sie, inmitten der wohl schönsten Baumhecke des Oberaargaus. Gegen 30 Meter hoch und 115 Zentimeter dick, hält die Eiche Wacht über eine Heerschar von Artgenossen, die sich, kurz nur in Richtung Thörigen, lang dagegen Herzogenbuchsee zu, im Lebhag aneinanderreihen. Dreissig an der Zahl und schmächtig noch, warten sie geduldig darauf, auch einmal in jene Dimensionen und Formen einzuwachsen, die nötig sind, um ins Inventar der bemerkenswerten Bäume der Schweiz Eingang zu finden. Selbst ohne dieses Privileg sind sie für die Landschaft des Dreiecks Bettenhausen-Thörigen-Herzogenbuchsee von unschätzbarem Wert. Sie bilden das einzige strukturierende Element in

Eiche, Brüggmoos, Thörigen.

dieser weiten, ausgeräumten Ebene. Der faszinierende eichene Lebhag, in dem sich auch Ahorne, Kirschbäume, Aspen und Hagebuchen einfinden, nebst einer Vielzahl von Sträuchern, ist nicht bloss Lebensraum, Stützpunkt oder Zufluchtsort für Hasen, Greife, Singvögel, Lurche, Reptilien und eine Unmenge von Kleingetier. Er kann daneben als Wegweiser für Orts- und Raumplaner, Gemeindebehörden, Landbesitzer und Bürger dienen, indem er aufzuzeigen vermag, wie lebendig und ansprechend sich die Landschaft des flacheren Schweizer Mittellandes auch gestalten liesse.

In der Weite Bleienbachs

Mit dem eindrücklichen Baum, der von Langenthal her eingangs Bleienbach draussen in der fruchtbaren Ebene Jahr für Jahr einen neuen Ring

Eiche, Gheidi, Bleienbach.

Holz um sich legt und durch sein Aufwärtsstreben wohl bald einmal die An- oder Abflugschneisen des nahen Flugplatzes touchieren dürfte, hat wahrscheinlich ein guter Teil der Oberaargauer Bevölkerung bereits Bekannschaft geschlossen. Jedenfalls wird ihm im «Dorfbuch von Bleienbach» (1994) sowie im «Jahrbuch des Oberaargaus» 1994 Aufmerksamkeit zuteil.

Wenn die Stieleiche hier erneut, wenn auch nur kurz, Erwähnung findet, dann sicher auch darum, weil sie in bezug auf Dimensionen und Form im unteren Teil des Oberaargaus etwas ganz Besonderes darstellt. Fast 30 Meter erhebt sie sich über die Ebene und 136 Zentimeter Dicke sorgen für den dazu nötigen Halt. Diesen Halt kann sie bestens gebrauchen, die Eiche «Gheidi». Die Sturmwinde rütteln heute stärker an ihr als auch schon, die Luft zum Atmen und Assimilieren ist mittlerweile von undefinierbarer Zusammensetzung und selbst das Wasser, das der mächtige Baum aus tieferen Bodenschichten saugt, hat jetzt einen bitteren Beigeschmack. Kein Wunder also, dass die Nachbarin der Eiche, die imposante Brühlbach-Esche, immer dünner wird in der Belaubung, kahle, dürre Zweige von sich streckt und schon vor des Sommers Mitte aussieht, als ob sie Gelbsucht hätte. Ähnliche, wenn auch noch schwächere Symptome sind bei der Eiche «Gheidi» auszumachen: Bleienbachs Prachtsbäume

Linde, Hubel, Rütschelen.

leiden, wie andere auch, unter einer Errungenschaft, die es ihnen wahrscheinlich einst ermöglichte, die kalte Düsterheit des Waldes gegen die warme Helligkeit der Landschaft einzutauschen – sie leiden an der menschlichen Zivilisation. Und sie leiden an einer gewissen menschlichen Hyperaktivität. Das äussert sich unter anderem darin, dass die Eiche erst kürzlich ihres ganz speziellen Schmuckes beraubt wurde. Die Klebäste, unten am dicken Stamm eine eigentliche zweite Krone formend, haben der Attacke einer wütenden Säge nicht standgehalten.

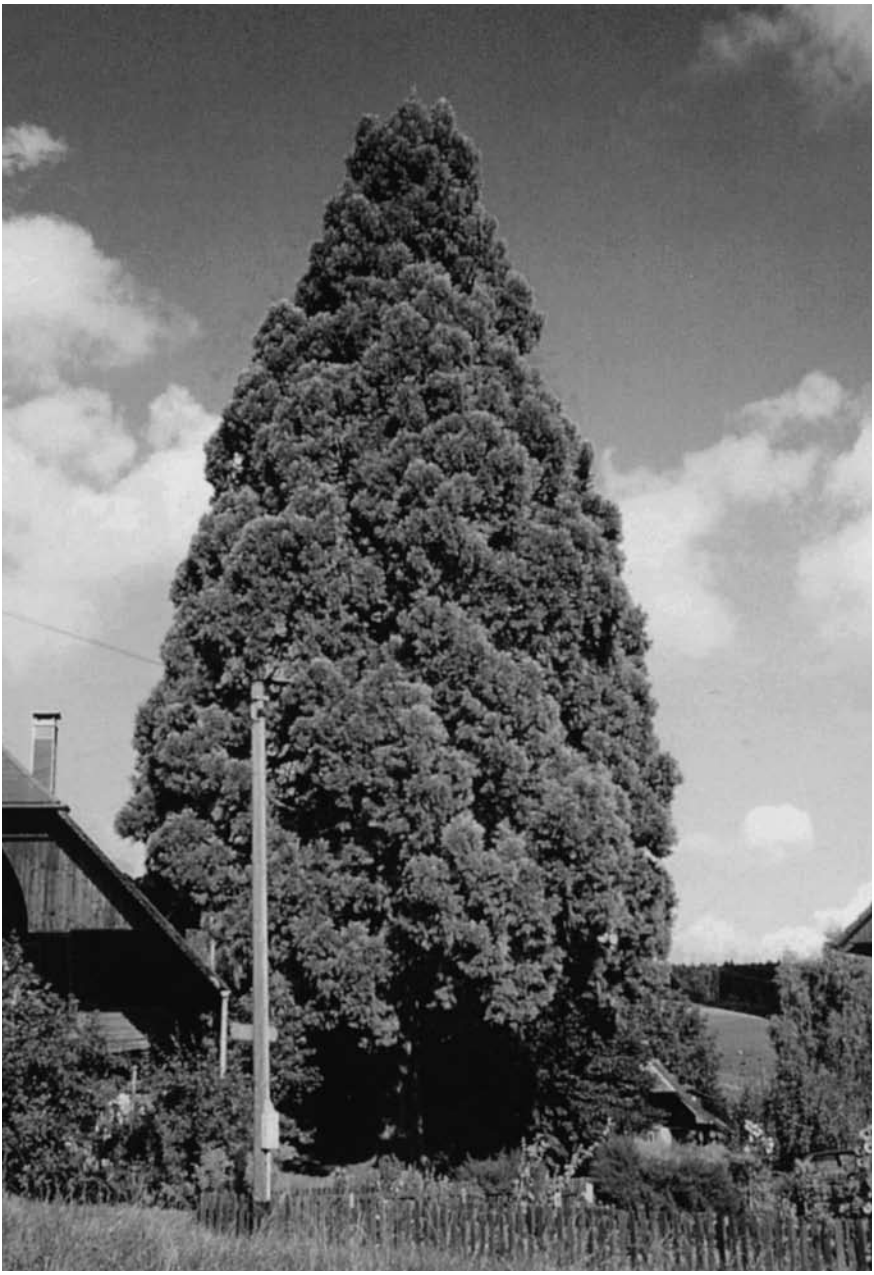
Von einer Linde und einer Eiche; im Hubel, Rütschelen

Nachdem die Hubel-Eiche, deren Stock im Durchmesser 152 Zentimeter misst, im Jahr 1993 aus Sicherheitsgründen gefällt werden musste und nun, auf ein Stück Holz von 1 Meter Länge reduziert, vor dem neuen Gemeindehaus den Stimmbürgern und Wahlgängern Rütschelens vor Augen führt, was Bäume selbst auf fast blossem Sandstein leisten können, lässt die Linde, ihr ehemaliger und direkter Nachbar, noch keinerlei Zeichen des Zerfalls erkennen, im Gegenteil: Auf satte 24 Meter Höhe und 94 Zentimeter Dicke bringt sie es mittlerweile. Kein Wunder – mit zwei Kronen ausgerüstet lässt es sich scheinbar auch unter eher mageren Bodenverhältnissen noch recht gut leben: Vom kurzen Hauptstamm, der kaum mehr als zwei Meter in der Länge misst, zweigt eine Dolde in ungewohnt flachem Winkel ab, stellt sich aber bald wieder gerade und wird so zum Baum im Baum.
Bäume in Siedlungsnähe, das manifestieren unter anderen die besagten Riesen im Hubel, können eines Tages zu einer nicht geringen Gefahr werden. Ihre Liquidierung drängt sich auf, denn ein Mensch zählt mehr als ein Baum. Solche Baumfällaktionen stossen dann meistens auf ziemlich herbe, manchmal sicher auch berechtigte Kritik und rufen regelmässig ganze Brigaden von Leserbriefschreibern auf den Plan. Solange aber die betroffenen Anwohner mit Unterstützung der zuständigen Gemeindeorgane in weiser Voraussicht rechtzeitig ein neues Bäumchen heranpflegen und -hegen, wird sich die aufgerissene Lücke bald wieder schliessen. Jener Zustand, der für Geborgenheit und Identität bürgt und den man – altmodisch – vielleicht auch Heimat nennen kann, lässt sich dadurch erhalten.

Linde oberhalb Wystäge, Leimiswil.

Von Linden und Kirschen, bei Wystägen

Der Besuch der Sommerlinde, die sich zwischen Wystägen und dem Golihof, der westlichen Waldecke etwas vorgelagert und noch auf dem ursenbachseitigen Abhang einfindet, ist für jeden Baumfreund und solche, die es werden wollen, ein Genuss. Zwar nehmen sich ihre Ausmasse, im Vergleich zu anderen bemerkenswerten Bäumen, recht bescheiden aus: Mit etwa 17 Metern Höhe und knapp 80 Zentimetern Durchmesser ist sie sicher noch nicht am Ende ihres Wachstums angelangt. Dafür ist das, was ihr dichtes Blattwerk trägt, längst eine Augenweide. Grundgerüst der Baumkrone in Vollendung bilden vier Teilstämme, in die sich der Hauptträger in bloss Mannshöhe verzweigt. Diesen fast senkrecht aufstrebenden Ständern, die sich ihrerseits immer wieder aufzwieseln, entspringt ein weit-bogenförmiges Astwerk, das der Linde, von unten, vom Wald her gesehen, ein fast kreisförmiges Aussehen verleiht.
Es ist sowieso ein besonderer Flecken Erde, da oben auf der etwas zügigen Anhöhe, knapp über der sechshunderter Höhenlinie. Wenn man einmal das Bänklein unter dem gut fünfzehn Meter breiten, chlorophyllenen Sonnenschirm verlässt und die Mühe nicht scheut, noch ein paar Schritte höher zu steigen, vorbei an einem alten Kirschbaum der edelsten Sorte, dann eröffnet sich dem Wanderer ein doch mittlerweile recht ungewohnter Anblick: Die Täler, Flanken und Höhen der Langete, des Ursen- und des Leimiswilbachs sind noch reich ausstaffiert mit Wald, Ufergehölzen, Hochstamm-Hofstatten, Baum-Alleen, Baumgruppen und Einzelbäumen. Das Bild, das sich da bietet, lässt erahnen, was gemeint ist, wenn im Kapitel «Landschaft» der Ortsplanungen von ökologisch wertvollen Elementen oder gut vernetzten Räumen die Rede ist. Hier ist beides, wenigstens zu einem guten Teil, noch vorhanden. Könnte das Bestehende zusätzlich verbunden werden mit ein paar wilden Hecken und einer Handvoll extensiv bewirtschafteter Flächen, so wäre wohl bald einmal ein Landschaftszustand erreicht, in den sich auch längst verlorengeglaubte Vertreter von Flora und Fauna wieder einzufinden wagten. Jedenfalls ist hier, an der Grenze zwischen den Gemeinden Leimiswil und Ursenbach, ein gewisses Gespür für die Landschaft vorhanden. Davon zeugt unter anderem die Kirschbaum-Allee, welche von der erwähnten Linde auf dem Hügelzug in ziemlich genau westlicher Richtung verläuft und wiederum bei einer imposanten, ebenfalls inventarisierten Linde



Mammutbaum in Chäsershus, Leimiswil.

oberhalb Eichholz nach 38 Bäumen endet. Sämtliche altersbedingten Ausfälle werden hier unverzüglich ersetzt. Das ist keine Selbstverständlichkeit in Zeiten, da die Kirsche anderweitig, der Rendite wegen längst in Spalierform und unter Hagelschutznetze gezwängt, ihr kümmerliches Dasein fristet.

Ein Amerikaner in Chäsershus

Schon der Name hat es in sich: Mammutbaum, Wellingtonia (britischer Heerführer, 1815 bei Waterloo von Napoleon geschlagen), Bigtree, Giant Sequoia oder, lateinisch, Sequoia gigantea (Sequoiadendron giganteum). Der Baum wird seinem Namen voll gerecht, auch jener, der in Chäsershus ostseitig des Bauernhauses der Familie Käser steht, unmittelbar neben der Strasse. Wie mancher Wanderer mag schon angehalten haben, um diesen Zeugen einer anderen Welt zu bestaunen? Mag sich gefragt haben nach dem Woher, dem Wieso und vielleicht auch nach dem Wohin. Hört er überhaupt auf zu wachsen? Jedenfalls hat er mächtig zugelegt in den vergangenen Jahrzehnten.
Im ausgehenden neunzehnten und im beginnenden zwanzigsten Jahrhundert erfreuen sich exotische Baumarten in unserem Land grosser Beliebtheit. Aus Amerika finden Douglasien, Grosse Küstentannen, Hemlocks, Mammutbäume, aber auch Roteichen und Robinien Eingang in Schweizer Wälder, Landschaften, Parks und Gärten. Zu Chäsershus gehören ausgedehnte Waldungen. Hier werden Douglasien gepflanzt, man verspricht sich davon viel und gutes Holz. Eine Wellingtonie erhält ihren Platz neben dem Bauernhaus. Als Zierde, Experiment oder aus purer Freude am Nichtalltäglichen, wer weiss? Etwa 1912 sei sie von seinem Grossvater gesetzt worden, sagt Peter Käser, und um 1935, als er ein kleiner Bub war, habe der Baum in der Höhe mit der First gleichgezogen. Heute, 60 Jahre später, reckt sich die nadelige Krone mächtig über das Dach hinaus, getragen von einem Stamm, der auf Brusthöhe 173 Zentimeter misst. Verglichen mit «General Sherman» ist der weitherum wohl grösste Mammutbaum allerdings noch ein Zwerg. Der Wipfel des Riesen aus dem Sequoia Nationalpark im Westen Amerikas wiegt sich 83 Meter über dem Erdboden im Wind und sein Durchmesser von 11,5 Metern passt wohl in keine Kluppe. In 3500 Jahren hat der «General» 1400 m^3

Ulme in Chäsershus, Leimiswil.

Holz an sich gelegt. Dem Bigtree von Chäsershus bleibt also noch etwas Zeit, um aufzuholen.

Beim Ülmli unten

Wenn die Bauern von Chäsershus ihre Fruchtfolgeplanung machen, dann bedienen sie sich, der besseren Orientierung wegen, nicht der Parzellennummern, sie drücken sich weit handfester aus. Vom «Ülmlibitz» ist da etwa die Rede, oder vom «Plätz bym Eichli obe». Das Ülmli, das besagtem Feld den Namen gibt und unweit von Chäsershus am Strässchen gegen Leimiswil zu steht, ist mittlerweile zu einem so stattlichen Baum herangewachsen, dass es wahrscheinlich als schönster und grösster noch existierender Vertreter der Gattung Ulmus des ganzen Oberaargaus bezeichnet werden darf. Die drei Dolden, die die ganz charakteristische Ulmen-Freistandkrone formen, erheben sich gegen 30 Meter über den nur kurzen, 110 Zentimeter dicken Stamm und haben mit ihren Dimensionen wohl auch die Phantasie des Wagners von Ochlenberg beflügelt, der das Ülmli, gemäss Peter Käser, schon immer gern in seiner Werkstatt gesehen hätte, fein zersägt und zugeschnitten. Durch seiner Hände Geschick wären aus dem festen, zähen, elastischen, dauerhaften aber auch sehr dekorativen Holz dann vielleicht Wagenteile, Werkzeugstiele, Hackstöcke und Möbel entstanden. Stück um Stück. Glücklicherweise haben die Leute von Chäsershus dem Drängen des Hölzigen gewehrt und jene ideellen Werte entschieden vor solche wirtschaftlicher Art gesetzt, die es immer wieder braucht, wenn es um die Erhaltung und Ausgestaltung der heimischen Landschaft geht.

Der Gelbmöstler in Buuchi

Wer hineinbeisse, dem würden die Zähne lang, heisst es. Wer aber die Mühe nicht scheut, die kleinen Birnchen aufzulesen, zu zerstampfen und in Fässer zu legen, der kann vom Destillat eines einzigen Herbstes vielleicht zehn Jahre lang zehren. Ursprung des bitteren Rohstoffs, der besagte Wasser liefert, ist ein Gelbmöstler. Der wunderschöne Birnbaum, mit breiter und formvollendeter Krone, bildet mit seinesgleichen über lan-

Birnbaum im Buuchi, Leimiswil.

ge Zeiten hinweg eine Allee entlang des Weges Buuchi-Ryschberg in der Gemeinde Leimiswil. Mittlerweile steht er allein in seiner ganzen Pracht und mit seinen imposanten Massen von zirka 15 Metern Höhe und 87 Zentimeter Dicke. Dennoch sind seine Verwandten nicht allzuweit entfernt. Die Grosseltern von Hans Bernhard, dem heutigen Besitzer des Buuchi-Hofes, pflanzten nämlich für jedes ihrer sechs Kinder zwischen 1909 und 1920 eine Obstbaumreihe. Dank dieser bemerkenswerten Tat dehnen sich heute um die Gebäude grosse, gestandene und gut gepflegte Baumgärten aus. Und, wer weiss, vielleicht wird eines nicht mehr allzu fernen Tages auch der moosbewachsene, nun schon hohle Äste tragende, einsame und wahrscheinlich etwa 100 Jahre alte Birnbaum

wieder eingebunden in eine Reihe junger Hochstämme. Es bedarf dazu bloss der Fortsetzung einer alten, schönen Tradition. Und die Bereitschaft der Gesellschaft, sich auch eine intakte Landschaft und eine intakte Natur etwas kosten zu lassen.

Im nachhinein

Einzelbäume sind wichtige Elemente der Landschaft. Sie beeindrucken uns durch Grösse, Form und Ausstrahlung; sie bergen Geheimnisse und weisen unendlich weit in die Vergangenheit und ebensoweit in die Zukunft. Aber erst ihr inniger Verbund mit Bächen, Hecken, Baumgruppen und -alleen, Magerwiesen und Feuchtgebieten formt letztlich das, was Landschaft ausmacht. Im Wissen darum schliesst ein Inventar von bemerkenswerten Bäumen nicht bloss deren Betrachtung ein, es soll auch Gedanken, Zeit und Raum zulassen für all die anderen, vielleicht viel weniger auffälligen Elemente. Denn «das Malerische und Poetische der Landschaft entsteht, wo ihre Elemente zu zwangloser Mischung verbunden sind, wie die Natur und das langsame Walten der Geschichte sie hat werden lassen. Je plötzlicher und gewaltsamer eine abstracte Theorie diesem Gewordenen aufgezwängt wird, je radicaler sie die Scheidung jener Elemente in einzelne Kategorien vollzieht, die einem bestimmten praktischen Zweck dienen, um so sicherer vernichtet sie auch alle Physiognomie, allen Reiz individuellen Lebens.» (Ernst Rudorff 1880).

Literatur

GODET, J.D., 1986: Bäume und Sträucher; Arboris Verlag, Hinterkappelen-Bern
KÜCHLI, CHR., 1987: Auf den Eichen wachsen die besten Schinken; Verlag im Waldgut, Frauenfeld
KÜMMERLI, W., 1966: Die Wälder der Erde; Verlag das Beste, Zürich
ULMER, U., 1992: Eine Baumart verschwindet; Wald und Holz Nr. 9/92

Zur Bewahrung römischer Siedlungsnamen in heutigen Flussnamen

Olten, Murgenthal, Langenthal

Albrecht Greule

Schon ein Blick auf die Landkarte lehrt die Bedeutung von Flüssen und Bächen für die Benennung von Städten und Ortschaften. So liegen etwa entlang der *Aare* die Siedlungen *Aarberg, Aarwangen, Aarburg* und *Aarau.* Wenn wir die zahllosen Fälle, in denen eine Siedlung nach einem Fluss oder Bach benannt wird, sichten, dann ergeben sich ganz grob drei sprachliche Möglichkeiten:

A. Der Siedlungsname (SN.) ist identisch mit dem Flussnamen (FlN.), abgesehen von unbedeutenden Modifikationen. Beispiele: (Ober/Nieder) *Oenz* an der *Oenz,* die unterhalb Berken rechts in die Aare mündet; *Bünzen* (1259 *Bunzina*) am Oberlauf der *Bünz* (1426 an die *Bůntzen*), einem Zufluss der Hallwiler Aa; *Sisseln* (Kanton Aargau) an der Mündung der *Sissle* (auch *Sisseln, Sisselnbach*) in den Rhein.

B. Der SN. ist mittels eines Ableitungselementes (Suffix) vom FlN. abgeleitet, eine im deutschen Sprachgebiet seltenere Möglichkeit. Beispiele: *Tramlingen/Tramelan* (Kanton Bern) im Quelltal der *Trame; Mouzay* (département Meuse), entstanden aus **Mosacum,* an der *Mosa* (so Cäsar), jetzt Meuse/Maas.

C. Der SN. besteht aus einer Zusammensetzung (Komposition) von Bestimmungs- und Grundwort, worin der FlN. als Bestimmungswort fungiert – im Gegensatz zu Typ B weitaus häufiger, wie die bereits genannten Namen *Aar-au, -berg, -burg, -wangen* zeigen. Weitere Beispiele sind unschwer zu finden: *Innsbruck* am *Inn, Regensburg* am *Regen* usw. Diese Bildungsweise ist auch aus dem Altertum bekannt, etwa bei kelt. SNN. wie **Mosomagos* (6. Jh. *Mosomagensis ecclesia,* 7. Jh. *Mosomo*), jetzt *Mouzon* sur la Meuse, worin gall. *magos* «Feld» als Grundwort mit dem FlN. *Mosa/Maas* (siehe oben) komponiert ist.[1]

Jeder der eben dargestellten Möglichkeiten des Verhältnisses SN.: FlN. müssen wir noch eine Art Subkategorie (a–c) zuordnen. Es zeigt sich näm-

lich, dass es SNN. gibt, die mit einem FlN. gebildet sind, der im Laufe der Jahrhunderte ausser Gebrauch kam, durch einen anderen Namen ersetzt wurde und heute nicht mehr auf der Landkarte erscheint. Hier führt der Rückgriff auf die historischen Quellen weiter. Oft ist man aber auch auf die vergleichende sprachliche Rekonstruktion angewiesen.

a) Der SN. ist (oder war) identisch mit einem abgegangenen FlN. Hierzu ist z.B. *Salmsach* (Kanton Thurgau) zu rechnen: 1158 *curtibus…-Salmasa* – 1155 *ad flumen Salmasa,* jetzt Aach zum Bodensee südlich Romanshorn.

b) Der SN. ist mit einem Suffix von einem abgegangenen FlN. abgeleitet. Beispiele: *Urseren,* jetzt Andermatt (1283 von *Urserron*) im obersten Reusstal, abgeleitet vom alten Namen der hinteren Reuss, vgl. 1606 *Aergöw...würt gegen ufgang durch den Lucerner See und den fluss Ursam, die Rüss, von dem Zürichgau undermarchet;*[2] *Silenen,* im Urner Reusstal, nach **Sila,* einst Name der Reuss daselbst, der identisch ist mit *Sihl* zur Limmat.

c) Der SN. besteht aus einer Komposition mit einem abgegangen FlN. als Bestimmungswort. Beispiele aus der gegenwärtigen Toponymie sind schwer zu finden: die FlNN. müssen rekonstruiert werden. So sieht etwa Edward Schröder im SN. *Erfurt* (8. Jh. *Erpisfort*) einen FlN. **Erphisa* (=Gera).[3] Beispiele aus der vorgermanischen Toponymie: SN. *Samarobriva* (bei Cäsar), jetzt Amiens, enthält als Grundwort gall. *brīva* «Brücke» und als Bestimmungswort sehr wahrscheinlich einen FlN. **Samara* (identisch mit la *Sambre* zur Maas bei Namur), eine andere Bezeichnung für die Somme. Auch im SN. *Lopodunum* (2. Jh. n. Chr. inschriftlich LOPODVN, 4. Jh. *Lupodunun*), jetzt Ladenburg bei Heidelberg, soll ein kelt. Name **Lopa* vorliegen, der sich wohl auf einen Neckararm bezog.[4]

An dieser Stelle soll die Betrachtung des SN. *Olten* einsetzen. Wir glauben nämlich, dass er zu den vorgerm. Namen des Typs c gehört. Die Gründe dafür werden die folgenden Ausführungen darlegen. Die älteste überlieferte Namensform von *Olten* ist 1201 *Oltun*.[5] Trotz der relativ spät einsetzenden Überlieferung lag es bei der Bedeutung des Ortes als Aare-Übergang bereits in römischer Zeit nahe, in *Oltun* einen vorgerm. SN. zu sehen. So findet sich im 5. Band des Historisch-Biographischen Lexikons der Schweiz S. 345 der Ansatz eines keltisch-römischen Namens **Ollodunum,* vergleichbar dem oben genannten *Lopodunum.*[6] Die Annahme eines Kompositums mit *-dunum,* kelt. **dūnon,* was etwa «befestigter

Platz» (vgl. die urverwandten Wörter engl. *town* und deutsch *Zaun*) bedeutet, bezieht ihre Berechtigung aus der Analogie von *Oltun/Olten* zu anderen SNN., für die Namensformen aus römischer Zeit bekannt sind. Man kann etwa *Magden* (Kanton Aargau) heranziehen, das 1212 z.B. in der Form *Magethun* erwähnt wird und zur Römerzeit **Magidunum* hiess, wie aus einer römischen Bauinschrift des 4. Jahrhunderts hervorgeht. Noch deutlicher liegt der Fall *Zarten* bzw. *Kirchzarten* bei Freiburg i.Br. Beide Orte sind namenmässig die direkten Erben der in der Geographie des Ptolemaeus erwähnten πόλις Ταρόδουνον, für beide ist *Zartun* die öfter auftretende Namensform des Hochmittelalters.

Somit sehen wir keinen Hinderungsgrund, auch für *Olten* ein ursprüngliches Kompositum mit dem Grundwort *-dunum* anzusetzen. Was fungiert aber als Bestimmungswort? **Ollo-*(*dunum*) scheint mit dem Blick auf *Ollo-* «gross, mächtig» in gall. Personennamen[7] angesetzt worden zu sein, und man hat wohl wie früher auch für *Lopo-* in *Lopodunum* und *Taro-* in *Tarodunum* an einen Personennamen gedacht, etwa in der Bedeutung «*dunum des Ollos*». Nun zeigen aber zahlreiche *dunum*-Namen, wenn sie unter dem Aspekte der Gewässernamenkunde betrachtet werden, eine deutliche Affinität zu vorgerm. FlNN., vgl. die neueste Deutung von *Lopodunum* (oben). Das Schlüsselwort ist der SN. (Ober/Unter)*Murgenthal* (Kanton Aargau und Bern) an der Mündung der *Murg* in die Aare. Wie die historischen Belege, beginnend mit 1255 *Murgatu(h)n* usw., 1317 *Můrgatun,* zeigen, ist *Murgenthal* eine junge Umbildung des SN. wohl unter Beeinflussung des FlN. *Murg.* Mit dem gleichen Recht wie *Oltun* kann auch *Murgatun* als *dunum*-Name betrachtet werden, der deutlich mit dem FlN. *Murg* zusammengesetzt ist. *Murg* ist ein häufiger FlN.,[8] der gall. **Morgia* fortsetzt. Weibliche ā-Stämme wie **Morgia* werden in kelt. Kompositionen wie o-Stämme behandelt (siehe oben **Mosomagus – Mosa*), das heisst, *Murgenthal* geht auf einen gall. SN. **Morgiodū̄non* zurück, dem in althochdeutscher Zeit **Murg(i)atuna,* später *Murgatun,* entspricht.

Von hier aus fällt Licht auf den SN. *Langenthal* (Kanton Bern), 841–872 *Langatun,* mit der gleichen Umbildung wie *Murgatun* zu *Murgenthal.* Der Fluss, an dem *Langenthal* liegt, die *Langeten,* hat bereits 1224 (*das wasser Langentun*) den SN. angenommen, hiess aber mit ziemlicher Sicherheit einst **Langa.* Daraus ist für *Langatun* der vorgerm. Name **Langodūnon* zu erschliessen. Ähnlich steht es um *Turbenthal* (Kanton Zürich), 829 *Tur-*

batun aus **Turbodūnon,* worin der FlN. **Turba,* die vordeutsche Bezeichnung der Töss,[9] vorliegt (identisch mit la *Tourbe* zur Aisne, département Marne). Das bereits erwähnte *Magden* liegt am *Magdenerbach,* dessen vorgerm. Name wohl **Maga* war, vgl. die *Maag,* wie der Abfluss des Walensees früher hiess. Davon ist der SN. **Magodūnon,* römisch **Magidunum,* 804 *in curte Magaduninse,* abgeleitet. An eine Römersiedlung knüpft auch *Kempten* (Kanton Zürich) an; ihr Name war **Cambidunum* (=gall. **Kambodūnon*), was aus den Belegen 811 *Camputuna, Campitona* usw. hervorgeht. Auch hier nehmen wir als Bestimmungswort einen FlN. an, nämlich kelt. **Kamba* (oder **Kambos*)[10] als alter Name des jetzigen *Kemptenerbachs* (zum Pfäffikersee). Auch *Tarodunum* enthält einen FlN., der als **Taros* oder **Tara* angesetzt werden kann.[11] Das frühgeschichtliche *Tarodunum* lag an dem heute Rothbach genannten Gewässer. Wie im Fall **Langa – Langenthal* wurde der vorgerm. SN. auf den Bach übertragen und wanderte an dessen Ufer bis ins Quellgebiet, wo wir ihn als Flurname 1350 *inn der Zartenn* (jetzt *Hinterzarten*) wiederfinden. Heute gilt *Zartenbach* für den linken Quellbach des Rothbachs im Höllental. Ausser *Lopodunum* ist im Badischen ein weiterer *dunum*-Name für unsere Zusammenhänge ergiebig: der Landschaftsname *Ortenau* (*762 Mordunowa*) enthält einen SN. **Mordunum* (= Offenburg?), in welchem seinerseits kelt. **mori*, Bezeichnung für das Meer und stehende, sumpfige Gewässer, steckt. Über *Lopodunum* hinaus gibt es an der unteren Mosel noch einen Namen unseres Typs. Der SN. *Karden* (Kreis Cochem), 836 *Karadona,* dürfte älteres **Karodunum* fortsetzen. Darin scheint ein FlN. **Kara* (oder **Karos*)[12] vorzuliegen, der den jetzigen Brohlbach (zur Mosel bei Karden) bezeichnet haben könnte.

Doch zurück zu *Olten!* Wer unter dem Eindruck des eben vorgeführten Materials zu der Überzeugung gelangt, dass auch für *Olten* ein FlN. als Bestimmungswort in Frage kommt, darf fragen, was dies für ein FlN. sein und an welchem Gewässer er haften soll. Nehmen wir an, dass der FlN. **Ola* oder **Olos* lautete, dann weicht der hiervon ausgehende SN. **Olodūnon* (in althochdeutscher Zeit **Olatuna*, später *Oltun*) nur gering von dem schon länger angenommenen Ansatz **Ollodunum* ab. Ein FlN. **Olos/-a* findet seine beste Erklärung in der von H. Krahe[13] zusammengestellten FlN.-Sippe, die von einer indogerm. Wurzel **el-/*ol-* «fliessen, strömen» ausgeht. Die Namen mit der Ablaufstufe *Ol-* reichen nicht über das Gebiet hinaus, in dem man festlandkeltische Dialekte vermuten darf,

so dass man sie mit Vorbehalt als keltisch bezeichnen kann. Es begegnen hier FlNN. wie *Ollius,* jetzt *Oglio* zum Po; *Olana,* jetzt Po di Volane, eine Po-Mündung; **Olona* ist die Grundform für viele FlNN. in Frankreich. Ich würde hierzu auch den FlN. und SN. *Olewig* (933 *Olevia*), zur Mosel in Trier, rechnen.

Nachdem wir einen FlN. **Olos/-a* wahrscheinlich gemacht haben, bleibt nur noch die Frage, was mit ihm gemeint ist. Nach den oben gemachten Erfahrungen ist kaum damit zu rechnen, dass **Olos/-a* heute noch als Name in der Umgebung von Olten existiert. Dieser FlN. ist vielmehr – wahrscheinlich schon in den Wirren der Völkerwanderungen – verlorengegangen und galt einst für ein heute anders benanntes Gewässer. Am wahrscheinlichsten kommt dafür die in Olten in die Aare mündende *Dünnern* in Frage. Auf sie stösst man durch folgende Fakten. *Dünnern* hat nichts mit dem deutschen Adjektiv *dünn* zu tun, wie das Schweizerische Idiotikon, Band 13, S. 277, dem ich die alten Namensbelege (1384 *bi der Dunron,* 1620 *ennet der Thünern*) entnehme, zweifelnd andeutet. *Dünnern,* aus **Tunira* entstanden, findet seine Erklärung vielmehr in althochdeutsch *tuni* «gemitum» (=altnordisch *dynr* «Lärm») und ist bedeutungsverwandt mit *Töss,* was zu *tosen* gehört. Wir haben in **Tunira/Dünnern* zwar eine sehr altertümlich germanische Wortbildung zu sehen, aber keinen vorgermanischen Namen. **Tunira* dürfte von den Alemannen im Verlauf ihrer Landnahme entlang der Aare der heutigen *Dünnern* als Name gegeben worden sein. Andererseits kann man annehmen, dass der nicht ganz unbedeutende, aus dem Gäu kommende und bei einer römischen Siedlung, dem heutigen Olten, in die **Arura/Aare* mündende Bach bereits vor der alemannischen Landnahme benannt war und einen vorgerm. (wohl kelt.) Namen trug. Was hindert uns, in **Olos/-a* den vermuteten vorgermanischen Namen der Dünnern zu sehen?

Zusammenfassend kann man feststellen: Der Name der bei Olten von links in die Aare mündenden Dünnern ist germanisch; ihr vorgerm., vielleicht kelt. Name war **Olos* oder **Ola.* Die am Zusammenfluss von **Olos/-a* und *Arura* entstehende, möglicherweise schon kelt. Siedlung[14] wird **Olo-dūnon* genannt, woraus sich über **Olatuna* und *Oltun* der heutige Name *Olten* entwickelte.

Nachwort der Redaktion

Der vorliegende Aufsatz wurde 1973 unter dem Titel «Der Name Olten und seine Herkunft» im «Jahrbuch für solothurnische Geschichte», 46, S. 157–161, abgedruckt. Gleichzeitig erschien die von Prof. Bruno Boesch, Freiburg i.Br. betreute Dissertation des Verfassers «Vor- und frühgermanische Gewässernamen am Oberrhein. Ein Beitrag zur Gewässernamensgebung des Elsass, der Nordschweiz und Südbadens», Heidelberg 1973.

Wir danken Herrn Prof. Dr. A. Greule, Regensburg, für die Bewilligung zum Neudruck des leicht ergänzten Aufsatzes, der auch willkommenes Licht auf unsere Ortsnamen Murgenthal und Langenthal wirft.

Anmerkungen

1 P. Lebel, Principes et méthodes d'hydronymie française (1956), S. 273 f.
2 J.J. Rüeger, Chronik der Stadt und Landschaft Schaffhausen, I, S. 101 f.
3 E. Schröder, Deutsche Namenkunde, (1944), S. 304 und 370; vgl. H. Krahe, in: Mélanges de linguistique et de philologie, F. Mossé in memoriam (1959), S. 228.
4 U. Schmoll, Ruperto-Carola, Mitteilungen der Vereinigung der Freunde der Studentenschaft der Universität Heidelberg, 8. Jahrgang, Band 19, (1956), S. 160.
5 Solothurner Urkundenbuch I, S. 141, N. 249.
6 Vgl. ferner F. Stähelin, Die Schweiz in römischer Zeit, (1948), S. 47, Anm. 7; St. Sonderegger, in: Sprachleben der Schweiz, Festschrift für R. Hotzenköcherle, (1963), S. 33.
7 K.-H. Schmidt, in: Zeitschrift für celtische Philologie, 26, (1957), S. 250; E. Evans, Gaulish Personal Names, (1967), S. 237 f.
8 Vgl. die Zusammenstellung bei P. Lebel, a.a.O. § 579, und von Theodora Geiger, in: Beiträge zur Namensforschung, 16 (1965), S. 128 f. – W. Müller, Parallèles hydronymiques Suisse–Pays occitants, in: Actes du IV. Congrès International de l'AIEO, Vitoria-Gasteiz, 22.–28. 8. 1993, Tome II (1995), S. 841–849.
9 B. Boesch, in: Beiträge zur Namenforschung, 5, (1954), S. 231 f.
10 Vgl. H. Krahe, Unsere ältesten Flussnamen, (1964), S. 92.
11 Th. Geiger, a.a.O., S. 257 f.
12 Verwandtes und Etymologie bei Krahe, a.a.O., S. 58 f.
13 a.a.O., S. 35 ff.
14 Die namenkundliche These müsste durch die Archäologie bestätigt werden.

Die Herrschaften der Stadt Burgdorf im Oberaargau

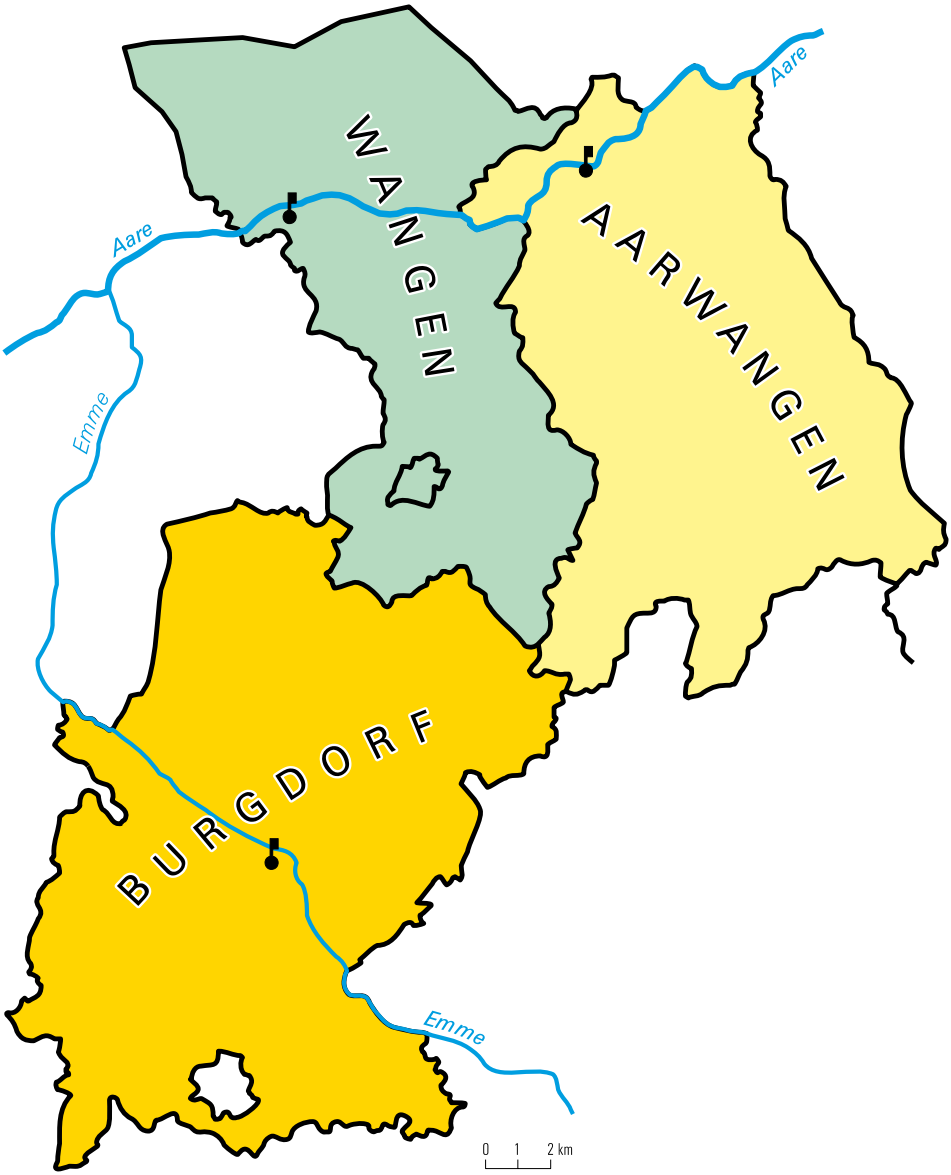
Ein «Kleinstaat» im Staat bis 1798

Anne-Marie Dubler

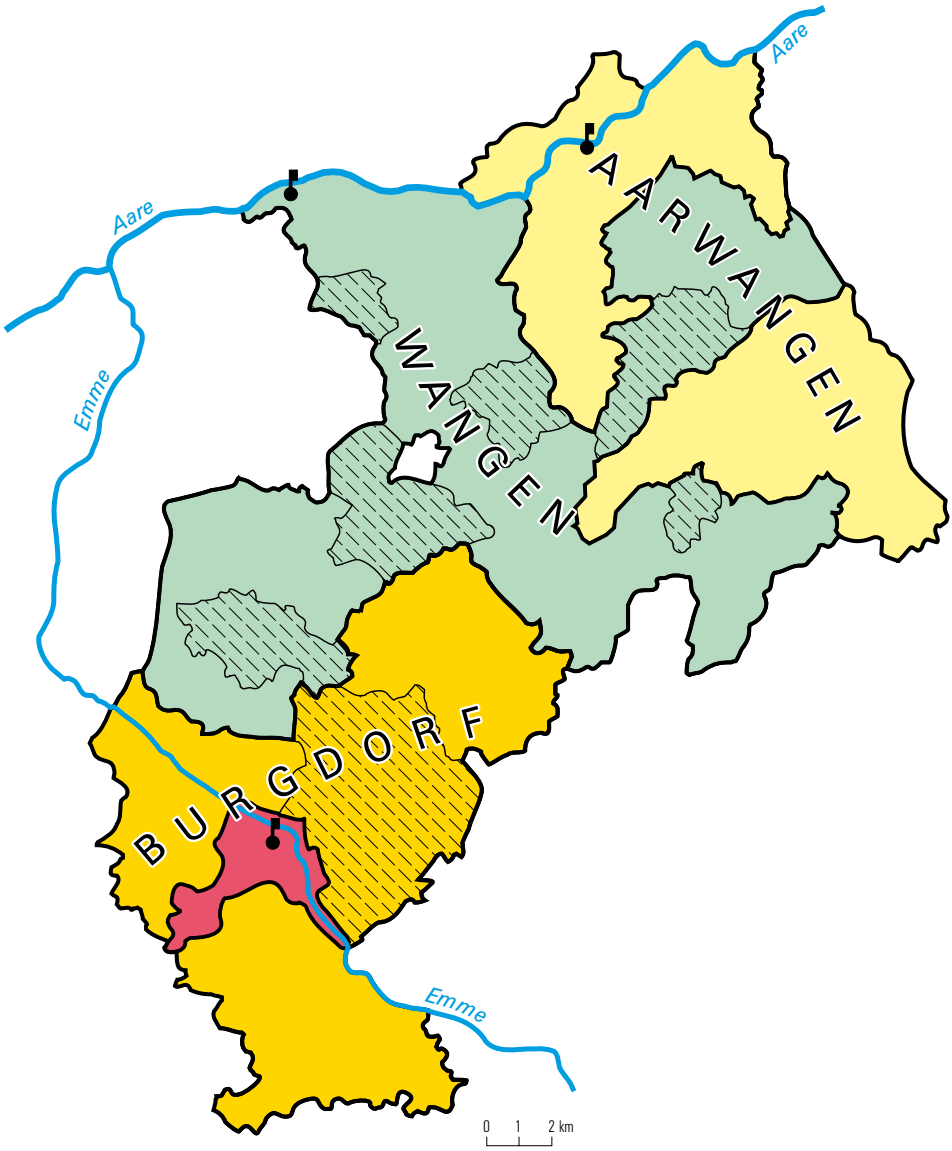
Im März 1798 führte die Invasion französischer Truppen auch im Raum Burgdorf-Oberaargau zum Zusammenbruch der bestehenden Institutionen, des geltenden Rechts und der alten Rechts- und Verwaltungsbezirke. Fünf Jahre danach erfolgte die Reorganisation in neuen kantonalen Institutionen, Verwaltungs- und Gerichtsbezirken, die im Raum Burgdorf-Oberaargau mit starken Gebietsveränderungen verbunden war, denn nun konnte der moderne Staat ohne Rücksicht auf frühere Bindungen territoriale Verschiebungen im Blick auf eine vereinfachte Regionalverwaltung vornehmen. Damals wurde die heute geltende und bekannte Gebietseinteilung in die Amtsbezirke Burgdorf, Wangen und Aarwangen geschaffen.

Vor 1798 bzw. 1803 aber war der Oberaargauer Raum auf drei unterschiedlich grosse bernische Landvogteien aufgeteilt, nämlich auf die umfangreiche Landvogtei Wangen, die aus zwei Territorien bestehende, nicht zusammenhängende Landvogtei Aarwangen und die Landvogtei Burgdorf, die korrekt «Schultheissenamt Burgdorf» hiess. Die Herrschaften der Stadt Burgdorf verteilten sich größtenteils auf das Territorium der Landvogtei Wangen, nur ein Komplex lag im Schultheissenamt Burgdorf.

Bis 1798 war noch erstaunlich viel von der spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Vielfalt an politischen und rechtlichen Institutionen und Strukturen erhalten geblieben. Im Wandel der Jahrhunderte waren in diesem alten Kulturraum «Oberaargau» Herrschaften zerfallen und neue aufgekommen, die Herrschaftsstruktur war eher kleinflächig, öffentliche Gewalt und öffentliches Recht waren noch im bernischen Obrigkeitsstaat des Ancien régime teilweise Privateigentum und handel- und wandelbar und Gemeinwesen und Regionen nahmen unterschiedliche Rechtsstellungen ein. Burgdorf lag als dessen oberste Stadt am Rande des Ober-



Karte 1: Der Grossraum Oberaargau heute: Amtsbezirke Burgdorf, Wangen und Aarwangen.



Karte 2: Der Oberaargau bis 1798: Bernische Landvogteien und Burgdorfer Herrschaften (schraffiert).

aargaus. Dass Burgdorf heute zum Emmental gehören will, ist eine junge Erscheinung und hat nichts mit der historischen Zugehörigkeit zu tun.
Aus dieser Vielfalt werden wir nur die Stadt Burgdorf und ihre Herrschaften unter die Lupe nehmen und andere Herrschaften im selben Raum weglassen – die älteren der Abtei St. Urban von Langenthal-Roggwil, der Johanniterkommende Thunstetten, der Propstei und des Hofs Herzogenbuchsee, der Propstei Wangen...
Am Beispiel des Burgdorfer «Kleinstaats» sollen die Entwicklung und der Werdegang der privaten Herrschaft vom Spätmittelalter bis ans Ende des Ancien régime vorgestellt werden.

Die Stadt Burgdorf – ein Kurzporträt

Die Stadt Burgdorf entstand wie vor ihr die Burg im Rahmen des burgundisch-zähringischen Konzepts einer zweiten südlich der römischen verlaufenden W-O-Transversale vom Genfersee zum Rhein als Wächterin am Verkehrsweg und an der lange einzigen Emmenbrücke. Das Schicksal, abseits eines deutlich wichtigeren Verkehrsstrangs zu liegen, teilte Burgdorf mit Bern, aber auch mit Biel, das nördlich der römischen Route lag. Dessenungeachtet wurde die mittelalterliche Kleinstadt Burgdorf im Herrschaftskonzept der Kiburger das wichtigste Verwaltungszentrum im Oberaargau, wichtiger als Landshut und das erst später ausgebaute Wangen. Eine ähnliche Rolle spielten Thun im Oberland und Biel im Südteil des Fürstbistums Basel. Die grosse Zeit der Kleinstadt Burgdorf brach mit ihrem Übergang vom Grafenhaus Kiburg an die Stadt Bern 1384 an und währte ein knappes Jahrhundert. Sie trat damals, ausgestattet mit all den Rechten, die sie dem geschwächten Grafenhaus noch hatte entwinden können und die Bern 1384 anerkannte, als bernische Landstadt in den Schutz der Pax Bernensia.
Nun konnte sie sich ohne Furcht vor erneuten Verpfändungen wirtschaftlich entwickeln. Städtische Prosperität wird denn auch seit den 1390er Jahren sichtbar, und zwar in der schrittweisen Erwerbung eines Untertanengebietes und später im Bau einer stolzen Stadtkirche. Beides – Untertanenland und Kirchenbau – waren unter spätmittelalterlichen Städten augenfälligste Rangmesser. Burgdorf ordnete sich in dieser Beziehung klar

hinter den staatenbildenden Mittelstädten Bern, Solothurn und Freiburg mit ihren Münster- und Kathedralbauten ein. Unter den Kleinstädten der weiteren Umgebung standen aber nur wenige über ihr: Biel, das nebst den «Äusseren Zielen» mit dem Bannergebiet Erguel über ein grosses militärisches Einzugsgebiet verfügte, in der Eidgenossenschaft zum Zugewandten Ort aufstieg und sich den «bedeutendsten spätgotischen Kirchenbau im Kt. Bern nach dem Berner Münster» leistete. Im Vergleich mit den Stadtkirchen der aargauischen Städte Aarau, Baden, Bremgarten und Brugg, die ebenfalls im 15. Jahrhundert zum Neubau schritten, war das Burgdorfer Bauwerk das «stattlichste und aufwendigste» (Jürg Schweizer).
Bevölkerungsmässig lag Burgdorf im 15. Jahrhundert hinter Biel, auch hinter der Bäderstadt Baden und dem bernischen Zofingen, war ranggleich mit Aarau, überragte aber sonst West- und Nordschweizer Kleinstädte in weitem Umkreis. Unter den altbernischen Landstädten besass es als einzige ein Untertanengebiet. Die spätmittelalterliche Blüte Burgdorfs ging dann seit den 1460/70er Jahren in eine verlangsamte, teils deutlich schwächere Konjunktur über und endete schliesslich im 17. Jahrhundert in einer hartnäckigen wirtschaftlichen Stagnation, die erst richtig nach 1830 überwunden wurde.

Burgdorfs Oberaargauer Herrschaften

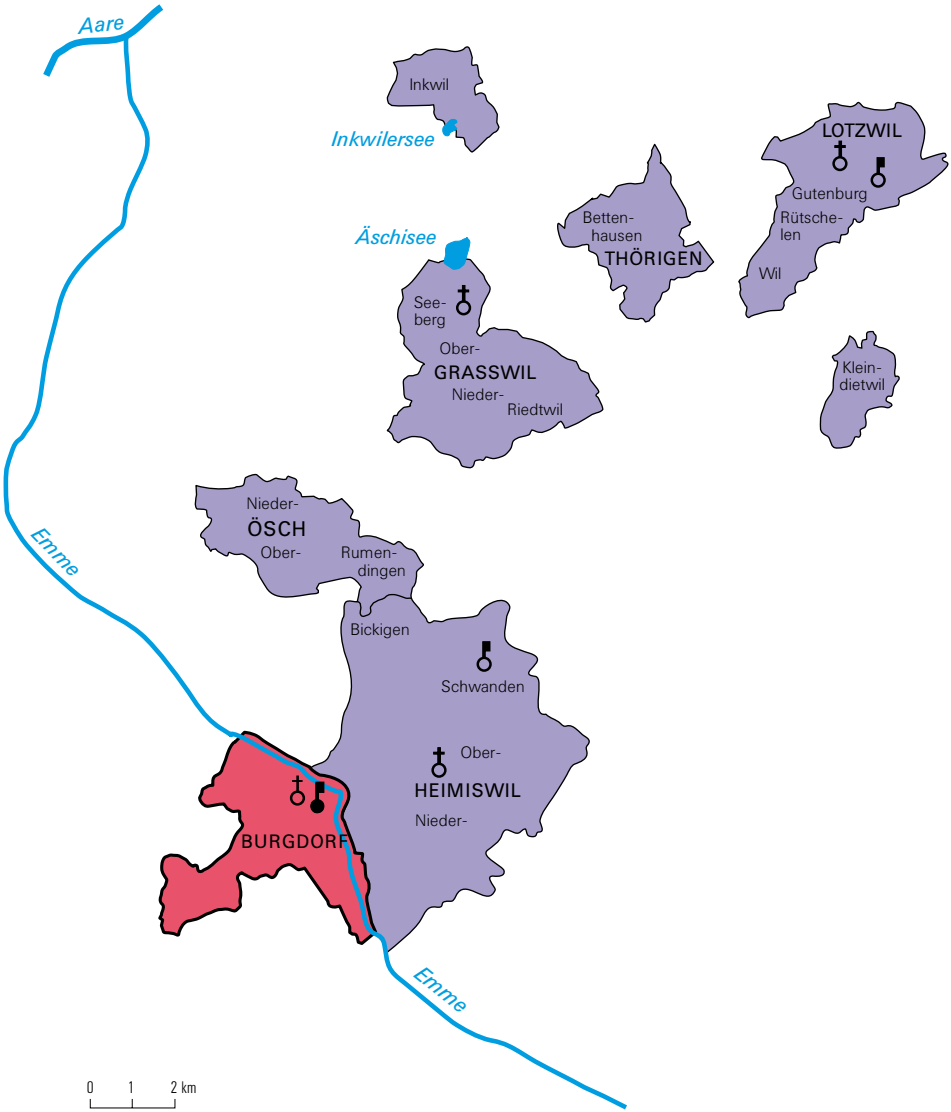
Das späte Mittelalter war im weitgehend befriedeten eidgenössischen Einflussbereich die Epoche der blühenden Städte als moderne Produktions-, Markt- und Finanzzentren, gleichzeitig aber auch die Epoche der mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten kämpfenden alten Feudalgewalten – Adel, Kirche und Klöster. Unter misslicher Wirtschaftslage litten im Oberaargau alle, das dominierende Dynastengeschlecht der Grafen von Kiburg genauso wie sein verarmender Ministerialadel. Um sich über Wasser zu halten, belehnte, verpfändete, unterverpfändete, tauschte man ab oder veräusserte man Rechte und Grundbesitz. Die Notlage der Grundbesitzer nützten die Städte, gestützt auf die Steuerkraft ihrer Bürger; die grossen unter ihnen akkumulierten Herrschaften und fügten diese zu grossflächigen Territorien. In dieser Entwicklung stand die Stadt Burgdorf nicht abseits; auch sie erwarb, wenn auch in kleinem Massstab, stückweise

Herrschaften und Rechte. Alles, was in nicht zu grosser Entfernung ins Angebot kam, interessierte – ganze oder Teile von Herrschaften, einzelne Gerichtsrechte, vereinzelter Grundbesitz, Wälder, Bäche, Höfe. Ausschlaggebend für den Erfolg war natürlich, dass Bern – die Stadt- und Landesherrin – Burgdorf gewähren liess; das tat sie nicht zuletzt deshalb, weil die Landstadt so mithalf, den Oberaargau «bernisch» zu machen.

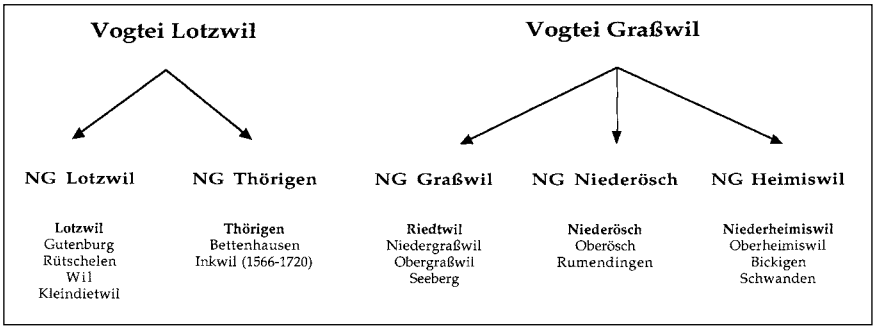
So kam es, dass Burgdorf zwischen 1394 und 1435 von unterschiedlichen, doch mehrteils geldbedürftigen Grundherren sein eigenes Herrschaftsgebiet zusammenkaufte.

Die erste Gelegenheit bot sich 1394 mit der Twingherrschaft Rütschelen. Sie war eine der typischen Kleinherrschaften im Oberaargau, bestehend aus einem einzigen Dorf mit Äckern, Wiesen, Weiden, Wäldern und dem Dorfbach. Der Hergang des Kaufs konnte für die Zeit nicht typischer sein: Verkäufer war Ritter Hemmann von Mattstetten. Dessen Vater Petermann, Ministeriale der Grafen von Kiburg, hatte die Kleinherrschaft von den in Geldnöten steckenden Grafen als Pfand übernehmen müssen, wobei er selbst die benötigte Pfandsumme bei Basler Kreditgebern aufzutreiben hatte. Nun war der Sohn genötigt, um «meren gebresten und schaden fúrzekomen», sie der Stadt Burgdorf zu verkaufen, welche die drückende Basler Hypothek ablöste. Und so hatten auch die andern Herrschaftskäufe ihre Geschichte.

1395 erwarb Burgdorf das grosse Gericht Grasswil, ebenfalls kiburgisches Pfand, von Enz Matter von Bern, 1400 das kleine Gericht Wil bei Rütschelen von Ritter Götz von Hünenberg, 1402 die Niedergerichte Heimiswil, Inkwil und Bickigen sowie Oberlehensrechte in Grasswil und Rütschelen vom Grafenhaus Kiburg. In mehreren Anläufen kamen weitere Gebiete hinzu, 1423 Twing und Bann in Niederösch und die eine Hälfte des Gerichts Oberösch von Verena von Büttikon; die andere Hälfte des Gerichts Oberösch ertauschte sich Burgdorf anfangs des 16. Jahrhunderts von der Kartause Thorberg. 1429 kaufte die Stadt von Thüring von Aarburg das Niedergericht Bettenhausen und die eine Hälfte des Gerichts Thörigen; zu den zwei restlichen Vierteln des Gerichts kam Burgdorf 1509 und 1510 durch Käufe von Bern und Sebastian von Luternau. Seinen grössten Kauf tätigte Burgdorf 1431, als es von Thüring von Aarburg die Herrschaft Gutenburg mit Burg, Weihern und Herrschaftswäldern, das Niedergericht Lotzwil sowie verstreute Rechte, Steuern und Grundbesitz im Raum Madiswil erwarb. Als letztes Niedergericht mit Fischenzrecht



Karte 3: Die Stadt Burgdorf und ihre Herrschaften 1435 bis 1798.



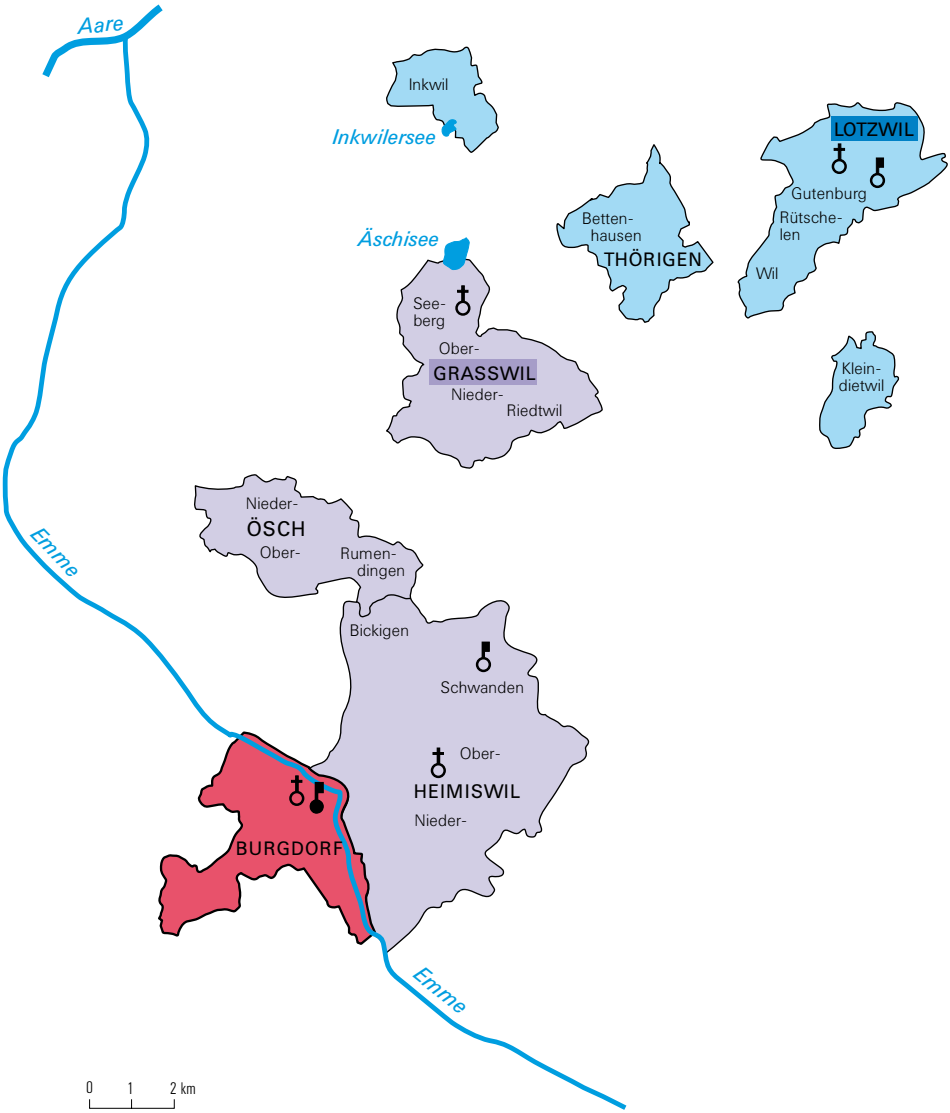
Grafik 1: Die Verwaltung der Burgdorfer Herrschaften: Vogteien, Gerichtsbezirke, Gerichtsorte.

kam 1435 Kleindietwil von den Brüdern Klaus und Hans Görie pfandweise an Burgdorf. Nicht belegt ist, wie Twing und Bann in Rumendingen an die Stadt gelangten. Ferner kaufte Burgdorf nähere und entfernte Herrschaftswälder und Fischereirechte zusammen, meist in Verbindung mit dem Kauf ganzer Herrschaften.

Alle diese Erwerbungen waren letztenends Gelegenheitskäufe, und obschon Burgdorf versuchte, halbe und viertel Rechte zu ergänzen und Herrschaften zu arrondieren, liessen sie sich nicht zum kompakten Territorium zusammenfügen, sondern lagen über den Oberaargau verstreut – mit Ausnahme Heimiswils und Bickigens, die historisch-geographisch zum Emmental gehören. Solche Besitzes-Konstellationen traf man aber auch bei andern spätmittelalterlichen Herrschaften des Adels und der Klöster an.

Um sich die Verwaltung der Herrschaften zu erleichtern, fasste der Burgdorfer Rat die verschiedenen Kleinherrschaften in fünf grösseren Niedergerichtsbezirken und diese wiederum in zwei Verwaltungsbezirken zusammen, den Vogteien: Die kleinere Vogtei Lotzwil umschloss zwei solche Niedergerichte, die grössere Vogtei Grasswil deren drei. In der Vogtei Lotzwil waren die nördlichen, in der Vogtei Grasswil die südlichen Herrschaften vereint.

Was Burgdorf erworben hatte, waren sogenannte Twing- oder Niedergerichtsherrschaften. Sie gaben dem Herrschaftsinhaber das Recht, über leichtere Delikte, sozusagen den deliktischen Alltag zu richten, wozu vor allem die dörflichen Flurdelikte gehörten wie Holzfrevel, Überackern,



Karte 4: Die Burgdorfer Herrschaftsverwaltung bis 1798: Vogteien und Gerichtsbezirke.

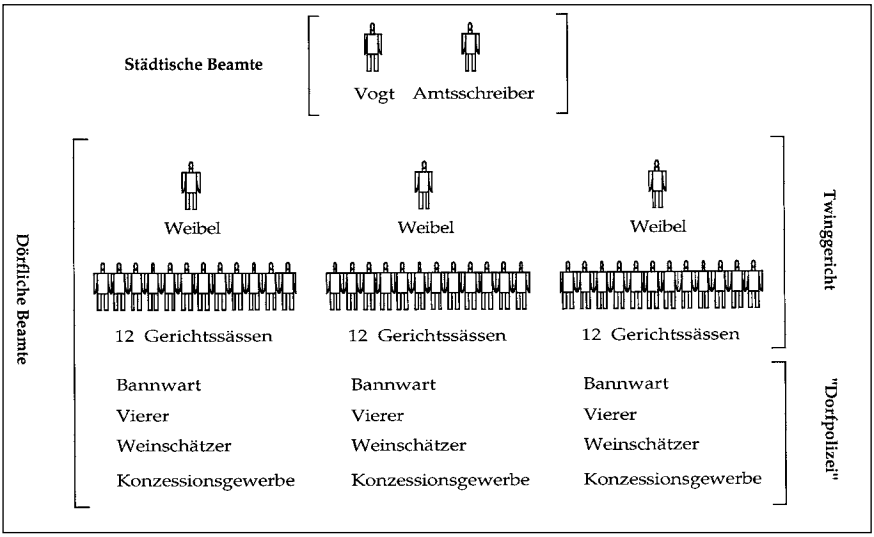
Übermähen, zu viel Vieh Auftreiben, Zäune Versetzen usw., und dafür die kleinen Bussen zu verhängen. Vor das Vogtsgericht kam auch alles Zivilgerichtliche, die Klagen um Güterbesitz und Geldschuld. Fälle des Hoch- und Blutgerichts – die Offizialdelikte – unterstanden dagegen ursprünglich dem kiburgischen Landgericht, seit 1406 aber Bern bzw. der Verwaltung des bernischen Landvogts von Wangen. Nur das Streusiedlungsgebiet von Heimiswil, Bickigen und Schwanden gehörte hochgerichtlich zum Schultheissenamt Burgdorf.

Das Burgdorfer Verwaltungskonzept entsprach dem Muster bernischer Landvogteiverwaltung, das mit wenig städtischem und mit mehr dörflichem Personal auskam, dabei sparsam war und Selbstverwaltung und regionale Eigenverantwortung förderte.

Der Burgdorfer Vogteiapparat stützte sich pro Vogtei auf zwei Stadtburger, auf den Vogt und seinen Amtsschreiber, beide im Nebenamt. Der Vogt, ein Kleinrat, nach seiner Vogtstelle auch als «Lotzwil-» bzw. «Grasswilvogt» bezeichnet, wechselte alle fünf Jahre; er wohnte in der Stadt und ging nur zu Amtshandlungen in seine Vogtei. Begleitet wurde er vom Amtsschreiber, einem von ihm selbst aus der Burgerschaft gewählten Notar und Schreiber, der die Sitzungen protokollierte und zuständig für alle anfallenden Verurkundungen in der Vogtei war, und zwar als Privileg. Vogt und Amtsschreiber bildeten den Kopf der einzelnen Niedergerichte.

Jedes der gesamthaft fünf Niedergerichte war gleich aufgebaut; es bestand aus zwölf Gerichtssässen und einem Weibel. Sie waren einheimische Laienrichter – Bauern, Grossgewerbetreibende –, die in der Regel zur bäuerlichen Oberschicht zählten. Der Weibel vertrat den Vogt bei Abwesenheit als sein Stellvertreter; seine besondere Stellung wurde durch den «Amtsmantel» in den Burgdorfer Farben Schwarz-Weiss betont, den er bei Amtshandlungen trug.

Der Verwaltungsapparat umfasste ferner die «Dorfpolizei», die vom Burgdorfer Vogt ernannten dörflichen Beamten: Bannwarte übten die Fluraufsicht in Wald und Feld, Vierer die Kontrollen im Feld und im Dorfinnern. Weinschätzer beaufsichtigten Tavernen und Schenken und setzten den Weinpreis fest. Alle Beamten, burgerliche wie einheimische, ebenso auch die Inhaber von konzessionierten Gewerbebetrieben wie Müller, Tavernen- und Schankwirte wurden vom Burgdorfer Rat vereidigt. Für sie galt Verzeigepflicht bei wahrgenommener Unregelmässigkeit und Schweigepflicht in Amtsgeschäften.



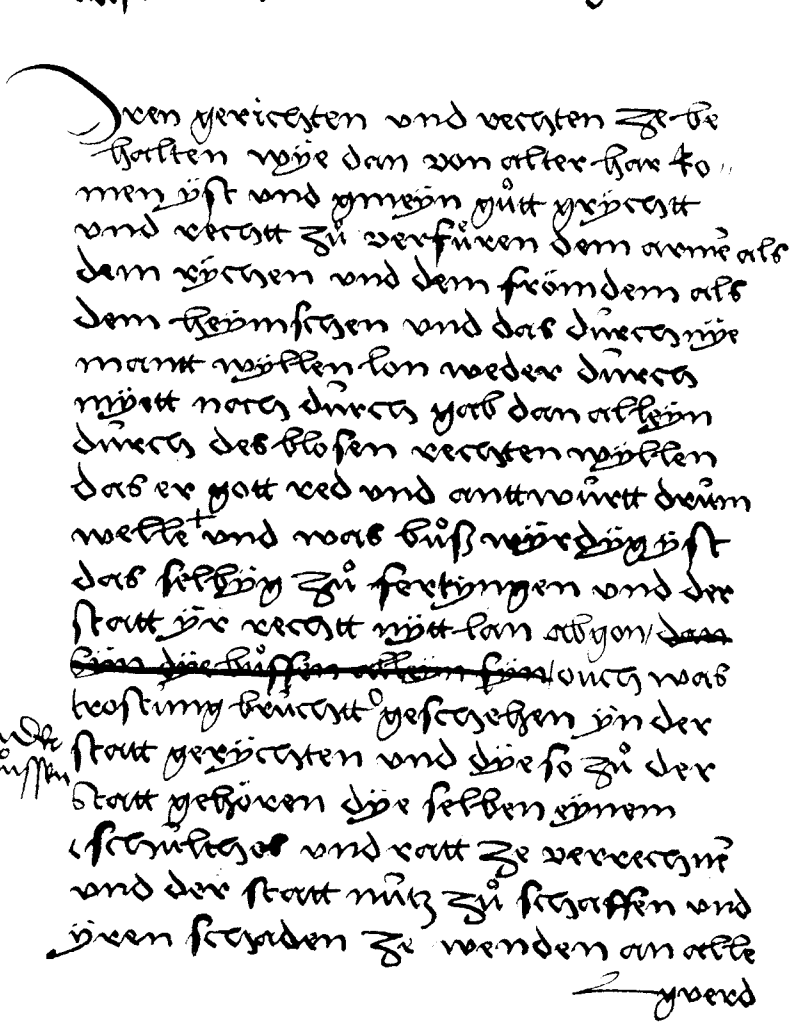
Grafik 2: Der personelle Aufbau der Burgdorfer Vogteiverwaltung.

Amtshandlungen der Burgdorfer Vögte fanden in der Regel an den Gerichtsorten statt. Ursprünglich hatte jede Kleinherrschaft einen Gerichtsort, doch die Stadt Burgdorf reduzierte deren Zahl im Sinne einer ökonomischeren Vogteiverwaltung auf fünf – je ein Ort pro Gerichtskreis, nämlich Riedtwil im Gericht Grasswil, Nieder-Heimiswil im Gericht Heimiswil sowie Niederösch, Lotzwil und Thörigen in den gleichnamigen Gerichten.
Gerichtsorte zeichneten sich durch eine bestimmte Infrastruktur aus, wozu Gerichtsinsignien und Hoheitszeichen zählten wie der Richterstuhl, der Halseisen-Stock und die Trülle als obligate Strafinstrumente der Zurschaustellung des Täters. Zu jedem Gerichtsort gehörte die Taverne, in welcher die Gerichtssitzungen zumindest im Ancien régime stattfanden; ursprünglich tagte das Gericht im Freien. Zur Richtschnur diente den Gerichtssässen das kodifizierte Twingrecht. Beim Amtsantritt eines neuen Vogts ritten Vogt und Amtsschreiber in die einzelnen Gerichte ihrer Vogtei und nahmen von den Herrschaftsangehörigen die Huldigung und den Treueeid entgegen; das war der damals übliche Weg, auf dem sich Vogt und Untertanen kennenlernten und dem Vogt die Amtsgewalt übergeben wurde.

In der periodischen Eidleistung der Untertanen und Herrschaftsangehörigen schworen diese, Burgdorfs Herrschaftsrechte anzuerkennen und alle Pflichten zu erfüllen, die mit dem Herrschaftsverhältnis verbunden waren. Mit dem Eid erzielte man einen Gewissenszwang, der die Hauptstütze jeder Amtsausübung war, weil es ja eine Polizei zur Durchsetzung von Gebot und Verbot nicht gab. Ganz gleich waren alle Beamten dem Burgdorfer Rat gegenüber mit Eid gebunden – auch Lotzwil- und Grasswil-Vogt (siehe Abb. 1).

Wie der Eid sagt, zählte der Vorsitz im Twinggericht zu den wichtigen Aufgaben der Vögte; diese waren so an der Rechtsprechung und Strafbeimessung auf dem Land beteiligt; sie verhängten Bussen, über die sie periodisch vor dem Burgdorfer Rat abzurechnen hatten. Sie rechneten auch über die jährlichen Zins- und Steuereinkünfte Burgdorfs ab, deren Eingänge sie überwachten. Sie setzten die einheimischen Beamten ein und kontrollierten deren Tätigkeit. Sie organisierten und überwachten die Frondienste der Herrschaftsangehörigen. In Streitfällen ritten sie an den umstrittenen Ort auf den Augenschein. Zusammen mit den Amtleuten der Nachbargerichte überwachten sie in periodischen Grenzbegehungen den markierten Grenzverlauf ihres Bezirks. Letztlich waren sie für den guten Zustand des Burgdorfer Besitzes auf dem Land verantwortlich. Für ihre Tätigkeit wurden sie in Naturalien, in Brot- und Futtergetreide, in Fischen, Hühnern, Eiern und Wild sowie in Geld und Holz entlöhnt, die aus den verschiedenen Steuern und Gebühren, aus Boden- und Geldzinsen sowie Zehnten flossen und je nach Herrschaft etwas anders zusammengesetzt waren.

Bei der Auflistung von Dinkel, Roggen, Gerste und Hafer, von Hühnern und Eiern und deren Veranschlagung in Geld kann man vielleicht zur Ansicht kommen, Burgdorf habe aus seinen vielen Herrschaften nicht gerade grossen Gewinn gezogen. Man muss diese Frage etwas anders angehen: Tatsache ist, dass nicht nur die Vögte, sondern die ganze Beamtenschaft der Stadtverwaltung in Burgdorf selbst sowie sämtliche Amtleute auf dem Land ihre Amtseinkünfte im wesentlichen aus diesen städtischen Herrschaften bezogen. Auch wenn damalige Beamtenlöhne fast durchwegs Zusatz- und Nebenverdienste, nicht Voll-Löhne waren wie heute, so steht doch ausser Zweifel, dass diese Herrschafts-Einkünfte für die Stadt Burgdorf von grossem Wert waren. Dementsprechend gross war die Verantwortung der Vögte, die all die guten Gaben jährlich termingerecht vom



also schweren die vögtt

Iren gerichten vnd rechten ze be
halten wye dan von alter har ko
men yst vnd gmeyn gůtt grychtt
vnd rechtt zů verfůren dem armē als
dem rychen vnd dem frömdem als
dem heymschen vnd das durch nye
mantt wyllen lon weder durch
myett noch durch gab dan alleyn
durch des blosen rechten wyllen
das er gott red vnd anttwurtt drum
welle + vnd was buß wyrdyg yst
das selbyg zů fertyngen vnd der
statt yr rechtt nytt lan abgon/ ~~dan~~
~~sun die bussen alleyn syn~~/ ouch was
trostung bruchtt o geschehen yn der
statt gerychten vnd dye so zů der
statt gehören dye selben eynem
schultheß vnd ratt ze verrechnē
vnd der statt nutz zů schaffen vnd
yren schaden ze wenden an alle
gverd

+ geben

o vnd andre gross bussen

Abb. 1: Der Amtseid des Burgdorfer Lotzwil- und Grasswilvogts zur Zeit der Reformation.

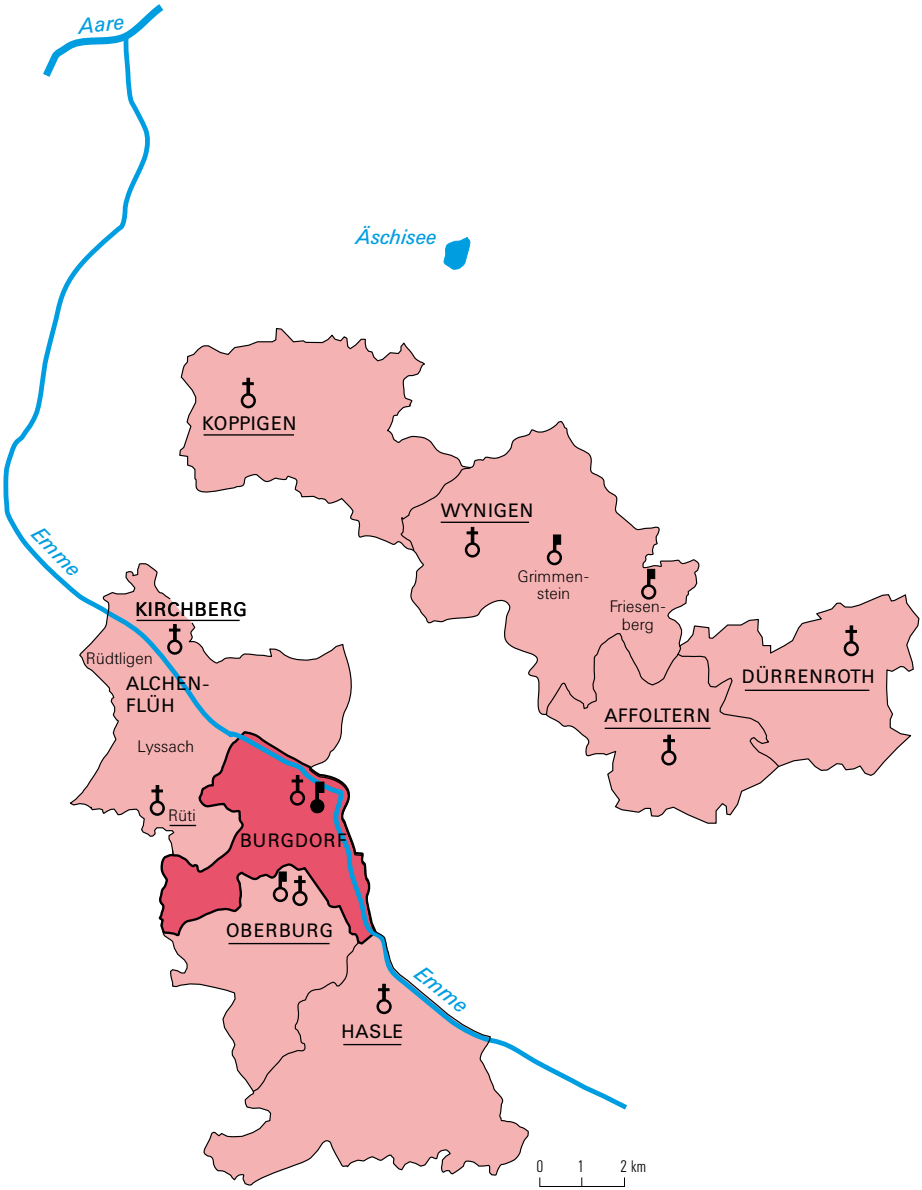
Land in die Stadt zu leiten hatten. Übrigens überwog die Tätigkeit in der Vogteiverwaltung im 18. Jahrhundert diejenige im Gericht; weshalb, werden wir noch sehen.

Burgdorfs Ausburgerbezirk

Mit den Herrschaften erschöpfte sich Burgdorfs territorialer Einfluss auf dem Land indessen nicht; hinzu kam auch sein Ausburgerbezirk. Spätmittelalterliche Stadtwirtschaft baute ja auf den Leistungen der Bürger auf – auf Steuern, Frondienst und Wehrdienst. Steuereinnahmen verschafften der Stadt Kapital, mit Fronen, ob Handarbeit oder Karrerdienst (Holz-, Steinfuhren) baute und unterhielt sie ihre Befestigungen, mit ihrer Mannschaft zog sie in den Krieg bzw. erfüllte sie ihre Bündnis- oder Untertanenpflichten. Das aber hiess, dass jede Stadt darauf aus war, die Zahl ihrer Steuerzahler, Fron- und Wehrdienstpflichtigen zu vermehren. Und so kam im 14. Jahrhundert die Institution der Ausburger (Pfahlburger) auf, Bürger, die nicht in der Stadt selbst, sondern ausserhalb sassen, aber wie die in der Stadt Steuern, Fron- und Wehrdienste und von Zeit zu Zeit auch ausserordentliche Steuern (Tellen) leisteten. Als Gegenleistung gewährte ihnen die Stadt in Kriegszeiten Schutz in ihren Mauern sowie Zollfreiheit oder Zollerleichterung bei Marktbesuchen in der Stadt.

Burgdorf hatte seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in einem grösseren Umkreis um die Stadt, doch mehrteils im Oberaargauer Raum, Ausburger aufgenommen. Über die Jahre baute es auf diese Weise einen lockeren regionalen Personenverband auf, der sich mit ähnlichen Ausburgerverbänden der Städte Solothurn, Bern und Luzern in den Oberaargauer Raum teilte.

Die alten Feudalgewalten, Adel, Kirche und Klöster, hatten ihre Macht und ihr Einkommen seit je auf solchen Personenverbänden aufgebaut – auf Lehenbauern, Gerichtssässen, Zehntpflichtigen, Kirchgenossen. Den Städten aber passten diese Personenverbände zunehmend nicht mehr. Die Stadtverwaltung wollte viel lieber über ein festumrissenes Territorium regieren, wie sie sich das von ihrer kleinräumigen Stadtwirtschaft her gewohnt war. Innerhalb dieses Territoriums beanspruchte sie dann aber alle Rechte und begann deshalb anderer Herren Ansprüche daraus zu verdrängen. Dieser «Territorialisierungsprozess» mündete schliesslich in die



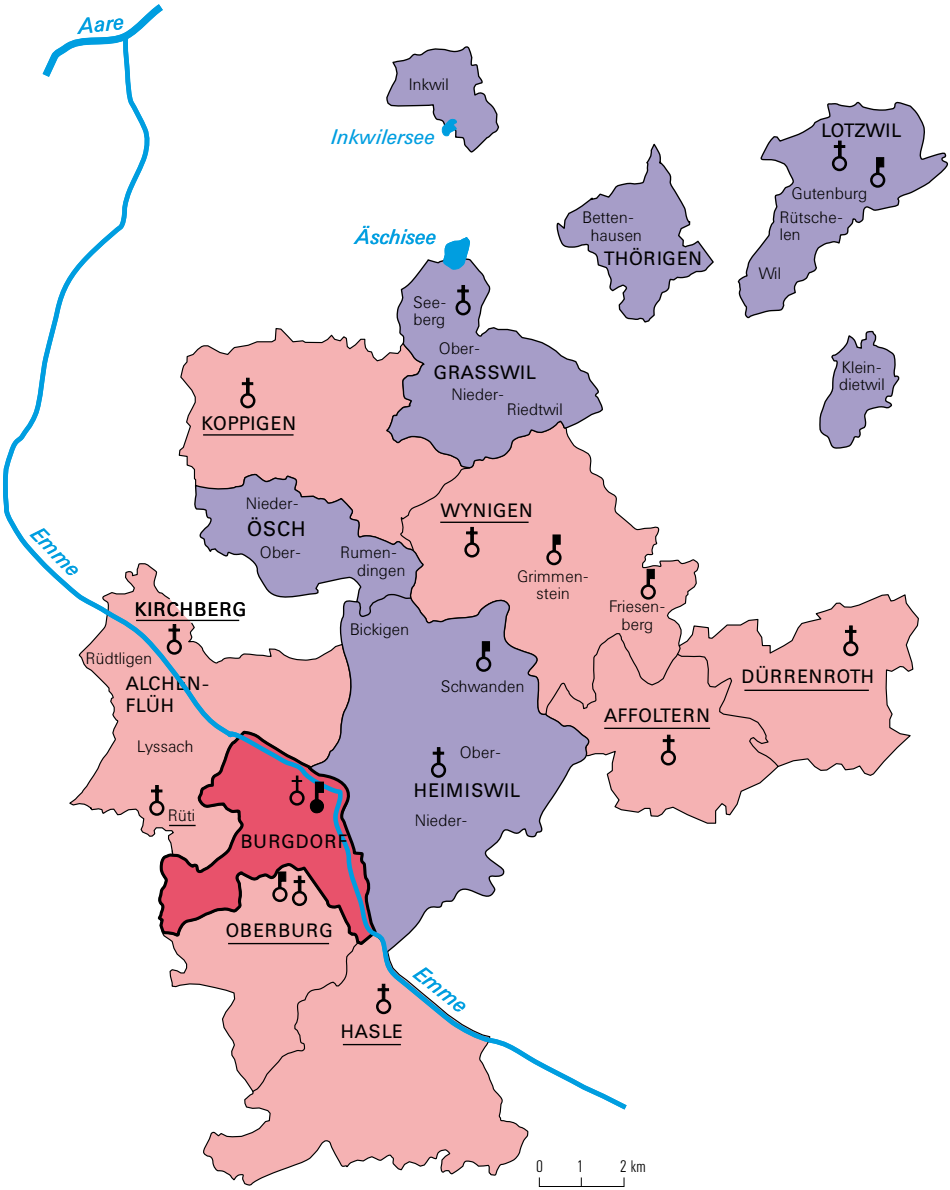
Karte 5: Der Ausburgerbezirk der Stadt Burgdorf 1460 bis 1798.

Landesherrschaft von Städten und Länderorten. Das aber hiess, dass der alte Personenverband der Ausburger auf dem Land bald nach 1400 nicht mehr in ein modernes Verwaltungskonzept passte. Die beiden Städte Bern und Solothurn kamen deshalb 1427 in einem Staatsvertrag überein, ihre Einflusszonen gegeneinander abzugrenzen: Fortan sollte jede Stadt nur innerhalb des ihr abgesteckten Raums Ausburger aufnehmen, besteuern und zum Wehrdienst aufbieten dürfen. Damit waren die Landesgrenzen vorgezeichnet. Ein gleiches Abkommen hatten Bern und Luzern übrigens schon 1421 geschlossen.

Im Fall ihrer Landstadt Burgdorf entschied sich Bern zu einer ähnlichen Lösung und wies ihr 1431 einen eigenen Ausburgerbezirk zu. Dieser bestand aus acht Kirchspielen, nämlich Hasle, Oberburg, Affoltern und Dürrenroth in der Landschaft Emmental sowie Wynigen, Koppigen, Kirchberg und Rüti im Oberaargau. Nach dem Muster der Staatsverträge mit Luzern und Solothurn verzichtete Bern in diesem Territorium auf eigene Ausburger und überliess es seiner Landstadt zur alleinigen Besteuerung. Burgdorf im Gegenzug durfte ausserhalb dieses Bezirks keine neuen Ausburger aufnehmen und mit Steuern und Fronen belegen, auch nicht in den eigenen Herrschaften.

Das bedeutete zweierlei: Erstens, dass die bernische Landesobrigkeit am Übergang vom Emmental in den Oberaargau in der Folge weder Steuern noch Frondienste verlangen und die Wehrfähigen nicht zum Waffendienst aufbieten konnte, und zweitens, dass dafür Burgdorf in dieser Region über «staatlich» zu nennende Vorrechte verfügte.

Zählen wir Herrschaften und Ausburgerbezirk zusammen, so sehen wir, dass die Stadt Burgdorf ab mindestens 1435 über einen sehr ansehnlichen territorialen Einflussbereich verfügte, der sich vergleichen lässt mit den etwas andersgearteten Einflusszonen der Stadt Biel im Südjura oder der aargauischen Stadt Bremgarten an der Reuss, die übrigens beide weitab von ihren Landesherren lagen; das Burgdorfer Untertanengebiet aber war grösser als jenes der ungleich wichtigeren Stadt Winterthur, die jedoch unter dem harten Daumen Zürichs wenig Freiheit genoss.



Karte 6: Der Burgdorfer «Kleinstaat» im bernischen Staat bis 1798.

Städtischer «Kleinstaat» im Ancien régime

Herrschaft im Ausburgerbezirk

Was im Ausburgervertrag von 1431 mit Burgdorf ausgehandelt worden war, versuchte Bern hundert Jahre später umzustossen, denn nun passten Burgdorfs quasi landesherrliche Vorrechte nicht mehr ins Konzept bernischer Landesherrschaft. Aber Burgdorf beharrte auf dem Vertrag, dank welchem die Stadt den Ausburgerstatus innert weniger Jahrzehnte auf die ganze dortige Bevölkerung hatte ausdehnen können und damit im ganzen Territorium der acht Kirchspiele alleinige Steuerhoheit genoss. Der Ausburgerstatus verlangte von den Leuten Leistungen zugunsten der Stadt Burgdorf, wie sie das übrige Staatsgebiet der Landesherrin Bern schuldete: Steuern, Fron- und Militärdienst, dieser unter dem Banner Burgdorfs im bernischen Heer. Im Staat Bern gab es also tatsächlich einen «Kleinstaat» Burgdorf.

Diese «Quasi-Staatlichkeit» war allerdings nicht einfach zu handhaben. Bereits nach 1500 zeichnete sich der Widerwillen der Landbevölkerung gegen den aufgezwungen Ausburgerstatus ab. Im 16. und 17. Jahrhundert revoltierte das grosse Kirchspiel Koppigen; Burgdorf musste materielle Zugeständnisse machen und «inenn brieff und sigel darumb gen, das mann sy und ir nachkhommenn gnädigklich haltenn wöll» (1520). Der Widerstand erreichte im Bauernkrieg von 1653 einen Höhepunkt mit dem allgemeinen Abfall der Landbevölkerung, der völligen Verweigerung von Steuern und Diensten. Nach dem Krieg mahnte Burgdorf die bernische Obrigkeit an die alten Verträge, wonach Bern Burgdorfs Vorrechte zu schützen hatte; so kam Burgdorf zwar wieder zu seinem Recht über den Ausburgerbezirk, doch Steuern und Frondienste blieben Ziel von Verweigerungen. Abgeleistet wurden die Fronen übrigens je nach Vermöglichkeit des einzelnen Ausburgers als Handdienst oder Fuhrdienst mit Pferd und Wagen zum Unterhalt der Burgdorfer Befestigungen.

Gleich wie Burgdorf seine Ausburger boten nun aber auch die bernischen Landvögte ihre Vogteiangehörigen zum Arbeitsdienst an obrigkeitlichen Wehrbauten, Schlössern, Brücken und Flusswehren auf; auch diese Fronen waren unbeliebt, aber der Protest hielt sich in Grenzen. Offensichtlich liess sich der Anspruch der Landesobrigkeit auf Steuern und Dienste besser durchsetzen; offenbar erschien er dem Landmann legitimer als jener Burgdorfs und seiner Quasi-Staatshoheit.

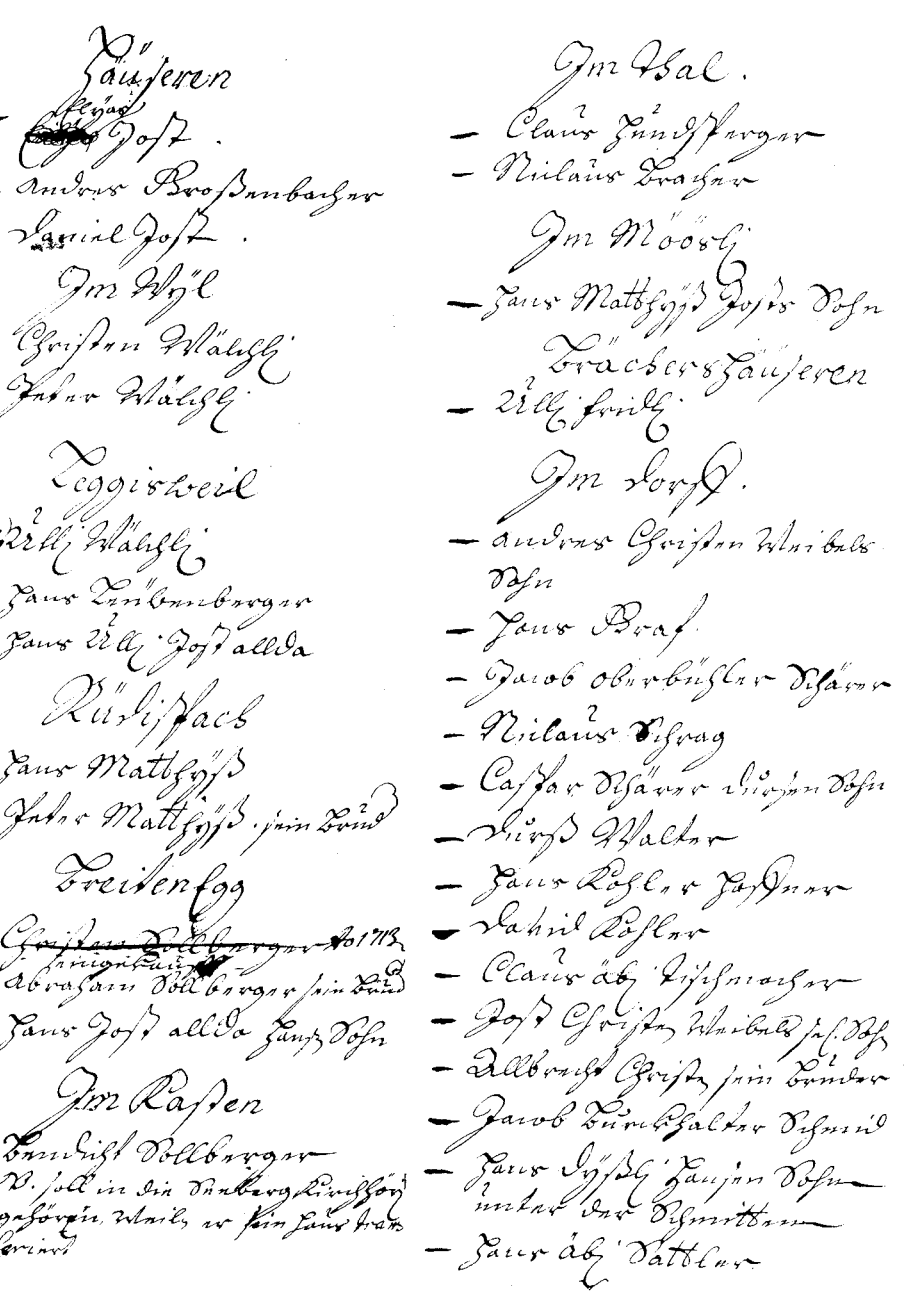


Abb. 2: Neue Ausburger im Burgdorfer Ausburgerrodel von 1732.

Als Landesobrigkeit schützte Bern seine Untertanen im Staatsverband; Burgdorf bot dagegen Privilegien an, die jedoch im 18. Jahrhundert jede Zugkraft verloren hatten wie Sicherheit innerhalb seiner Mauern bei Kriegsgefahr, Zollfreiheit am Markt für Nichthändler, das Mahl an die Fronarbeiter.
Das Ausburgerrecht vererbte sich übrigens nicht automatisch, genausowenig wie das Burgerrecht; vielmehr mussten die majorenn gewordenen Jungmänner ins Ausburgerrecht aufgenommen und verzeichnet sowie Weggezogene und Verstorbene «ausgebucht» werden. Das geschah alle zehn Jahre. Jungmänner, die das 14. Altersjahr zurückgelegt und das 15. erreicht hatten, wurden mit den Amtleuten vom Land zum Aufnahmeakt in die Stadt zitiert. Die kleine Feier – auf Wunsch Burgdorfs im Beisein des Schultheissen – umfasste Reden, das Vorlesen der alten Urkundstexte zur Legitimation und Ermahnungen zur Treue gegenüber Burgdorf. Höhepunkt war das Schwören des Ausburgereids. Zum Abschluss stiftete Burgdorf für die Amtleute «eine frugale mittags-mahlzeit» und allen andern «auf jeden kopf eine halb maass wein nebst käs und brot in natura».
Am Ausburgereid lässt sich der Zeitenwandel ablesen – im 16. Jahrhundert wurde vom Ausburger ausschliesslicher Gehorsam verlangt; im 18. Jahrhundert versprach der Ausburger nurmehr, seine Verpflichtungen, die man ihm vorlas, «in guten treüen ohne gefährd, so wahr mir gott helf» zu erfüllen.

Burgdorfs Herrschaften

Schwierigkeiten gab es auch um Burgdorfs Herrschaften: Ihr Besitz brachte Burgdorf zwar wirtschaftliche Vorteile, aber ein ruhiger Besitz war es nicht.
Die Stadt Burgdorf war in ihren Herrschaften in die Rechte und Pflichten ihrer adeligen Vorgänger getreten und richtete die Verwaltung in der von diesen übernommenen Form ein: Erworbene Rechte und Besitz wurden nach dem Buchstaben der jeweiligen Kaufverträge, vor allem aber nach örtlichem Brauch und Tradition, nach dem mündlich tradierten «Herkommen» verwaltet.
Als Erben des Adels hatten Burgdorf und Bern insgesamt unklare Rechtsverhältnisse angetreten. Bern beanspruchte nach dem Kauf der Land-

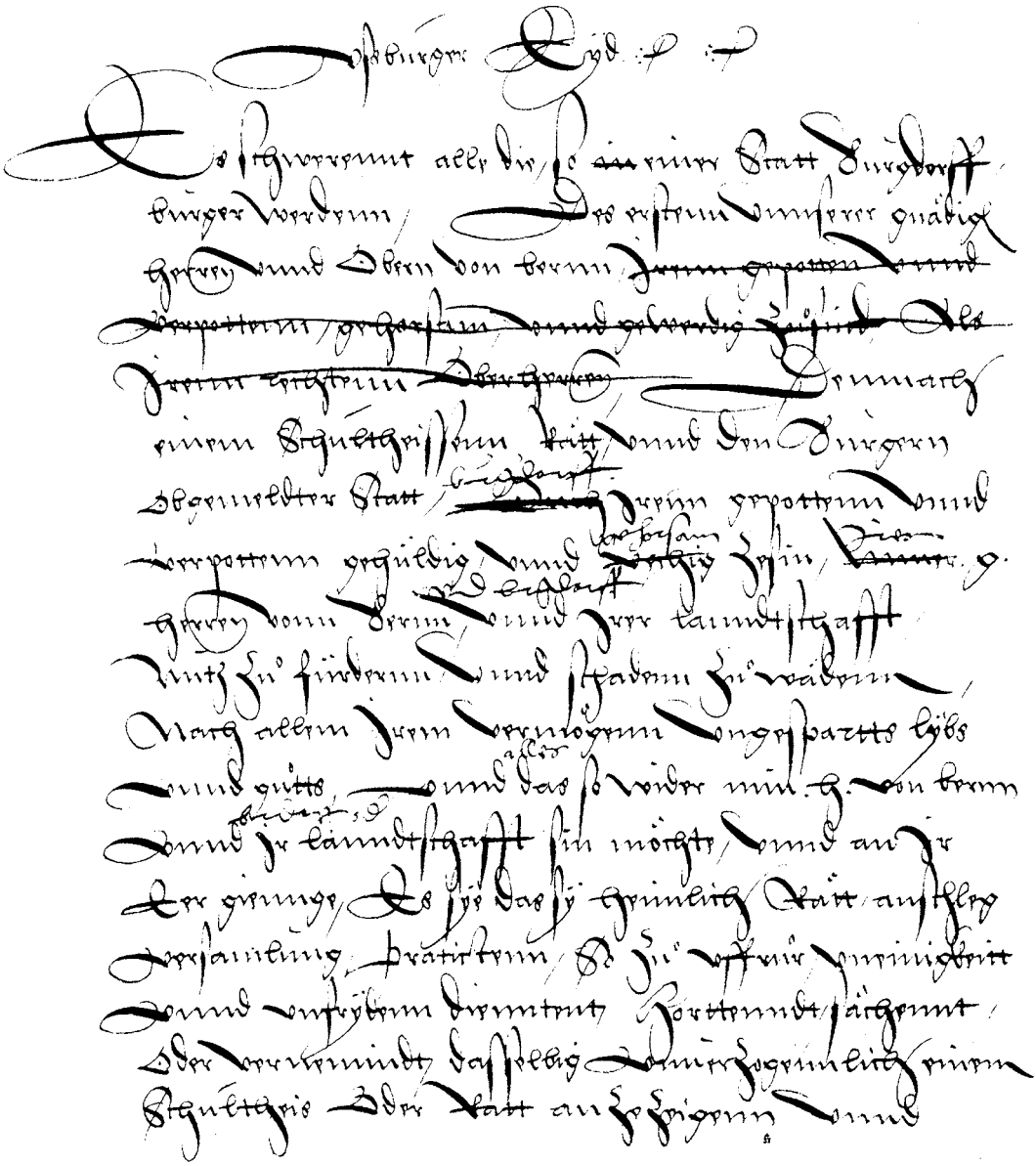


Abb. 3: Der Eid der Ausburger um 1550.

grafschaft Burgund und des Landgerichts Murgeten ab 1406 die Hoch- und Blutgerichtsbarkeit im ganzen Oberaargau; Burgdorf prätendierte dieselben Rechte im Gebiet seiner Herrschaften und anerkannte Berns obere Gerichtsrechte erst nach langem im Vertrag von 1460. Darin wurde nun definiert, welche Delikte unter Berns hohe bzw. Burgdorfs niedere Gerichtsbarkeit fielen und welche Vorrechte und Regalien mit hoher oder niederer Gerichtsbarkeit verbunden waren. Der Vertrag von 1460 verhinderte nicht, dass bis 1798 zwischen den Landvögten von Wangen in Berns Namen und den Burgdorfer Vögten in Burgdorfs Namen um Kompetenzen gerungen wurde.

Es war das Seilziehen zwischen der Landesobrigkeit und den Twingherren, der zähe Kampf Berns um die Oberherrschaft in der Region gegen die Ansprüche der privaten Twingherren. Bereits im Vertrag mit Burgdorf von 1460 gab sich Bern als «obriste herschaft» selbst die Gewalt, in seiner Landvogtei Wangen als alleiniger Gesetzgeber zu wirken und ausschliesslich Zuwiderhandlungen gegen seine Erlasse (Mandate) zu ahnden. Das war der Anfang einer obrigkeitlichen Rechtssetzung und zugleich Rechtsvereinheitlichung mit Hilfe von Mandaten, die neues Recht setzten und altes verdrängten.

Der «Twingherrenstreit» von 1471 war nur eine weitere Runde im langen Streit: Dem bernischen Anspruch auf fünf der wichtigsten Herrschaftsrechte – Mannschaftsrecht, Recht auf Steuern und Frondienste, auf Mandatbussen und das Aufgebot zu Landtagen im ganzen Territorium – musste sich Burgdorf in seinen Herrschaften wie andere Herren beugen – Ausnahme blieben die Burgdorfer Vorrechte im Ausburgerbezirk.

Die Tragweite dieser obrigkeitlichen Politik begann sich nach der Reformation deutlicher abzuzeichnen, als der bernische Rat im ganzen Land auch Kirchenherr, oberster Sittenrichter, höchster Fürsorger und Schulvogt geworden war. Bern behielt sich nun Mandate und Mandatbussen in allen Kirchensachen vor. Den Twingherren blieb die Straf- und Bussgewalt in Frevelsachen.

Noch deutlicher wurden die veränderten Macht- und Rechtsverhältnisse, als Bern 1599 unterschiedslos alle «Mandatbussen» für sich, die Landesherrschaft, reklamierte und dies gleich an einem Beispiel exemplifizierte: In einer Flurgerichtssache um Zelgen, die nun wirklich ans Twinggericht gehörte, hatte Bern ein Mandat erlassen, verbunden mit der hohen Busse von zehn Pfund, die nur dem hohen Gericht zustand; Bern behielt sich

deshalb Beurteilung und Busse vor. Von da an zeigte sich diese Tendenz in allen Bereichen: Vieles, das Sache von Twing und Bann und Niedergericht war, wurde mit dem Hinweis auf ein eben erlassenes Mandat oder auf höhere Bussenansätze vom Landvogt von Wangen an sein Landgericht übernommen und damit den Burgdorfer Vögten entzogen. Die Tätigkeit der Niedergerichte verringerte sich demzufolge zunehmend und bis ans Ende des Ancien régime drastisch: Nicht nur zogen die Landvögte Delikte des Niedergerichts an ihr Gericht oder schoben sie als Teil von Sitte und Brauch den Chorgerichten zu, sondern sie legten die Hand auch auf andere alte Funktionen des Niedergerichts, z.B. auf den Sozialbereich mit Bevogtung (Beistandsschaft) von Witwen und Waisen und liederlichen Hausvätern. Resultat war, dass die örtlichen Niedergerichte in den Augen der Landbevölkerung an Zuständigkeit verloren und diese ihre Streitfälle lieber direkt vor Schultheiss und Rat in Burgdorf, also vor die Rekurs- und Appellationsinstanz, trugen.

Die bernische Landvogteiverwaltung beanspruchte auch alte Burgdorfer Herrschaftsrechte (Regalien) wie Jagd und Fischerei und verlangte Bauholz aus Burgdorfs Herrschaftswäldern. Sie griff in die alten grundherrlichen Gewerberechte ein, erst bei Ehaften wie Tavernen, Mühlen, Gerbereien, Färbereien, dann auch bei andern. Noch 1583 entschied beispielsweise der bernische Rat aufgrund vorgelegter Rechtstitel, dass der Stadt Burgdorf in der Vogtei Gutenburg-Lotzwil das Recht zustehe, in Fällen um Tavernen Verbote, Gebote und Strafen zu erlassen; 50 Jahre später (1636) beanspruchte Bern dann dasselbe Recht «krafft der ohrten habender hochen herligkeitenn», und nochmals 50 Jahre danach (1682) hiess es, dieses Recht sei eine Dependenz der hochoberkeitlichen Mandate. In der Tat wurde Burgdorf durch das «Herrschaftsbott», die Mandate des Landvogts, die Entscheidungs- und Richtergewalt über das Konzessionsgewerbe weitgehend entzogen.

Untergeordnete Herrschaftsrechte, einst Bestandteil des Niedergerichts und deshalb in Kaufverträgen nicht aufgeführt, sollten plötzlich «bewiesen» werden, so Burgdorfs Weinschätzeramt. Burgdorf verlor es, weil es keine «specialtitul» vorweisen konnte. Auch in die grundherrliche Flurhoheit griffen die Landvögte ein: Als Burgdorf wie früher Gesuchstellern das Einschlagen von Äckern (Sondernutzung) bewilligte, wurden seine Verfügungen als «wider unsere Mandate» rückgängig gemacht und das alleinige Gebotsrecht über die Flur dem Landvogt vorbehalten.

In der rund 350jährigen Konfrontation zwischen Burgdorf und der bernischen Landvogteiverwaltung gab es Vögte, die sich aus Unerfahrenheit oder Übereifer in die Konfrontation mit Burgdorf einliessen. Es gab auch solche, die es auf eine persönliche Machtdemonstration teils in untergeordneten Dingen ankommen liessen: So wurde etwa den Burgdorfer Weibeln das Tragen der schwarzweissen Amtsmäntel am Landgericht des Landvogts verboten oder dem Burgdorfer Vogt das Mitsiegeln des Grenzvertrags mit Solothurn verwehrt oder der Stadt ihr Recht auf die Burgruine Gutenburg entzogen oder dem Burgdorfer Vogt verboten, seine kleinen niedergerichtlichen Bussen zu beziehen, wenn im selben Fall auch hochgerichtliche gesprochen wurden. Solche Fälle waren unangenehm, aber nicht direkt herrschaftsbedrohend; da liess sich teilweise Ausgerenktes auch wieder einrenken.

Andere Dimensionen nahmen dagegen drei Prozessreihen in den 1680er, 1750er und 1780er Jahren an, in denen stets wohlangesehene Amtleute mit Amtserfahrung ganz im Interesse Berns handelten. In zahlreichen Gutachten – «Memorialia», «Praecisa», «Gegenberichte», «Anmerkungen» – wurde Burgdorfs Zuständigkeit und Rechte in seinen Twinggerichten – Punkt um Punkt – grundsätzlich in Frage gestellt. Die Streitfälle endeten jeweils auf Klage Burgdorfs vor Schultheiss und Rat von Bern zur abschliessenden Beurteilung: Auch wenn Fälle zu Burgdorfs Gunsten entschieden werden mussten, zur Korrektur von Übereifer oder bei vorliegenden Rechtstiteln, so verlor Burgdorf doch kontinuierlich Herrschaftskompetenzen an den Obrigkeitsstaat.

Es war nur folgerichtig, dass die Untertanen in den Herrschaften die Schwierigkeiten der Stadt mit der Landvogteiverwaltung für eigene Zwecke nützten. Thörigen lehnte sich bereits 1558 gegen die Fronen auf. Lotzwils fortgesetzter Widerstand gegen diese erschwerte die Arbeit der Burgdorfer Vögte durchs ganze 17. und 18. Jahrhundert, zumal Kleindietwil, Seeberg und Grasswil den Lotzwilern treulich Sukkurs leisteten. Opposition auf breiter Front gegen sämtliche Abgaben kam aus den Dörfern Madiswil, Wyssbach, Mättenbach und Auswil. Den Aussprüchen von Landleuten lässt sich unschwer entnehmen, dass diese trotz Huldigung und Treueeid der Stadt wenig Respekt bezeugten; so bezeichnete etwa der Lotzwiler Weibel die Hühnerabgaben ungeniert als «die schelmschen oder diebschen hüenner», also Abgaben, die widerrechtlich gefordert würden. Der Widerstand der Herrschaftsangehörigen zwang Burgdorf zu

Zugeständnissen, zur Reduktion von Abgaben und Dienstleistungen. Kurz bevor die städtische Herrschaft zusammenbrach, befreite Burgdorf 1795 die besonders aufmüpfigen Lotzwiler und Gutenburger «von den herrschaftlichen frohnen und hooftagwen», doch ohne auf dieses Recht zu verzichten – «damit dieses niemahls untergehe», sollten die Lotzwiler jedes Jahr um Befreiung vom Frondienst bitten.

Das Ende des Burgdorfer «Kleinstaats» – das Ende von privater Herrschaft im Staat

Die Geschichte des Burgdorfer «Kleinstaats» im Oberaargau macht es deutlich, dass der Besitz von privater Herrschaft mit «staatlich» zu nennenden Vorrechten, wie sie Burgdorf im exklusiven Besteuerungsrecht einer ganzen Region, in den Gerichtsrechten und bis ins 17. Jahrhundert auch in der regionalen Militärverwaltung genoss, bereits im 18. Jahrhundert als Anachronismus überlebt war. Der auf spätmittelalterlichen Rechtstiteln beruhende «Kleinstaat im Staat» passte nicht mehr ins Konzept des Obrigkeitsstaates und schon gar nicht des kommenden modernen Staats.

Die Invasion der französischen Truppen 1798 beschleunigte also nur und brachte auf den Punkt, was Landesherren seit dem endenden Spätmittelalter in einem langsamen, kontinuierlichen und rückblickend konsequenten Prozess durchzusetzen bestrebt waren, nämlich die Abschaffung des privaten Eigentums an öffentlichen Herrschafts- und Gerichtsrechten zugunsten der alleinigen Macht des Staates und seiner Monopole.

Es war für die privaten Grund- und Gerichtsherren ein schmerzhafter Prozess der sukzessiven Enteignung. Das langsame Tempo lässt sich damit erklären, dass die unterschiedlichen Formen von Herrschaft lange noch ineinander verzahnt und voneinander abhängig waren: Landesherrschaft war nur möglich, wenn sie von den untern Gewalten anerkannt und unterstützt wurde, wobei «untere Herrschaft» oder Twingherrschaft im Ancien régime ohne «Staatsgarantie» überhaupt nicht mehr durchsetzbar war. 1798 verschwand jedenfalls die Herrschaft der Burgdorfer über das Land sang- und klanglos mitsamt der Vorrangstellung der Kleinstadt.

Zu diesem Beitrag

Bei diesem Beitrag handelt es sich um ein Referat, gehalten in Bern am 9. Februar 1996 im Rahmen der Vorträge des Historischen Vereins des Kantons Bern.

Quellen und Literatur

Grundlage dieses Beitrages ist die Ende 1995 erschienene Burgdorfer Rechtsquellen-Edition mit einer umfassenden Einleitung sowie einem detaillierten Quellen- und Literaturverzeichnis. Nachfolgend sollen deshalb nur einige Titel, die vor allem den Oberaargau berühren, aufgeführt, im übrigen aber auf die Verzeichnisse in der Rechtsquellenedition verwiesen werden.

Die Rechtsquellen der Stadt Burgdorf und ihrer Herrschaften und des Schultheissenamts Burgdorf, in: Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen, Die Rechtsquellen des Kts. Bern II/9 (1 und 2), bearbeitet von Anne-Marie Dubler, Aarau 1995.
FLATT KARL H., Die Errichtung der bernischen Landeshoheit über den Oberaargau, in: AHVB 53, 1969.
Heimatbuch des Amtes Burgdorf und der Kirchgemeinden Utzenstorf und Bätterkinden, hrsg. von der Lehrerschaft, Bd I und II, Burgdorf 1930/38.
OCHSENBEIN RUDOLF, Die oberaargauischen Grundherrschaften der Stadt Burgdorf, in: AHVB XX, 1912, 218–250.
RENNEFAHRT HERMANN, Die Ämter Burgdorf und Landshut von 1384 bis 1798, in: Heimatbuch II, 105–228.

Abbildungsnachweis

Karten 1–6	Anne-Marie Dubler (Entwurf), Andreas Brodbeck, Bern (Ausführung)
Grafiken 1–2	Anne-Marie Dubler
Abb. 1	Burgerarchiv Burgdorf (BAB) F 26, Eidbüchli 1528, S. 22
Abb. 2	BAB F 26, Eidbüchli 1528, S. 33
Abb. 3	BAB Mappe G 8, Ausburgerverzeichnisse 17./18. Jahrhundert

Vom Sekundarlehrer in Herzogenbuchsee zum Naturforscher in Java

Heinrich Zollinger (1818–1859)

Felix Frank

Wie ein zeitweilig in Herzogenbuchsee tätiger Sekundarlehrer im Jahre 1847 im fernen Sumbawa den bösen Geist des Vulkans Tambora bannte.

Rastlosigkeit zeichnete das gesamte Leben jenes Mannes aus, der im Jahre 1840 in Herzogenbuchsee die Stelle eines Sekundarlehrers antrat. Heinrich Zollinger hiess er, und obwohl er zu diesem Zeitpunkt erst 22 Jahre alt war, galt er bereits als erfahrener Schulmeister. Fünf Jahre zuvor hatte der aus dem zürcherischen Feuerthalen stammende Bauernsohn am Seminar von Küsnacht das Primarlehrerexamen bestanden. Danach unterrichtete Zollinger eine Weile, bevor er 1836 in die erste Bildungsklasse für Sekundarlehrer eintrat. Schon im folgenden Jahr wählte der Zürcher Erziehungsrat den sprachgewandten Burschen zum Hilfslehrer am vertrauten Seminar in Küsnacht.

Befriedigend war diese Anstellung offensichtlich nicht. Nach nur einem halben Jahr verliess er Küsnacht und ging nach Genf, um sich in jene Materie zu vertiefen, der seit der Kindheit sein wahres Interesse galt: der Pflanzenkunde. Zollinger musste allerdings bald einsehen, dass er nicht über genügend Geld für ein umfassendes botanisches Studium verfügte. Immerhin lernte er bei seinem Aufenthalt einige berühmte Wissenschaftler kennen, darunter den Botaniker Alphonse de Candolle. Diese Bekanntschaft sollte seinen späteren Werdegang entscheidend beeinflussen.

Vorerst blieb dem mittellosen Zollinger nichts anderes übrig, als an die Gestade des Zürichsees zurückzukehren. In Horgen nahm er 1838 eine Sekundarlehrerstelle an, und auch am Seminar war er bald wieder aushilfsweise tätig. Wenig später hatte der konservative Umsturz vom September 1839, der als «Züriputsch» in die Annalen der Geschichte einging, persönliche Folgen: auch Zollinger, der als unerbittlicher Fürsprecher eines ra-

dikalen Regiments in der Schweiz auftrat, wurde vom Seminar vertrieben. Das war für den jungen Hitzkopf Grund genug, aus dem Kanton Zürich wegzuziehen und sich 1840 in Herzogenbuchsee als Sekundarlehrer niederzulassen.

Ungewöhnliche Idee

In Herzogenbuchsee wurde der talentierte Lehrer offenbar sehr geschätzt. Trotzdem sollte Zollingers Aufenthalt im Bernbiet nur von kurzer Dauer sein, denn im Frühjahr 1841 machte ihm Alphonse de Candolle ein überraschendes Angebot: ein ebenfalls aus Genf stammender Plantagenbesitzer in Java – damals ein Teil des holländischen Kolonialreiches – sei bereit, einen jungen Naturforscher aufzunehmen, der für das Herbarium von de Candolle Pflanzen sammeln und bestimmen würde.
Zollinger zögerte nicht, das Angebot anzunehmen. Er zog Freiheit und Abenteuer, damals noch unverdorbene Begriffe, dem einengenden, provinziellen Leben in der politisch zerstrittenen Heimat vor. Allerdings musste Zollinger für die Reisekosten selbst aufkommen. Um die nötigen Mittel zu beschaffen, schlug de Candolle die Gründung einer Aktiengesellschaft vor. Für eine Aktie von zweihundert französischen Franken wurde jedem Aktionär die Lieferung von fünfhundert verschiedenen Herbarpflanzen versprochen.
Die ungewöhnliche Idee hatte rasch Erfolg. Auf den Prospekt, den der an sich völlig unerfahrene Zollinger mit dem waghalsigen Hinweis krönte, bis in die entlegensten Teile der exotischen Inselwelt von Java vorzustossen, reagierten rund fünfzig Sammler und Museen in ganz Europa. Bereits Mitte Juli 1841 war das Unternehmen gesichert, und Zollinger gab seine Stelle in Herzogenbuchsee ohne Verzug auf. Kein Zureden konnte den liebgewordenen Lehrer von seinen Plänen abhalten.

Vier Monate auf See

Im September 1841 verabschiedete sich der künftige Forschungsreisende von seiner Familie, um in Holland einen Ostindienfahrer für die viermonatige Fahrt um Afrika herum nach Batavia (dem heutigen Jakarta) zu besteigen. Im Mai 1842 erreichte die Brigg «Emma» ihr Ziel. Die Plantage

Heinrich Zollinger vor seiner ersten Abreise ins ferne Java. Das von Zollinger handschriftlich angefügte Goethe-Zitat auf diesem Portrait lautet: «Grau, theurer Freund, ist alle Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum!» (Bild: Archiv Frank).

von Zollingers Gönner befand sich nicht sehr weit vom Hafen entfernt in der Nähe von Buitenzorg (Bogor), der Residenz des damaligen holländischen Generalgouverneurs.

Sofort begann Heinrich Zollinger mit dem Sammeln, Bestimmen, Beschreiben und Präparieren von Pflanzen und Früchten im Westen Javas. Auf unzähligen Streifzügen erreichte er die entfernten Küsten genauso wie die entlegenen Abhänge hoher Vulkane im Hinterland. Es dauerte nicht lange, bis Zollinger seiner Verpflichtung gegenüber den Aktionären nachkommen konnte. Bereits die erste Sendung nach Europa soll nicht weniger als 1500 verschiedene Pflanzenarten in insgesamt 20 000 Einzelexemplaren umfasst haben.

Zollinger war noch kein Jahr in Java, als sein lokaler Gönner und Gastgeber starb. Hätte Zollinger nicht längst einflussreiche Freunde am Sitz der holländischen Kolonialregierung gefunden, wäre dies das Ende des Unternehmens gewesen. Aber so konnte der junge Naturforscher schon bald in offizieller Mission seiner Tätigkeit nachgehen. Ein regelmässiger Abnehmer für Samen, Früchte und Holzproben wurde der Botanische

Garten von Buitenzorg, und für diese Lieferungen wurde Zollinger entschädigt.
Mit der Zeit wandte sich Zollinger dem noch kaum erforschten Ostteil Javas zu. Einige der zahlreichen Vulkane in diesem Gebiet dürfte er als erster Europäer bestiegen haben, darunter den unweit von Banyuwangi, der Fährstation nach Bali, aufragenden Merapi. Selbst von den misslichsten Wetterbedingungen und Lebensumständen liess sich der eifrige Sammler nicht abhalten. Er nahm tagelange Ritte, anstrengende Fussmärsche, unbequeme Bootsfahrten und die unvermeidlichen Malariaanfälle in Kauf, um, wie versprochen, selbst schwer zugängliche Gebiete wie etwa die kleine Insel Barung oder die Halbinsel Blambangan im Südosten Javas zu durchforschen.
Die botanische Ausbeute von Zollingers Reisen in Ostjava war so umfassend, dass er noch heute als Pionier der floristischen Erforschung und pflanzengeographischen Beschreibung dieser Region gilt. Daneben sammelte er auch zoologische Objekte, und er fand sogar noch Zeit für landeskundliche, ethnographische, sprachkundliche und politische Studien! Zollingers ausführliche Berichte stiessen auf grosses Interesse. Die Kolonialregierung unterstützte seinen unermüdlichen Tatendrang, indem sie wiederholte Vorstösse in Gebiete ausserhalb Javas ermöglichte. Die ersten Ziele waren die Südküste Sumatras und die Inseln Bali und Lombok, und später durchstreifte er an Bord eines Marineschoners die Inselwelt im Osten des Kolonialreiches: Celebes (Sulawesi), Flores und Sumbawa.

Gipfelsturm

Auf Sumbawa, das im Juli 1847 in Sicht kam, wagte Zollinger die Besteigung des Tambora. Dieser Vulkan war einst das majestätische Wahrzeichen der Insel, bevor er im Frühjahr 1815 in einer Serie mörderischer Explosionen kollabierte und gut einen Drittel seiner Höhe einbüsste. Rund 10000 Menschen fielen den damaligen Eruptionen zum Opfer, weitere 50000 starben auf Sumbawa und auf Lombok indirekt durch spätere Hungersnöte und Seuchen, und Zehntausende flohen aus den unwirtlich gewordenen Gebieten auf andere Inseln des Sundabogens.
Mit einem Empfehlungsschreiben des holländischen Generalgouverneurs erzwang Zollinger die Unterstützung der lokalen Herrscher. Nur so konn-

«Weltkarte» aus dem «Neuen Schweizerischen Volksschulatlas» von Fridolin Becker und Eduard Imhof 1924 (Orell Füssli Zürich). Pfeil: Java. Die Insel Sumbawa liegt 300 km östlich davon.

te er genügend Helfer anheuern für seine Expedition auf den unheimlichen Berg, der seit dem Ausbruch von den Inselbewohnern ehrfürchtig gemieden wurde. Unterstützt von mehr als vierzig einheimischen Dienern und Trägern erreichte Zollinger schliesslich am 11. August 1847 den höchsten Punkt im Ostteil des immer noch knapp 3000 Meter hohen Vulkanmassivs.

In einem Bericht über die Besteigung des Tambora, der 1855 in Winterthur herausgegeben wurde, hat Zollinger diesen Augenblick beschrieben: «Ich leugne nicht, dass mich ein erhebendes Gefühl beseelte, als ich, der erste Mensch seit der schrecklichen Eruption, den Fuss auf den Scheitel des Berges setzte, der in der Geschichte eine so traurige Berühmtheit erlangen sollte. Meine Leute aber waren von unsäglicher Furcht befangen und vertrauten kaum ihren Sinnen. Sie wagten sich weder vor- noch rückwärts und flehten mich aufs Innigste an, ich möchte doch die Berggeister nicht wecken oder gar herausfordern.»

Zollinger liess sich nicht beirren und nahm sich Zeit, den Vulkan genauestens in Augenschein zu nehmen: «Nach aussen freilich war nicht viel zu sehen. Um die Mittelregionen des Berges hingen dichte Wolken, ja es regnete sogar in der Tiefe. Nach innen hingegen war der Anblick umso grossartiger und ergreifender. Wir hatten einen länglichrunden Krater vor uns. Die Wände fielen von allen Seiten senkrecht nieder bis auf den Grund, wo sie in einem sacht abgerundeten Kessel zusammentrafen. Der obere Rand war überall scharf abgeschnitten wie mit einem Messer, nur da, wo wir standen, befand sich eine kleine, fast ebene Fläche.»

Im Mittelpunkt des rund 500 Meter tief abfallenden Kraters konnte Zollinger einen kleinen See ausmachen: «Das Wasser des Sees war gelblichgrün und ist vermutlich kalt. Rund umher sind noch einige Öffnungen, aus welchem Gas strömt, und an deren Mündungen sich zahlreiche Schwefelkristalle festgesetzt haben.» Das scheinen die einzigen postvulkanischen Erscheinungen gewesen zu sein, die den Tambora zu jener Zeit noch belebten.

Vom Fluch erlöst

Zweiunddreissig Jahre nach der Explosion gelang Zollinger damit die erste dokumentierte Besteigung des Tambora: «Ich öffnete nun eine Flasche Portwein und trank auf die Gesundheit des Generalgouverneurs von Nie-

derländisch-Indien, dann auf diejenige des lokalen Fürsten von Sangar. In der Flasche liess ich einen Zettel zurück, auf welchem das Datum der Besteigung und unsere Namen geschrieben standen.» Auch die Namen seiner Helfer, die inzwischen sichtlich stolz waren auf das geglückte Unternehmen, nahm Zollinger in dieser ungewöhnlichen Flaschenpost auf.
Noch am gleichen Tag stiegen die Gipfelstürmer wieder ab. Unterwegs nahm sich der Botaniker Zeit, die noch ziemlich spärlich ins Kraut schiessende Vegetation zu bestimmen. Schliesslich näherten sie sich dem ersten Dorf, und die Rückkehr dorthin glich einem Triumphzug: «Die Begleiter sangen und rezitierten ihre Siegeslieder, welche gesungen werden, wenn das Volk von Sangar aus dem Kriege kommt. Alt und jung strömten uns entgegen. Viele befühlten unsere Leiber und wollten ihren Augen nicht trauen, als sie uns lebendig und unversehrt sahen. Sie hatten nie gedacht, dass wir so gesund, so munter und so bald zurück sein würden.»
Im Dorfe wurden sie von einem Priester empfangen und feierlich gesegnet: «Es war ein grosses Fest, Tag und Nacht hindurch. Ich liess für das Volk einen Büffel schlachten und Reis austeilen. Jetzt hielt man das Land von seinem Fluch erlöst, die bösen Geister gebannt. Das Unglück von 1815 werde nie wiederkehren, hoffte man...»

Der Seminardirektor wird Pflanzer

Weniger glücklich verlief die Zukunft des zeitweiligen Helden. Zollingers Gesundheit hatte in all den Jahren in den Tropen sichtlich gelitten, und seine Hoffnung, durch eine feste Anstellung am Botanischen Garten in Buitenzorg ein regelmässiges Einkommen zu erhalten, zerschlug sich. Deshalb kehrte Heinrich Zollinger im Jahre 1848 in die Schweiz zurück. Er wurde, inzwischen etwas mehr als dreissig Jahre alt, Seminardirektor in Küsnacht. Weitherum muss man ihn gekannt und bewundert haben, denn alsbald wurde er Mitglied des Grossen Rates von Zürich.
Der entscheidungsfreudige Zollinger hatte hierzulande allerdings grösste Mühe, seine Vorstellungen durchzusetzen. Dazu kam, dass ihn die vielen amtlichen Geschäfte an der wissenschaftlichen Bearbeitung seiner Forschungsergebnisse hinderten. Java hielt ihn jedenfalls in Bann. Trotzdem ging Zollinger vorerst nicht auf einige verlockende Angebote ein, die ihn von diesem fernen Ort erreichten. Er entschied sich zum Bleiben und Aus-

harren in Küsnacht – wenigstens für ein paar Jahre. Sieben Jahre passte sich Zollinger den schweizerischen Verhältnissen an, bevor er, zum letztenmal, ausbrach. 1855 gründete er eine zürcherisch-holländische Aktiengesellschaft «zur Urbarmachung der Wildnis», erwarb eine Konzession für eine Kokosnussplantage südlich von Banyuwangi und reiste samt seiner Familie ab. Viel Zeit blieb ihm nicht mehr: am 19. Mai 1859, erst einundvierzig Jahre alt, starb Heinrich Zollinger in Java.

Quellen

ZOLLINGER HEINRICH, Besteigung des Vulkanes Tambora auf der Insel Sumbawa und Schilderung der Erupzion desselben im Jahr 1815. Winterthur 1855.
WANNER HANS, Heinrich Zollinger (1818–1859). Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich, 1984.

Erstabdruck im «Kleinen Bund» vom 9. September 1995, mit freundlicher Bewilligung der Redaktion.

Johannes Jaisli von Aarwangen – ein Auswanderer

Paul Lienhard-Althaus

Einleitung

Wir hören oder lesen etwa noch von Schweizern, die im letzten Jahrhundert nach Amerika ausgewandert sind. Oft ist wenig bekannt über ihren weiteren Lebensweg. Die meisten waren so mit dem wirtschaftlichen Überleben beschäftigt, dass sie keine Kontakte zur alten Heimat aufrechterhalten konnten. Ihre Nachfahren sind heute amerikanische Staatsbürger ohne besondere Beziehungen zur Schweiz. Die meisten ihrer Nachbarn sind ebenfalls Nachfahren von Einwanderern aus einem europäischen Land.

Umgekehrt kann man zum Beispiel im Staatsarchiv Bern beobachten, wie Amerikaner sich bemühen, etwas über ihre Vorfahren in der Schweiz herauszufinden. Die Auswanderer, ihre Gross- und Urgrosseltern, sind längst gestorben. Manchmal ist noch der Heimatort überliefert. Ob es wohl noch Verwandte gibt im Kanton Bern?

Die Geschichte des Johannes Jaisli zeigt ein wenig beide Seiten der Medaille. Er war der Vater von Hans und Peter Jaisli, welche bis 1928 bzw. 1951 in Aarwangen lebten. Durch besondere Umstände blieb ein Teil der von Johannes gegründeten Familie in den Vereinigten Staaten, ein anderer Teil kehrte in die Schweiz zurück. Es entfaltete sich ein Briefwechsel, der über Jahrzehnte Nachrichten über den Atlantik trug. Zwischen den Zeilen wird auch ein wenig von der Sehnsucht spürbar, welche die Verwandten nie ganz verliess, die durch ihre Verpflichtungen in den USA festgehalten wurden.

Nur dank der Briefe, alter Photos, Nachrufe und mündlicher Berichte der Nachfahren war es möglich, die Familiengeschichte zusammenzustellen. Wichtige Daten und Ergänzungen stammen aus dem Rodel der Burgergemeinde Aarwangen. Angaben über den Vater und Grossvater

des Johannes (2. Kapitel) vermitteln die Bücher der Kirchgemeinde Aarwangen sowie zusätzliche Dokumente im Staatsarchiv des Kantons Bern.
Die früheren Vorfahren Jaisli lebten in Mumenthal. In den Ehe- und Taufrodeln lässt sich die Linie bis 1651 zurückverfolgen. Die Schreibweise des Familiennamens hat sich mehrfach geändert. Der Name, wie er im 17.-Jahrhundert geschrieben wurde, kam auch in der Nachbargemeinde Niederbipp vor. Das 3. Kapitel untersucht daher, ob zwischen den Familien in Aarwangen und Niederbipp eine Beziehung besteht. Von der Herkunft des Namens handelt das 4. Kapitel. Als Ursprung des Familiennamens Jaisli wird der Vorname Johannes vorgeschlagen.
Johannes Jaisli (*1829) hinterliess in Amerika eine grosse Familie. Drei der vier Töchter blieben im Land, gingen aber verschiedene Wege. Ihr Schicksal schildern die Kapitel 5 und 6. Von den Söhnen blieben zwei ebenfalls in den Vereinigten Staaten (7. Kapitel). Die oben erwähnten Hans und Peter kehrten 1904 in die Schweiz zurück (8. Kapitel).

1. Aufbruch nach Amerika

Wohl im Jahre 1863 reiste Johannes Jaisli von Aarwangen weg. Wirtschaftliche Sorgen trieben den 34jährigen, eine neue Existenz zu suchen. Seine Fuhrhalterei mit angeschlossenem Bauernbetrieb warf zu wenig ab, um eine wachsende Familie zu ernähren. Auch hatte er einen schweren Schicksalsschlag verkraften müssen. Als einziger Sohn einer angesehenen Familie hatte er 1854 Elisabeth Kummer, die Tochter des Gemeindepräsidenten, geheiratet. Sie hatte ihm ein Jahr später eine Tochter gleichen Namens geschenkt, aber an den Folgen der Geburt ihr Leben verloren. Anna Maria Rickli vom Welschland (Bützberg) war 1857 seine zweite Frau geworden. Bis 1863 kamen fünf Kinder zur Welt, drei von ihnen überlebten. Wie sollten sie alle ernährt und eingekleidet werden?
Der Strom von Emigranten nach Amerika war in den fünfziger Jahren stark angeschwollen. Verantwortlich dafür war ein überdurchschnittliches Wachstum der Bevölkerung. Die Krise im Leinwandhandel hatte viele Leute um den Verdienst gebracht. Zudem verursachte eine Kartoffelfäulnis schwere Ernährungsprobleme. Hunderte entflohen der Hoffnungslosigkeit durch Wegzug. 1852 trat ein bernisches Dekret über das Aus-

Abb. 1: Die Familie Jaisli 1867. Mutter Anne Marie, Ida (1862), Hans (1858), Elisabeth (1855), Otto (1860), Vater Johannes. Das Bild wurde offenbar auf der Durchreise in Akron, Staat Ohio, aufgenommen.

Abb. 2: Die Jaisli-Ranch bei Madras im Trout Creek. Das Tal öffnet sich zum Deschutes River, einem Seitenfluss des Columbia. Wohnhaus und Scheune wurden etwa 1882 erstellt. Diese ist recht klein, da das Vieh im Freien lebte.

wanderungswesen in Kraft. Zwar konnte der Kanton nur wenig Geld zur Verfügung stellen. Aber er begann, die Reiseagenturen zu kontrollieren und die Ausführung der Verträge zu überwachen.[1]

Johannes Jaisli verliess Europa in Le Havre. Er reiste 3. Klasse und arbeitete einen Teil der Transportkosten als Kohlenschaufler ab. Auf demselben Schiff fuhr eine Herde Schafe neuen Weiden entgegen. In Amerika wütete eben der Sezessionskrieg, welcher den Süden des Landes für Einwanderer abriegelte. Aber 1803 hatten die USA von Frankreich die riesigen Territorien westlich des Mississippi erworben.[2] Nun waren diese Ebenen und das Hügelland hinauf zu den Rocky Mountains das begehrte Ziel der Einwanderer. Hier ging die Erschliessung und Besiedlung trotz des Krieges weiter. Im Heimstätten-Gesetz von 1863 war der Bodenspekulation ein Riegel geschoben worden. Jeder Siedler konnte nun Land erwerben, wenn er es selber bebaute und nutzte.

Johannes Jaisli hatte dafür guten Willen und Mut. Offenbar kannte er die Adresse von Landsleuten. Er reiste in den Staat Nebraska am Missouri. Bei der Stadt Omaha mündet der Platte River in den Strom. An einem Nebenfluss, dem Loup River (der Leser ahnt die frühere Wildnis), befanden sich die Siedlungen der Familien Tschudin, Boss, Kummer und Imhof, wie noch aus einer alten Landkarte ersichtlich ist. In der weiteren Umgebung wohnten die Waldmanns, Oppligers und Blasers. Zu den letztgenannten Nachbarn entwickelte sich später eine dauerhafte Freundschaft.

Inzwischen bemühte sich in Aarwangen Frau Anne Marie, die fünfköpfige Familie durchzubringen. Die zwei älteren Kinder gingen bereits zur Schule. Schon bald munkelten «gutmeinende» Leute: «Der kommt nicht mehr zurück.» Sie sollten sich täuschen. Nach einiger Zeit war der Ehemann Johannes wieder da. Er hatte eine neue Existenz gefunden.

Die zweite Abreise war endgültig. Im Jahre 1867 verliessen die Eltern, zusammen mit der zwölfjährigen Elisabeth aus erster Ehe und den Kindern Hans (*1858), Otto (*1860) und Ida (*1862), die Schweiz. Es ist nicht überliefert, wie lang und mühsam die Fahrt verlief. Doch existiert von der Durchreise in Akron, Ohio, ein Bild der Familie (Abb. 1).

Nun lebten die Einwanderer in der Platte County, einem Teil von Nebraska. Die Landparzellen waren damals von erstaunlicher Grösse. Das Gesetz hatte Einheiten von 160 Acres, das sind etwa 65 Hektaren, geschaffen; sie konnten allerdings halbiert, geviertelt, aber auch verdoppelt werden. Das bedeutete viel Arbeit für die ganze Familie. In der Farm kamen

weitere Kinder zur Welt: Lena 1870, Peter 1872, Benjamin 1873 und Emma 1878. Ihr Geburtsort hiess Grüttli-Platte. Der Name weist auf die Schweizer Siedlung und den nahen Fluss Platte hin. Elisabeth, die Tochter aus erster Ehe, war inzwischen erwachsen geworden. Sie reiste zurück und heiratete 1876 Jacob Blumenstein von Niederbipp.

Das Ergebnis des harten Tagewerks stellte die Eltern nicht zufrieden. Ernteausfälle mangels Regen und gedrückte Preise im Tierhandel mögen gewichtige Gründe gewesen sein. Mitbestimmend für einen Wechsel war gewiss auch die Hoffnung, das Glück im Westen zu finden. Dieses Streben ging wie ein Fieber durchs Land. Jedenfalls entschloss sich die Familie 1881, weiterzuziehen auf die andere Seite der hohen Berge, die den kostbaren Regen abfingen.

Der Staat Oregon war schon 1859 in die Union aufgenommen worden. Die Besiedlung erfolgte vom Pazifik und dem mächtigen Columbia River her. Das weite Tal des Villamette-Flusses bot, wie eine Verlängerung Kaliforniens nach Norden, beste Voraussetzungen für eine vielseitige Landwirtschaft. Das östlich anschliessende Kaskadengebirge erschloss mit riesigen Wäldern einen damals unerschöpflichen Holzreichtum. Weiter landeinwärts war das Land trockener und nur noch zur Viehzucht geeignet. Das war die Domäne der Indianerstämme Flathead und Nez-Persé, die Berge und Täler unter der Leitung beherzter Führer über viele Generationen beherrschten. Allein, dem Druck der Besiedlung waren sie auf die Dauer nicht gewachsen. 1877 wurde ein Friedensvertrag zwischen den Unionstruppen und den letzten freien Häuptlingen abgeschlossen. Er sicherte den Indianern das Überleben und gab das Land frei für neue Siedler aus Europa.[3]

Der Weg in den Westen führte die Jaisli-Familie zuerst in den Nachbarstaat Idaho. Noch gab es in dieser Gegend kaum Bahnen. Im Planwagen folgten sie dem abenteuerlichen Weg durch die Rocky Mountains, der als Oregon-Trail legendär wurde. Wir können die Strapazen und Entbehrungen nur ahnen, die sie erdulden mussten. Jedenfalls kamen sie vollzählig im Villamette-Tal an, wo sie sich in Dayton, einem Bauerndorf in der Nähe der Hauptstadt Salem, niederliessen.

Von neuem suchte Johannes Land für die Familie mit den heranwachsenden Kindern. In einem Seitental des Columbia-Flusses fand er den geeigneten Platz. Er war so ausgedehnt, dass er für mehrere Heimwesen reichte. Auch die Söhne sollten hier sesshaft werden können. Wohnhaus

und Scheune wurden gebaut. Obwohl aus Holz erstellt, hielten sie für ein halbes Jahrhundert Wind und Wetter stand. Dann fielen sie einem Brand zum Opfer. Vom Klima her war die Gegend für Viehzucht geeignet. Also zog die Familie grosse Schafherden auf, die schliesslich mehrere tausend Häupter zählten. Daneben nahmen sich die etwa hundert Rinder als kleine Herde aus. Da die Winter nur wenig Schnee und nie längere Kälteperioden brachten, lebten die Tiere im Freien. Um die Rinder durchfüttern zu können, war im Sommer der Anbau grosser Flächen der Pflanze Alfaalfa, einer Art Luzerne, notwendig. Die kostbaren Jungtiere und die Wolle waren der Ertrag der harten Arbeit.
In ihrem Heim «Cross Keys», in den Wiesen des «Trout Creek», beschlossen Johannes Jaisli und seine zweite Frau Anne Marie ihr Leben (Abb. 2). In der beruhigenden Gewissheit, dass die erwachsenen Söhne und Töchter das Werk weiterführen würden, starben sie 1895 bzw. 1897. Sie wurden als erste in einem kleinen Familienfriedhof auf der Ranch beerdigt. Von dem Heimwesen aus öffnet sich der Blick zur Bergkette der Kaskaden mit dem Mount Hood (Abb. 5). Wie oft mögen die alten Leute bei diesem Anblick an den Jura und die Berge in der Schweiz zurückgedacht haben?

2. Die Vorfahren in Aarwangen

Johannes Jaisli kam am 6. November 1829 im Scheuerhof zur Welt.[4] Er war das einzige Kind von Johannes (*1790) und Elisabeth, geborene Marti, die 1820 geheiratet hatten. Die Mutter entstammte einer der ältesten Familien des Quartiers an der Aarebrücke. Wohl aus diesem Grund konnte sich Johannes in die Burgerkorporation Scheurhof einkaufen.
Johannes, der Vater, war am Bleuenrain aufgewachsen, ebenfalls als Einzelkind. Er starb, als der kleine Hans vier Jahre alt war. Zwei Jahre später verheiratete sich die Mutter nochmals, nun mit einem Jakob Egger. Vom Stiefvater erlernte Hans das Handwerk für sein späteres Leben.
Der Grossvater von Hans hiess nochmals Johannes. Die Verbundenheit mit den Vorfahren war gross in dieser Familie. Sie drückt sich in einer hohen Treue zum traditionellen Vornamen aus. Geboren im Jahre 1749, erwarb dieser Johannes 1786 Haus und Hofstatt am Bleuenrain aus einer Erbschaft der Egger-Verwandtschaft.[5] Er war verheiratet mit Anna Ernst. Als

Abb. 3: Sheep – Schafe! Ein Viehzüchter präsentiert stolz seine Familie inmitten der Herde.

fähiger Einwohner, der das Vertrauen der Mitbürger besass, versah er das Amt eines Gerichtssässen. Er starb im Jahre 1816.

Die bisher besprochenen Jaisli bildeten einen Seitenast am kräftigen Familienstamm, der in Mumenthal wurzelte.[6] Der genannte Johannes (*1749) hatte nämlich vier Geschwister. Da waren die Schwestern Anna Elisabeth und Anna Barbara. Wie die andern Töchter der Jaisli-Verwandschaft können wir sie leider nicht weiterverfolgen. Mit den Brüdern Felix (*1756) und Hans Jacob (*1769) lernen wir die beiden andern männlichen Vornamen kennen, die in der Verwandtschaft in Ehren gehalten wurden. Von Felix und seiner Ehefrau Anna Maria Geiser aus Roggwil stammt ein guter Teil der heutigen Nachfahren aus Mumenthal ab. Sie kauften 1782 Haus und Hofstatt und in den nächsten Jahren Matten und Ackerland dazu (vgl. auch Ulrich, Kapitel 3).

Der Begriff Verwandtschaft wird hier in einem weiteren Sinn gebraucht. Verwandt ist, wer gemeinsame Vorfahren hat. Die Kirchenbücher erlauben es, den roten Faden eines Geschlechtes über viele Generationen zu verfolgen. Im täglichen Leben fassen wir den Begriff «verwandt» viel en-

ger und meinen Nachfahren des gleichen Vaters, Grossvaters und höchstens Urgrossvaters bzw. der entsprechenden Frauenlinien.
Schreiten wir in Gedanken zu den vorangegangenen Generationen zurück. Mumenthal war stets der Lebensraum der Familie. Da war der ältere Felix, geboren 1726, verheiratet mit Anna Maria Egger. Ihre fünf Kinder haben wir kennengelernt. Sein Bruder Hans Jacob war vermutlich dreimal verheiratet und hatte nur Töchter. Die Vorfahren der beiden hiessen dreimal hintereinander Hans-Jacob (geboren 1685, 1660 und ?). Der älteste von ihnen war gewissermassen der Stammvater der Mumenthaler Linie. Sein Taufdatum kennen wir nicht. Er heiratete 1651 Maria Hug von Thunstetten.
Ein Jahr nach dem «ersten» Hans-Jacob schloss eine Elsbeth Jaisli mit einem Jakob Kaspar den Bund der Ehe. Der Pfarrer fügte dem Namen der Braut bei «von Niederbipp». Ist das ein Hinweis auf eine Verwandtschaft in diesem Dorf? In den Taufbüchern von Aarwangen lassen sich vor 1650 keine Eintragungen von Kindern Jaisli mehr finden. Auch wenn Notizen für die Jahre 1620 bis 1627 fehlen, muss man annehmen, dass die Familie Jaisli zu dieser Zeit noch nicht in Aarwangen lebte. Wenden wir uns daher der Nachbargemeinde zu.

3. Die Ahnen in Niederbipp?

In Niederbipp leben seit Jahrhunderten Bürger des Namens Jäissli. Johann Leuenberger[7] zählt sie zu den ältesten Geschlechtern der Gemeinde. Zwei Bürger erwähnt er namentlich: In einem Urbar (Güterverzeichnis) von 1629 ist es Niklaus Jäissli zu Niederbipp. Er zählte zu den Besitzern von Land in Kestenholz, die der Kirchgemeinde Oberbipp zinspflichtig waren. 1628 wurde ein Urs Jäissli wegen unerlaubten Kartenspiels an einem Neujahrstag zusammen mit drei Mitspielern verurteilt.
Die Kirchenbücher von Niederbipp wurden im Jahre 1567 begonnen. Beim Durchblättern fällt auf, wie oft der Name Jäissli in damaliger Schreibweise vorkommt. In den ersten 70 Jahren (bis 1636) wurden 31 Eheschliessungen von Söhnen und Töchtern Jäissli notiert.[8] Mehrere Ehefrauen von Jäissli-Söhnen stammten aus andern Gemeinden. Schon früh bestanden Beziehungen zu Aarwangen, heiratete doch ein Martin Jäissli 1595 Anna Gerber aus diesem Dorf.

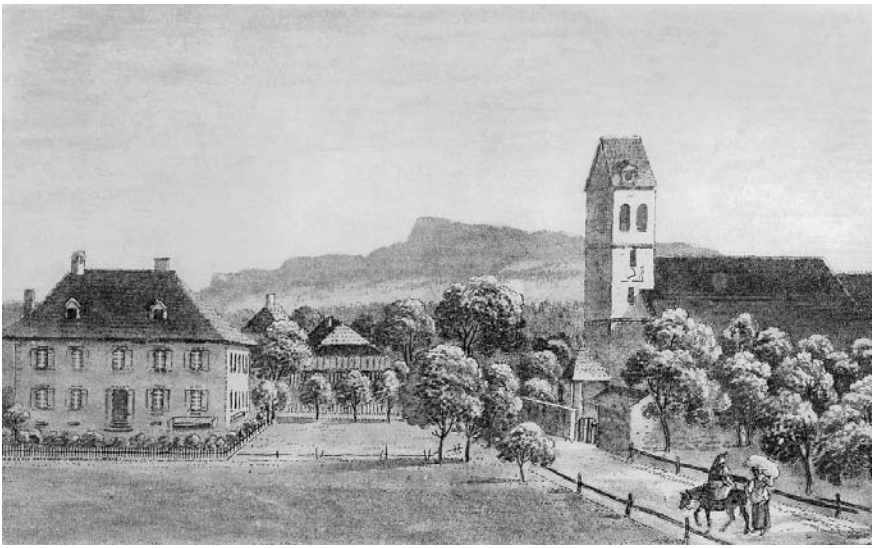


Abb. 4: Aarwangen. Kopie eines Bildes von Samuel Weibel aus dem Jahre 1825 (Original: Staatsarchiv des Kantons Bern).

Im gleichen Zeitraum wurden in Niederbipp 115 Kinder Jäissli getauft. Auf die ersten zehn Jahre entfielen zehn Taufen. In den folgenden jeweils zehn Jahren waren es 10, 13, 15, 14, 20, 33 Kinder. Wie die Zahlen belegen, ist ab etwa 1620 eine starke Zunahme festzustellen. Die Zahl der Geburten verdreifachte sich etwa. Es wurde eng in Niederbipp für die jungen Leute. Der Wegzug in andere Gemeinden war ein Ausweg.
Mit Hilfe der Kirchenbücher kann man die 115 erfassten Kinder Jäissli mit ihren Eltern zu Familien zusammenfassen. Aneinandergereiht verteilen sie sich auf drei Generationen. Daraus kann man eine Art Stammbaum der Verwandtschaft konstruieren.
Die Vornamen wiederholten sich öfters. Sie wurden zum Teil von Vorfahren, zum Teil aber auch von Taufpaten übernommen und entsprachen dem Stil der Zeit. Innerhalb der Verwandtschaft sind aus den Vornamen sechs Stammfamilien erkennbar, jene des Durs (Urs), Konrad, Hans, Oswald/Niklaus, Martin und Bernhard Jäissli. Häufigste Frauennamen waren Anna, Barbara, Elsbeth, Maria und Margreth.
Die Jäissli von Niederbipp unterscheiden sich in der heutigen, offiziellen

Schreibweise von den Aarwanger Jaisli. Wie aber das Kapitel 4 zeigen wird, hat sich der geschriebene Name mehrfach geändert im Laufe der Zeit. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde er in beiden Kirchgemeinden gleich geschrieben.
Eine Reihe von Argumenten spricht für die Annahme, dass die beiden Verwandtschaften miteinander verbunden waren:

- In Aarwangen sind bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts nur Eheschliessungen registriert. Zur gleichen Zeit gab es in Niederbipp eine grosse Zahl heranwachsender Kinder.
- Die in Aarwangen verheirateten Bräute hiessen Anna, Maria und Elsbeth. Hans Jacob war der einzige Bräutigam. Zu diesen vier «passen» vom Vornamen und Alter her Personen in Niederbipp, die dort eine Generation früher getauft worden sind.
- Zur Elsbeth schrieb der Pfarrer ausdrücklich «von Niederbipp».
- Nach Aarwangen bestanden Beziehungen durch die Einheirat der Anna Gerber (1595).

Wenn eine gemeinsame Verwandtschaft bestand, so können wir uns weiter fragen, wann der mehrfach genannte Hans Jacob zur Welt kam und wer seine Eltern waren. Im Jahrzehnt nach 1620 gab es in Niederbipp fünf Knaben Hans, einen Jacob und zwei Hans Jacob. Am wahrscheinlichsten geht die Mumenthaler Linie auf Hans Jacob, geboren 1628, Sohn von Hans Jaissli und Magdalena Rapp zurück. Der Grossvater hiess Oswald. Er schloss im Jahre 1584 mit Barbara Roth den Bund der Ehe. – Vielleicht geht eine zweite Linie der Aarwanger Jaisli ebenfalls auf Vorfahren in Niederbipp zurück, und zwar auf einen Ulrich. Auf welchem Weg, ist nicht ersichtlich. Jedenfalls war im 18. Jahrhundert ein Ulrich Jaisli mit einer Maria Gerber verheiratet. Sie liessen in Sumiswald 1746 einen Sohn Jacob taufen. Später lebte die Familie in Mumenthal, wo 1754 Hans Ulrich zur Welt kam. Von ihm leitet sich ein Teil der heutigen Jaisli-Bürger ab.

4. Zur Herkunft des Familiennamens

Das Familiennamenbuch der Schweiz[9] ist eine mit viel Fleiss zusammengestellte Liste unserer Geschlechtsnamen. Sie gibt an, in welchen Kanto-

nen und Gemeinden die jeweiligen Namensträger Bürger sind. Wir betrachten hier nur solche Familien, die seit langem, das heisst seit mehr als 200 Jahren, in einer Gemeinde ansässig sind. Die Jaisli in Aarwangen und Jäissli in Niederbipp haben wir bereits diskutiert. Ausser ihnen kommen folgende Geschlechter mit ähnlich klingenden Namen vor: Die Jaus in Oberbipp und die Jauslin in Baselland (Muttenz, Thürnen). In Blauen gibt es Jeisy, im Thurgau Jaiser, im Kanton Bern Jaussi. So existiert eine ganze Gruppe sprachlich vielleicht verwandter, dem lokalen Dialekt angepasster Familiennamen. Verkleinerungsformen, wie in Jaisli, wurden früher gelegentlich einem Sohn zugewiesen, um ihn vom Vater zu unterscheiden.

Es ist lohnend, den Namen Jaisli in den Kirchenbüchern zurückzuverfolgen. Er scheint für die Pfarrherrn stets eine Knacknuss gewesen zu sein, denn die Schreibweise änderte mehrmals. Jaisli wird geschrieben seit etwa 1850, Jäisli und Jäislj liest man um 1800. Jaÿsli und Jäÿsli, mit einfachem oder doppeltem s, mit i oder j am Ende, schrieben die Pfarrer im Aarwangen des 18. und 17. Jahrhunderts. Das Zeichen «ÿ» war zu jener Zeit häufig für ein offen gesprochenes i, wie im Namen Geiser. Die Schreibweise war nicht nur von der Epoche, sondern auch vom Schreibenden abhängig. Alle Formen gingen durcheinander.

Um 1660 taucht die Schreibweise Jäisslin auf, als Ausdruck einer Kanzleisprache. Um 1640 schrieb ein Pfarrer in Aarwangen Jäiisslj. In den ersten beiden Kirchenbüchern von Niederbipp sind von 1636 an zurück bis 1567 zu lesen: Jäÿslj, Jäÿsslj, Jäysslin, Jäyslin, Jäüssli, Jäüsslin, Jeisslj, Jeislj, Jeisli, Jeislÿ.

In einem Zinsurbar von Bipp aus dem Jahre 1518 kommt «Nicklas (Niklaus) Jenslis Hüss» vor.[10] Ein Rodel von 1464 nennt Cuntz (Konrad) Jensli, der jährlich einen halben Sack Dinkel, ein junges Huhn und drei Eier abzuliefern hatte.[11]

Im Spätmittelalter gab es im Dorf noch keine Pläne. Die Lage der Äcker und Matten wurde in den Zinsrodeln umschrieben anhand von gut sichtbaren Geländepunkten. Steine, Bäche, Waldränder, Wege und Hofstätten waren solche Bezugspunkte und -linien. Häufig gingen Personennamen in Flurbezeichnungen ein. Im Ortsnamenbuch des Kantons Bern werden solche Namen gesammelt und erklärt.[12] Das Werk zählt eine Reihe von Ortsnamen auf mit den Anfangssilben Jans- und Jens-: Jous, Jauss, Jausen, Jaussen, Jausi, Jausseli bzw. Jeiss, Jäyss, Jeüss, Jeyss. Die Autoren führen diese Kurzformen zurück auf den Personennamen Johannes.

Die sprachliche Nähe der Flurnamen zur früheren Schreibweise des Familiennamens Jaisli ist offensichtlich. Wir dürfen annehmen, dass dieser die Verkleinerungsform des alten Vornamens Johannes ist. Der Heilige gleichen Namens wird am 27. Dezember gefeiert. Aus dem Vornamen entstand dann im späten Mittelalter der Familienname Jaisli.

5. Die Töchter gehen ihre Wege

Wenden wir uns wieder dem Schicksal unserer Auswanderer zu. Bereits aus Nebraska war Elisabeth, die Tochter des Johannes Jaisli aus erster Ehe, in die Schweiz zurückgekehrt, um mit Jakob Blumenstein eine Familie zu gründen. Von ihren neun Kindern wanderten zwei Söhne wieder nach Amerika aus.

Die Halbschwestern Elisabeths fanden in Oregon tüchtige Ehemänner. Ida, die älteste, reiste mit ihrem Gatten in den Osten der USA. Da sie weder Zeit noch Lust fand, Briefe zu schreiben – es gab noch kein Telefon – beschränkte sich der Kontakt mit ihr auf gelegentliche Nachrichten, die andere Landsleute von der Reise mitbrachten. Wir dürfen die Unterstützung nicht unterschätzen, welche die angesiedelten Familien Neuankömmlingen gegenüber leisteten. Das könnte etwa so ausgesehen haben:

Der Einwanderer traf bei einer ersten, ihm bekannten Familie ein. Dort wurde er verpflegt und erhielt ein einfaches Nachtlager. Er brachte Neuigkeiten mit von den Verwandten und Nachbarn in der alten Heimat und erfuhr selber, wie er ein Leben als Siedler am besten anpacken würde. Er arbeitete einige Tage mit und liess sich Rat geben für die nächste Etappe. Mit einigen Adressen in der Tasche reiste er weiter zur nächsten Station. Es war ein Geben und Nehmen.

Lena, die mittlere Tochter, fand in Jakob Käser einen tüchtigen Ehemann. Der 1868 im Glarnerland geborene Bauernsohn war 1880 nach Oregon gekommen. Als Erwachsener erwarb er Land etwa 20 Meilen östlich der Jaisli-Ranch, im nächsten Seitental des Columbia River. Dem Ehepaar wurden zwei Töchter und vier Söhne geschenkt. Dank unermüdlichem Fleiss und einer geschickten Hand im Zu- und Verkauf vergrösserten sich Herden und Landbesitz rasch. Bald konnte sich die Familie ein Haus in der «Stadt» Antelope als Winterquartier leisten. Diese lag damals an der

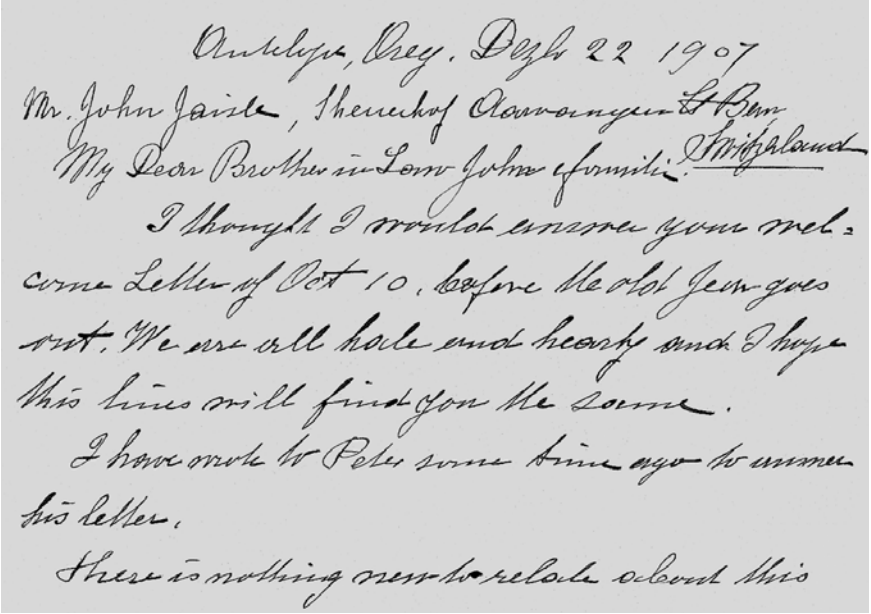

Antelope, Oreg. Dezbr 22 1907
Mr. John Jaisle, Steuerhof Aarwangen St Bern
My Dear Brother in Law John & Familie. Switzerland
I thought I would answer your welcome Letter of Oct 10. before the old Year goes out. We are all hale and hearty and I hope this lines will find you the same.
I have wrote to Peter some time ago to answer his letter.
There is nothing new to relate about this

Abb. 4a: Briefe schlugen die Brücke von der alten zur neuen Welt. Anfang eines Briefes von Jakob Käser an seinen Schwager Hans Jaisli aus dem Jahre 1907. Obwohl der Schreibende und der Briefempfänger ihre Jugendjahre in der Schweiz verbracht hatten und in ihren Familien deutsch sprachen, schrieben sie sich in Englisch. Das war die Verständigungssprache mit Angestellten und Nachbarn, mit dem Kaufmann und dem Pfarrer. Langsam geriet der Schweizer Dialekt, mangels Übung, in Vergessenheit.

Grenze der Besiedlung. Im Nu hatte sich die «Town» zu einem Zentrum der Geschäfte, der Pubs, Banken und Anwälte entwickelt. Auch Schulen waren da. Als später die Besiedlung weiter ging und die Strassen ausgebaut wurden, setzte rasch der Niedergang ein.

In einem regelmässigen Briefwechsel mit Verwandten in der Schweiz berichteten die Käsers ihr Leben lang von ihrem Wirken: wie die Herden grösser wurden und schliesslich über 6000 Schafe zählten. Wie die Kinder heranwuchsen und eine gründliche Ausbildung durchliefen… Dem ersten Haus folgten weitere talauswärts. Auto und Telefon hielten Einzug. Erstmals in der Region wurde eine Wasserpumpe in Betrieb gesetzt, um die Felder zu besprengen.

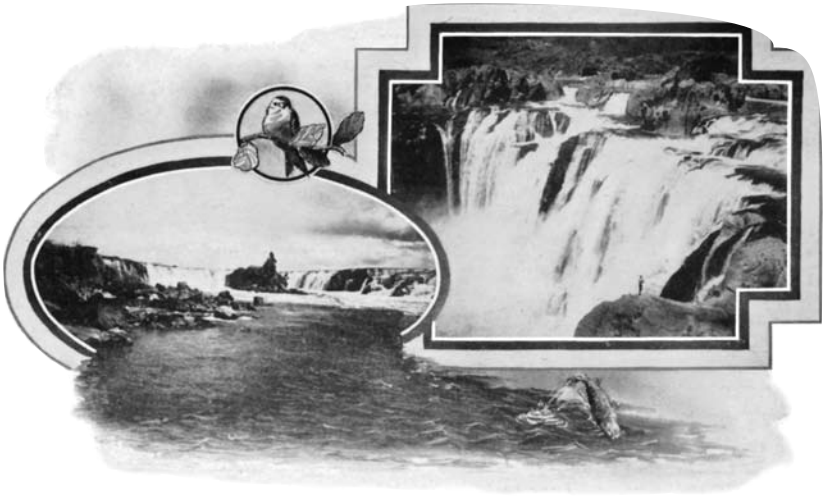
Dann folgten Schicksalsschläge. 1929, in der Wirtschaftskrise, krachten

die Banken zusammen. Alle Ersparnisse waren verloren. Der 61jährige Jakob rettete, was zu retten war. Bis auf zwei Söhne zogen die Kinder weg. Frau Lena wurde krank und musste in Dalles das Spital aufsuchen. Sie wurde 1939 von ihren Leiden erlöst. Jakob blieb in seinem «Cherry Creek», bis er 1950 aus einem arbeitsreichen Leben, zuletzt noch als Posthalter, schied. Seine Nachkommen sind im Land geblieben und leben heute hauptsächlich in den Städten Dalles und Portland.

6. Emma, die jüngste Tochter

Im Alter von 20 Jahren lernte Emma ihren späteren Ehemann Ernst Theodor Sandmeyer kennen. Er war bei den «Yaislis» auf Besuch, um Schafe für seine junge Herde zu kaufen. Geboren und aufgewachsen in Waldenburg, war er als 14jähriger 1887 mit einem Onkel nach Nebraska gekommen. Die Wanderlust, wie er sagte, hatte ihn später in den Westen geführt. Nach der Heirat lebte das Paar in Ellensburg im Staate Washington, der nördlich an Oregon anschliesst. Hier kamen die Kinder Eleanor («Nellie»), Isabel, Theodor («Ted») und Helen zur Welt.
Im Jahre 1894 hatte die Bundesregierung der USA ein Projekt zur Erschliessung von Trockengebieten für die landwirtschaftliche Nutzung (Carey Act) ausgeschrieben. Der Staat Idaho entschloss sich 1905, an dem Vorhaben teilzunehmen. Der Snake River durchfliesst den Süden dieses Staates, der wegen der Bergketten im Westen sehr wenig Regen erhält. Aber der Fluss selbst vermag die Region mit dem notwendigen Wasser zu versorgen, entspringt er doch dem Yellowstone-See, bekannt durch den gleichnamigen Naturpark. Er strömt dann am Fuss der Teton-Bergkette, mit Gipfeln bis 4000 m Höhe, vorbei. Durch die Schneeschmelze führt er im Frühling und Frühsommer viel Wasser, gerade dann also, wenn die jungen Kulturen bewässert werden müssen (Abb. 6).
Ernst Sandmeyer-Jaisli erfuhr aus der Zeitung von dem Projekt, das vollständig mit künstlicher Bewässerung laufen sollte. Er besichtigte das Land und kaufte 240 Acres (fast 100 Hektaren) davon. Dann baute er ein Haus und liess im November 1906 die Familie nachkommen. Das bedeutete für die Kinder eine unvergessliche Bahnfahrt durch die Berge nach Twin Falls. Es folgte eine kalte Weiterreise nach Buhl zur Farm im Planwagen. Noch gab es keine Brücke über den «Rock Creek», einen Seitenfluss des Snake

Abb. 5: Die Stadt The Dalles am Columbia River. Alte Handelssiedlung und Umschlagsplatz der Schiffahrt. Sitz von Banken, Notariaten, aber auch Kirchen. Im Hintergrund der Mt. Hood, 3370 m.



SALMON FALLS
Both Near Twin Falls

SHOSHONE FALLS
"With awe we behold thee, great, tall giant, Shoshone Falls"

Abb. 6: Snake River – Der Jordan des Staates Idaho. Darstellung aus der Zeit des Bewässerungsprojektes 1905. Geländestufen schufen reizvolle Wasserfälle.

River. Kinder und Waren mussten durchs Wasser getragen werden. Zuerst lebte die Familie in zwei Räumen. Nach und nach wurde das Haus wohnlicher. Die Feldarbeit begann mit dem Entfernen von dürrem Gestrüpp (Sagebrush). Das war eine harte Arbeit. An den Feuern ringsum konnte man erkennen, wo die Nachbarn rodeten. Nun erst war es möglich, Futtergras, Mais und Kartoffeln anzubauen.

Die Entwicklung schritt rasch voran. Bald erhielt Buhl einen Anschluss an das Eisenbahnnetz und eine Schule. Sie war aber einige Meilen von der Farm entfernt. So fuhren die Kinder, zusammen mit Nachbarkindern, mit dem Pferdefuhrwerk zur Schule. 1909 wurde Sandmeyers jüngstes Kind, John, geboren.

Zuerst führte die Familie die aus Oregon gewohnte Schafzucht weiter. Das offene, nun grüne Land erlaubte aber die Aufzucht von Rindern. Dieser Zweig wurde dann zum Haupterwerb. 1918 konnte sich Vater Ernst seinen Traum erfüllen. Er kaufte die Farm des Nachbarn Kunze, die grösser war als seine bisherige und ganz in der Ebene lag. Das Arbeiten mit Maschinen war jetzt leichter möglich. Der erste Traktor kam zum Einsatz. Trotzdem arbeiteten auf den Feldern etwa 30 Pferde. Die Scheune bot Raum für 100 Kühe und Rinder. Die Familie richtete privat eine Käserei ein, um die Milch zu verwerten. Später übernahm eine Genossenschaft von Nachbarn die Käseherstellung.

Inzwischen besuchten die Kinder die höheren Schulen. Isabel und Helen wurden Lehrerinnen. Isabel blieb in Idaho, aber Helen zog es in den Süden. Viele Jahre gab sie in Phoenix, Arizona, Unterricht. Nellie, die älteste Tochter, blieb im Elternhaus. Hier übte sie eine ebenso wichtige Tätigkeit aus. Durch mehrere ständige Angestellte in der Farm war der Haushalt gross und die Mitarbeit der Familienangehörigen unentbehrlich geworden. Nellie war sehr mit der Natur verbunden und malte in der knappen Freizeit.

Die Geschäfte liefen gut. Die Sandmeyers verkauften dank der Eisenbahn ihre Rinder bis nach Portland, Oregon. Vater Ernst hatte am eigenen Leib erfahren müssen, wie schwer es ist, alles allein erlernen zu müssen. Er schickte die Söhne zur Schule. Beide besuchten die Universität des Staates, um Agrikultur zu studieren. Eigentlich war John ein leidenschaftlicher Musiker, aber diese Fähigkeit war im Land der Kartoffel weniger gefragt. Sein älterer Bruder Ted schloss mit allen Ehren ab und kehrte als Stütze des Vaters nach Buhl zurück.

Auch John beendete sein Studium als Agronom. Seine Neigung galt nun aber der Medizin. In Moscow, Idaho, besuchte er Vorkurse. In dieser Stadt lernte er Edna, die Tochter des Blumenhändlers kennen. Sie wurde später seine Frau. John studierte dann an der Harvard Universität in Boston, Massachusetts. Seine weitere Ausbildung führte das Paar nach Salt Lake City, England und Paris. Doch John blieb dem Norden Amerikas treu. Er fand 1947 eine Stelle als Chirurg am Spital von Grand Forks, North Dakota, in der Nähe der kanadischen Grenze. Dort verbrachte er sein ganzes Leben. Dem Paar wurden drei Töchter geschenkt. Sie blieben die einzigen Grosskinder von Ernst und Emma Sandmeyer. Heute leben die Töchter mit ihren Familien in umliegenden Staaten. Patricia sowie ihre Eltern besuchten 1969 bzw. 1970 die Schweiz und ihre langjährigen Brieffreunde.
Inzwischen hatte Ted zu Hause in Buhl das Steuer übernommen. Er führte den grossen Betrieb sachkundig weiter, als sein Vater 1949 starb. Zusammen mit seinen im Haushalt tätigen Schwestern Nellie und Isabel musste er 1963 auch von der geliebten Mutter Abschied nehmen. Es wurde stiller auf der Farm. Immerhin hatte sich im Laufe der Jahre ein schönes Freundschaftsverhältnis zu den Nachbarn herausgebildet. Gegenseitige Besuche brachten etwas Abwechslung in den Alltag. Der eine oder andere Nachbar unternahm eine Europareise. Das waren Vorkommnisse, von denen der Freundeskreis jahrelang zehrte.
Im Sommer 1994 starb Ted Sandmeyer als letztes der fünf Kinder. Mit ihm geht ein Bauernschicksal zu Ende, das innerhalb einer Generation zu sichtbarem Erfolg geführt hatte. Der Aufschwung einer ganzen Region bildete den Rahmen, Mut, Geschick und ein unermüdlicher Fleiss den Boden dazu. Ernst und Ted waren bekannt für ihren grosszügigen Umgang mit Angestellten und Nachbarn. Die beiden waren sich stets bewusst, wie schnell der Weg in diesem Land aufwärts, aber auch abwärts führen kann.

7. Die Söhne und ihre Familien

Johannes Jaisli hatte in Oregon für seine Söhne vorgesorgt. Aus seinem umfangreichen Landbesitz hatte er Parzellen ausgeschieden, die Hans, Otto, Peter und Benjamin (Benni) zu ihren Heimwesen machen konnten. Die Grundlage der Existenz war da, aber es fehlten die Ehepartnerinnen.

Frauen, weil in der Minderzahl, waren sehr gesucht unter den Siedlern. Das war auch in den früheren Wohngemeinden in der Schweiz bekannt. Von dort kam private Unterstützung, indem erwachsene Töchter, die sich zur Auswanderung bereit fanden, in Begleitung nach Amerika geschickt wurden. Über eine Kette befreundeter Familien fanden sie bald einen geeigneten Lebenspartner. Die Ehefrauen dreier Jaisli-Söhne stammten aus Niederbipp. Von Hans, dem ältesten Sohn, existiert die Heiratsurkunde. Er war seiner zukünftigen Frau, Elise Müller, entgegengereist. Das Paar heiratete 1897 in Chicago. Die Trauung erfolgte in deutscher Sprache. Die Eheschliessungen von Otto und Peter fanden in Oregon statt. Benni, der Jüngste, blieb ledig.

1899 kam eine Tochter von Hans und Elise zur Welt. Die kleine Klara wuchs in einer Welt von Tieren auf. Kaum konnte sie gehen, wurde sie auch schon in den Sattel gehoben. Als sie zu sprechen begann, zeigte sich, dass eine chirurgische Korrektur notwendig wurde.

Ärzte waren damals dünn gesät in den Landwirtschaftsgebieten des Westens. Der bei der Geburt von Klara anwesende Arzt war am Vorabend angereist. Er übernachtete bei der Jaisli-Familie. Am Morgen liess er sich zuerst ein kräftiges Frühstück reichen, bevor er zur Entbindung schritt.

Offenbar war damals das Vertrauen in die Spitäler der Region nicht besonders gross. Jedenfalls wuchs in Hans und Elise der Wunsch, ihre Tochter in der Schweiz operieren zu lassen. Die vier Brüder berieten ihre Lage. Sie mussten wohl feststellen, dass sie auf einem kargen Boden werkten. Der bescheidene Verdienst schmolz in Jahren der Trockenheit und tiefer Wollpreise dahin wie Märzenschnee. So reifte der Entschluss heran, Häuser, Weiden und Herden zu verkaufen.

Die Brüder fanden einen fleissigen Nachfolger in Gottfried Kämpfer von Ursenbach. Er arbeitete seit 1901 mit seiner Frau und einem Bruder bei den Jaislis. 1904 kaufte er das ganze Tal (Trout Creek), samt Vieh und den Gebäuden. Auf den nahrhafteren Weiden führte er die Schafzucht weiter. Durch den unteren Teil des Tales baute eine private Gesellschaft eine Eisenbahnlinie. Im oberen Teil wurde der bestehende Verkehrsweg zu einer Überlandstrasse ausgebaut. Im Laufe der Jahre halfen drei Töchter auf der Ranch mit, und eine Schar von Grosskindern wuchs heran. Jennie, die mittlere Tochter, übernahm später den Betrieb. Die Ranch wurde von ihrer Familie, dann bis 1994 von Tom und Diane West betrieben. Inzwischen wurde sie aufgegeben, da sie für eine künstliche Bewässerung zu

Abb. 7: Das Haus von Otto und Marie Jaisli.

Abb. 8: Die Familie von Peter und Frieda Jaisli-Gyger. Das Bild, etwa von 1914, zeigt die Eltern, die älteren drei Kinder und eine Pflegtochter.

ungünstig liegt. Wo früher Schafe weideten, entsteht jetzt ein Vogelschutzreservat.
Doch kehren wir ins Jahr 1904 zurück, als die Jaislis ihre Reisekörbe packten. Otto und seine Frau Marie fuhren zu Emma und Ernst Sandmeyer. Als das Idaho-Projekt anlief, gingen sie mit nach Buhl in ein eigenes Haus (Abb. 7). Die grosse Farm bot Arbeit für viele Hände. 1904 und 1912 kamen die Söhne Otto und Walter zur Welt. Bei den Sandmeyers hatte auch Emmas Bruder Benjamin Unterschlupf gefunden.
Das Klima des Staates Idaho bekam Frau Marie nicht gut. Sie war herzkrank und litt in den heissen Sommern. 1921, als Otto, ihr Mann, bereits das sechzigste Altersjahr überschritten hatte, packte die Familie von neuem ihre Siebensachen.
In Long Beach, einem Vorort von Los Angeles, fand die Familie ein neues Zuhause. In dem ausgeglichenen, milden Klima ging es der Mutter rasch besser. Die Söhne besuchten nun die höheren Schulen. Otto wurde Verkäufer und heiratete später.
Los Angeles, damals schon eine Grossstadt, befand sich im wirtschaftlichen Aufschwung der Nachkriegszeit. Die Fabriken liefen auf vollen Touren, die Fliessbänder für Automobile ebenfalls. Mutter Marie schrieb 1922: «Am Sonntag fahren durch die American Street 36 000 Autos. Ihr könnt Euch jetzt vorstellen, wie viele Autos es hier hat. Es ist grossartig.» Das Auto als Gradmesser des Wohlstandes – wie leicht verständlich für eine Frau, die jahrelang kaum zum Dorf hinausgekommen war. Übrigens wurde die Familie in Long Beach zu einer beliebten Anlaufstelle für junge Verwandte und Nachbarn aus dem Staate Oregon. Die nahe Stadt bot Arbeitsstellen in den Werkhallen, Banken und Geschäften.

8. Die Rückwanderer

Drehen wir das Rad der Zeit nochmals zurück ins Jahr 1904. In der Trout Creek waren Weiden und Herden verkauft. Hans Jaisli und seine Familie rüsteten zum Aufbruch. Es war beschlossene Sache, in die Schweiz zurückzukehren. Der jüngere Bruder Peter war inzwischen mit Frieda Gyger verheiratet. Das Paar schloss sich ihnen an. Beide Brüder hatten dem Nachfolger Gottfried Kämpfer sowie dem Schwager Jakob Käser

Darlehen gewährt. Spätere Zinszahlungen waren gute Gründe für den regelmässigen Briefwechsel.
Wie viel leichter war in der Zeit der Eisenbahn das Reisen geworden, als 20 Jahre früher im holprigen Pferdefuhrwerk! Die Brüder hatten die Reise sorgfältig vorbereitet. In kleinen Taschenbüchlein von Hans sind die Parzellen der früheren Besitzungen säuberlich notiert, ferner die Preise von Fahrkarten, Adressen einer befreundeten Familie in Chicago, eines Emigrantenhauses in New York und einer Bank.
Am 1. Juni 1904 begann die Reise. Sie führte zuerst zum Cherry Creek ins Heim von Schwester Lena und Schwager Jakob Käser. Volle drei Wochen blieb die Gesellschaft dort. Das war wohl ein Abschiednehmen von den Nachbarn und Bekannten. Nach Zwischenhalten in Shaniko (Bank) und Dalles, wo vermutlich noch Verträge unterzeichnet werden mussten, bestiegen die Jaislis am 28. Juni in Portland den Zug. Sie reisten nach Ellensburg zu Schwester Emma und Schwager Ernst Sandmeyer. Da auch Otto und Benjamin jetzt in der Nähe wohnten, war beinahe die ganze ehemalige Familie ein letztes Mal versammelt.
Das glückliche Wiedersehen dauerte bis in den September. Am 15. war der Abschied endgültig. Es begann die lange Bahnfahrt durch die Berge und die weiten Ebenen nach Chicago. Drei Tage und Nächte verbrachte die Gesellschaft im Zuge, ohne Schlafwagen wohlverstanden. Der Zwischenhalt war nur kurz. Bereits am nächsten Tag ging die Fahrt weiter nach New York. Hier blieben die Rückwanderer zwei Tage, um die Formalitäten zu erledigen. Wie muss die Millionenstadt auf die Leute gewirkt haben, die so lange in der Prärie gelebt hatten!
Um vier Uhr morgens des 22. Septembers stach der Dampfer «La Lorraine» in See. Die Überfahrt verlief ruhig. Am 29. nachmittags erreichte die Gesellschaft Le Havre. Noch am gleichen Tag fuhr sie nach Paris und bestieg dort den Zug nach Basel. Am 30. September betraten Hans und Peter Jaisli, mit Frauen und Kind, Schweizer Boden. 40 Jahre früher war im gleichen Bahnhof Vater Johannes abgereist. Endpunkt der Reise war Niederbipp, wo am Sonntag, dem 2. Oktober, die Frauen ihre Verwandten wiedersahen.
In Aarwangen wurde Hans Jaisli als ehemaliger Bürger aufgenommen. Peter, geboren im Staate Nebraska, war amerikanischer Staatsbürger. Er musste sich in die für ihn neue Gemeinde einkaufen. Die Brüder liessen im Scheuerhof ein Haus bauen. Aus ihren Ersparnissen bezogen sie eine

Rente, die fürs Leben reichte. Die nun fünfjährige Klara wurde 1905 in einem Berner Spital operiert und erholte sich gut.
Peter und Frieda Jaisli-Gyger wurden in Aarwangen im Laufe der Jahre Eltern von fünf Kindern (Abb. 8). Zwei von ihnen leben heute noch in der Gemeinde. Die Familie des jüngsten Sohnes ist im Baselbiet zu Hause.

Anmerkungen

1 Max Jufer, Jahrbuch des Oberaargaus 32 (1989),135; Martin Matter, Jahrbuch des Oberaargaus 37 (1994), 227.
2 Heinrich Gohl und Reinhardt Stumm, Amerika der Pioniere, Mondo Lausanne 1974, Seite 68.
3 A.E. Johann, Westwärts nach Oregon, Bertelsmann München 1980.
4 Rodel der Burgergemeinde Aarwangen.
5 Urbarien Amt Aarwangen im Staatsarchiv Bern: Nr. 9, Ehrschatz und Todfahl Buch 1781.
6 Tauf- und Eherodel der Kirchgemeinde Aarwangen.
7 Johann Leuenberger, Chronik des Amtes Bipp, Bern 1904, Seite 333.
8 Tauf- und Eherodel der Kirchgemeinde Niederbipp, Bände 1 und 2.
9 Familiennamenbuch der Schweiz, 3. Aufl., Zürich 1989, Band II. Auswahl a: Bürgerrechte, die bereits vor 1800 bestanden.
10 StABE Urbarien des Amtes Wangen, Bd. 2, Nr. 22: Zins- und Zehnturbar des Schlosses und der Herrschaft Bipp 1518, Seite 291.
11 Hans Morgenthaler, Die Herrschaft Bipp von 1413–1463, in: Neues Berner Taschenbuch auf das Jahr 1925 (30. Jg.), Bern 1924, Seite 95.
12 Paul Zinsli et al., Ortsnamenbuch des Kantons Bern, 2. Teil, Francke Bern 1987, Spalte 364.

Dank

Für Unterstützung und Beratung dankt der Verfasser dem Staatsarchiv des Kantons Bern, dem Reformierten Pfarramt Aarwangen (Pfr. Claude Belz), dem Zivilstandsamt Aarwangen, der Burgerkorporation Scheurhof und den Verwandten.

Vor 125 Jahren: Das Projekt einer Jura–Gotthard-Bahn

Paul Schneeberger

Anfang 1995 war im Kunsthaus Langenthal unter dem Titel «Arbeit, Rausch, Wunder – Eine Entdeckungsreise entlang den Heimlichkeiten des Oberaargaus» eine Ausstellung zu sehen. Bei einem der Exponate handelte es sich um die Gründungs-Aktie Nr. 215 der Vorbereitungs-Gesellschaft für eine Jura–Gotthard-Bahn aus dem Jahre 1872, womit bescheinigt worden war, dass J. Baumberger, Bierbrauer in Langenthal, dem Initiativ-Comité einen Betrag von zwanzig Franken bezahlt hatte. Dem der Urkunde beigegebenen, mit «Paris–Langenthal–Suez» betitelten Kommentar war zu entnehmen, die JGB hätte einerseits Frankreich mit der künftigen Gotthardbahn verbinden und anderseits Teilstrecke einer von der französischen Ostbahn projektierten Verbindung von Paris zum soeben eröffneten Suezkanal werden sollen.

Da es im Dezember 1996 125 Jahre her sein wird, dass die Bezeichnung «Jura–Gotthard-Bahn» resp. «Jura-Gotthardbahn» (JGB) kreiert wurde, mag in den folgenden Zeilen etwas näher auf die Geschichte dieses nie verwirklichten Eisenbahn-Projektes eingegangen werden.

Im Jahre 1871 bestand in Langenthal unter dem Präsidium von Gemeindepräsident Hans Herzog ein sogenanntes provisorisches Komitee für eine projektierte Eisenbahn Langenthal–Huttwil. Dieses gelangte am 22. November 1871 mit einem längeren Schreiben an die französische Ostbahn in Paris, um ihr mitzuteilen, es habe vernommen, dass sie den Entschluss gefasst habe, sich durch den Jura eine direkte Linie zum Gotthard zu verschaffen. Es glaube, dass es ihm nicht allzu schwerfallen dürfte, eine Gesellschaft zum Bau einer Eisenbahnlinie zu bilden, die über Oensingen, Aarwangen, Langenthal, Huttwil und Willisau nach Wolhusen führen und von dort durch Anschluss an die bernische Staatsbahn Luzern erreichen würde. Zudem könnte in Fortsetzung der bernischen Jurabahn ab Dels-

berg über Münster eine Linie nach Oensingen gebaut und so die kürzeste direkte Verbindung zwischen Belfort und dem Gotthard hergestellt werden; diese Linie hätte auch die besten Aussichten punkto Rentabilität. Das provisorische Komitee, so wurde im Schreiben weiter ausgeführt, glaube, dass es im gegenseitigen Interesse liege, gemeinschaftlich zu handeln, so dass sowohl die französiche Ostbahn eine direkte unabhängige Linie erhalten, als auch den Wünschen einer Reihe von Dörfern und grösseren Ortschaften nach einem Bahnanschluss entsprochen werde. Insbesondere in Langenthal, Huttwil und Willisau würden regelmässige stark besuchte Märkte abgehalten; Langenthal bilde zudem den Umschlagplatz für die landwirtschaftlichen und gewerblichen Produkte der Gegend. Schliesslich sei noch zu beachten, dass der Bau der Bahnlinie keine eigentlichen Schwierigkeiten bieten würde.

Das Schreiben schloss mit dem Hinweis, ein Augenschein an Ort und Stelle würde mehr Aufschluss verschaffen als weitere Ausführungen, sowie mit dem Ersuchen, die Direktion der französischen Ostbahn möge die Angelegenheit prüfen und mitteilen, ob sie geneigt wäre, in Unterhandlungen zu treten.

Mit Datum vom 2. Dezember 1871 hatte der Direktor der Ostbahn «die Ehre», dem Präsidenten des provisorischen Komitees zu antworten, die Direktion beschäftige sich tatsächlich damit, die durch «die Ereignisse» – gemeint war damit der Übergang Elsass-Lothringens an Deutschland als Folge des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 – unterbrochene direkte Verbindung mit der Schweiz wieder herzustellen. Wörtlich führte er aus: «Obgleich die Linien, von denen Sie sprechen, von unserem Bahnnetz ziemlich entfernt liegen, werden wir gleichwohl mit Interesse Ihre Mitteilungen untersuchen. Ich werde den Ingenieur unserer Gesellschaft, welcher bereits mit den Studien zur Verbindung mit der Schweiz beauftragt ist, ersuchen, Sie zu besuchen, sobald er Ihre Gegend bereisen wird.»

Diese Antwort aus Paris veranlasste das Eisenbahn-Comité Langenthal–Huttwyl, auf Sonntag, den 17. Dezember 1871 in der Kirche zu Langenthal eine öffentliche Versammlung anzuberaumen.

In einem von zehn Persönlichkeiten aus Wirtschaft und Politik des Oberaargaus unterzeichneten Aufruf hiezu vom 7. Dezember 1871 wurde auf den Umstand hingewiesen, dass das Netz der französischen Ostbahn durch Abtrennung des Elsass' unterbrochen worden sei und diese nun be-

Nationalrat Johann Bützberger, 1820–1886.

absichtige, «durch den bernischen Jura einen andern Anschluss zum Gotthard aufzusuchen».
Um nun nichts zu versäumen, sei es «unbedingt nothwendig», das Projekt einer Bahnlinie von Münster nach der Klus und über Langenthal, Huttwil, Willisau usw. öffentlich zu besprechen, um die Interessen der betroffenen Gegenden wahren zu können.
«Mit Rücksicht auf die ausserordentliche Wichtigkeit der… Eisenbahnlinie für den Kanton Luzern» schloss sich am 11. Dezember ein Willisauer Eisenbahnkomitee dem Aufruf an, «lud seinerseits dringend zu fraglicher Versammlung ein und ersuchte, auch andere Eisenbahnfreunde zur Theilnahme zu bewegen».
«Die Langenthaler Eisenbahnversammlung vom nächsten Sonntag» war sogar der «Neuen Zürcher Zeitung» einige Zeilen wert, berichtete sie doch in ihrer Ausgabe vom 15. Dezember 1871, die Luzerner Kantonsregierung habe beschlossen, drei ihrer Mitglieder an die Versammlung abzuordnen, wenn auch vorderhand nicht offiziell.

Die Versammlung, die von über 500 Männern aus den Kantonen Bern, Luzern und Solothurn besucht war, wurde durch Nationalrat Bützberger, Langenthal, eröffnet und bestellte das Tages-Bureau wie folgt:

– Nationalrat Bützberger, Langenthal, Präsident
– Hauptmann Spichiger, Langenthal, Sekretär
– Oberst Flückiger, Aarwangen, Stimmenzähler
– Fürsprech Oswald, Willisau, Stimmenzähler

Nationalrat Bützberger wies einleitend darauf hin, dass sich die Frage stelle, ob und in welcher Weise eine Eisenbahnverbindung von Delsberg über Münster, Klus, Langenthal, Huttwil und Willisau nach Luzern angestrebt werden solle. Er führte hiezu weiter aus, dass in Langenthal ein Eisenbahn-Komitee bestehe, dessen Aufgabe es sei, eine Verbindung von Langenthal nach Huttwil anzustreben. Dieses Komitee habe die Versammlung in die Wege geleitet, nachdem es sich die Frage vorgelegt habe, ob nicht der Moment gekommen sei, statt bloss eine Lokalverbindung Langenthal–Huttwil gleich eine viel bedeutendere Bahn anzustreben, die den Verkehr vom Jura durch die Kantone Solothurn, Bern und Luzern nach Italien vermitteln könnte.
Veranlassung, sich diese Frage zu stellen, böten einerseits verschiedene Eisenbahnprojekte, die Aussicht hätten, realisiert zu werden und anderseits die besondere Lage, in der sich die französische Ostbahn befinde, habe sie doch nur noch eine mittelbare Verbindung mit der Schweiz. Belfort sei der Endpunkt ihres Netzes und von dort aus suche sie wieder eine direkte Verbindung zu erlangen.
Hiefür gebe es u.a. ein Projekt Belfort–Delle–Pruntrut–Kleinlützel–Basel, doch wäre eine Linie vom Berner Jura über Langenthal, Huttwil usw. nach Luzern dazu angetan, den über Basel sich ergebenden Umweg zu vermeiden.
Noch kürzer wäre allerdings eine Linie, die von Delsberg über Klus, Oensingen, Gäubahn, Olten und Aarau nach der Südbahn führen würde, doch falle diese deswegen ausser Betracht, weil die Südbahn – im Gegensatz zu einer Linie über Langenthal und Huttwil – keine Verbindung mit Luzern habe.

Der Luzerner Regierungsrat Weber meinte, aufgrund der Ausführungen des Vorredners müsse jeder Anwesende zur Überzeugung gelangt sein, dass das Unternehmen nicht aussichtslos sei. Es sollten daher zwei Beschlüsse gefasst werden, nämlich
– es sei ein interkantonales Komitee zu bilden

– es seien Gründungsaktien zeichnen zu lassen, um es dem Komitee zu ermöglichen, die Frage der Erstellung einer Bahn in grundsätzlicher Hinsicht studieren zu lassen, die erforderlichen Konzessionen zu erwerben und «die geeigneten Verbindungen anzuknüpfen».

Abschliessend riet Regierungsrat Weber, unverzüglich zu handeln und dem Komitee den Auftrag zu erteilen, die Sache sofort an die Hand zu nehmen.
Fürsprech Oswald aus Willisau verdankte dem Langenthaler Komitee die Initiative und strich die Bedeutung der Bahn als internationale Verbindung hervor. Er zeigte beispielsweise auf, dass man in 58 Stunden von London nach Brindisi gelangen könnte, was mit andern Bahnen, etwa der Mont Cenis-Bahn, nicht möglich wäre.
Er bezeichnete die in Aussicht genommene Bahnlinie als durchaus konkurrenzfähig, und zwar nicht zuletzt deswegen, weil sie auch dem Tourismus dienen würde, da sie diesem «die wunderbare Rigibahn, die majestätische Gebirgswelt und bald die südliche Natur erschliessen würde». Im übrigen würde sie auch den Regionalverkehr ungemein beleben.
Unter dem Hinweis darauf, dass Zeit Geld sei, schloss sich Fürsprech Oswald den Anträgen seines Vorredners an.
Auch Oberst Flückiger aus Aarwangen empfahl, die Sache ungesäumt an die Hand zu nehmen, und zwar umso mehr, als Basel unlängst Unterhändler nach Paris geschickt habe, um eine Linie Kleinlützel–Basel durchzusetzen.
Baumeister Egger aus Langenthal schlug vor, das interkantonale Komitee sollte elf Mitglieder umfassen, nämlich fünf aus dem Kanton Bern, vier aus dem Kanton Luzern und zwei aus dem Kanton Solothurn. Im übrigen sollte es sich beliebig ergänzen und erweitern können und die Wahl der Mitglieder sei dem Langenthaler Komitee zu überlassen.
Diesen Vorschlägen wurde beigepflichtet, worauf Tagespräsident Bützberger die Versammlung schloss und versprach, das Komitee werde nun «ungesäumt seine Schritte tun und später weitere Mitteilungen machen».
Mit Schreiben vom 23. Dezember 1871 wurde die Direktion der französischen Ostbahn über die Volksversammlung vom 17. Dezember orientiert, worauf deren Oberingenieur am 26. Dezember antwortete, er habe alle ihm übermittelten Angaben mit grösstem Interesse zur Kenntnis genom-

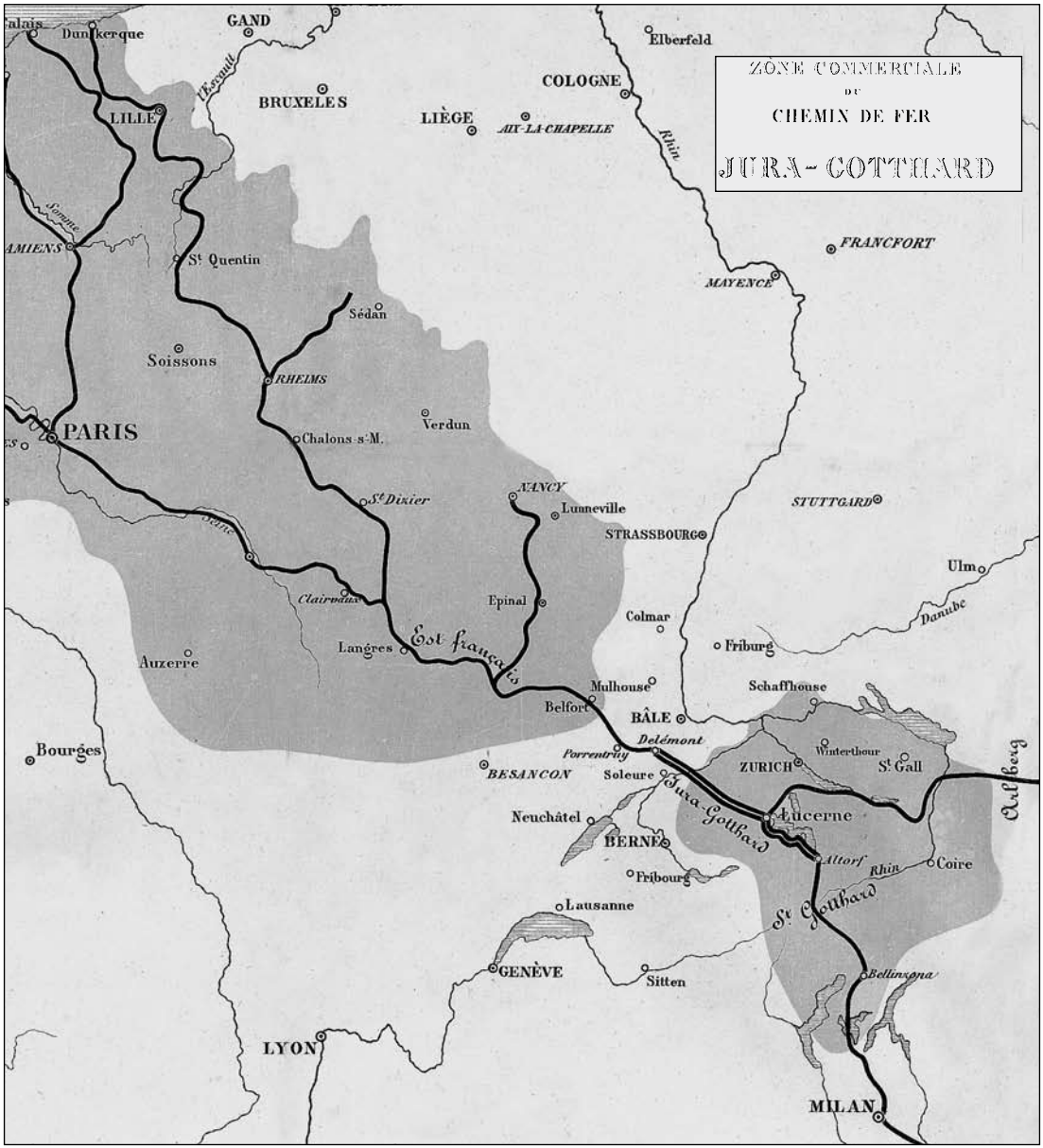
men und hoffe, in Bälde die Ehre zu haben, das Eisenbahn-Komitee in Langenthal zu treffen.

Das in der Folge durch das Langenthaler Komitee bestimmte interkantonale Komitee für eine Jura–Gotthardbahn setzte sich aus folgenden Herren zusammen:
– Stämpfli, Nationalrat, Bern
– Bützberger, Nationalrat, Langenthal
– Lehmann, alt Ständerat, Lotzwil
– Flückiger, Nationalrat, Aarwangen
– Herzog, Grossrat, Langenthal
– Weber, Regierungsrat, Luzern
– Wechsler, Regierungsrat, Luzern
– von Sonnenberg, Oberst, Luzern
– Eggenschwiler, Oberamtmann, Balsthal
– Vigier, Landammann, Solothurn
– Pfyffer-Balthasar, Stadtratspräsident, Luzern

Es trat am Nachmittag des 24. Dezember 1871 im Bahnhof-Restaurant Olten zu seiner ersten Sitzung zusammen und konstituierte sich folgendermassen:
– Präsident: J. Bützberger
– Vizepräsident und Kassier: J.U. Lehmann
– Sekretär: H. Herzog

Auf Antrag von Regierungsrat Weber, Luzern, wurden die drei Herren ermächtigt, zugleich als ständiges, leitendes Komitee zu fungieren.
Nationalrat Bützberger teilte mit, es seien – schriftlich aus Willisau und mündlich aus Delsberg – wegen Nichtberücksichtigung bei der Bestimmung des interkantonalen Komitees je eine Reklamation eingegangen. Das Langenthaler Eisenbahn-Komitee sei nämlich davon ausgegangen, Delsberg sei zu weit entfernt…

Es wurde beschlossen, die Zahl der Mitglieder auf 14 festzusetzen und zusätzlich zu bestimmen
– Gobat, Fürsprecher, Delsberg
– Baumgartner, Regierungsrat, Solothurn

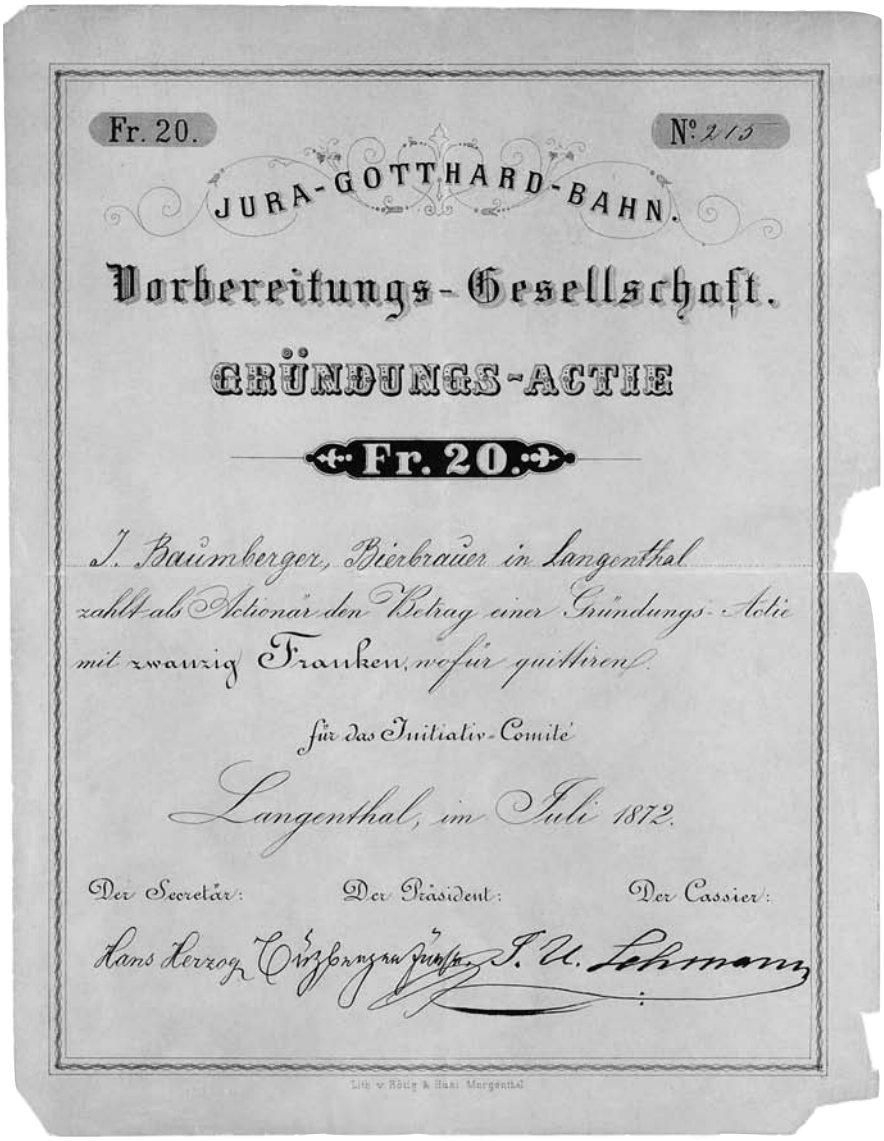


Übersichtskarte (Ausschnitt) aus der französischen Version des Berichtes von 1874 über die Gebiete Frankreichs und der Schweiz, die durch die JGB mit dem Gotthard (Italien) und dem Arlberg (Österreich) hätten verbunden werden sollen.

Darüber hinaus wurde es Willisau überlassen, seinen Vertreter selbst zu bestimmen.
Nachdem auch schon finanzielle und technische Fragen angeschnitten worden waren, wünschte Nationalrat Flückiger, es sei durch Vermittlung der bernischen Eisenbahndirektion mit der französischen Ostbahn Verbindung aufzunehmen. Er warf überdies die Frage auf, ob es nicht zweckmässig wäre, eine eigene Abordnung nach Paris zu entsenden.
Die Nationalräte Stämpfli und Bützberger hielten eine Abordnung «für diesen Moment» für verfrüht, während Regierungsrat Weber eine solche immerhin unter der Voraussetzung für nützlich erachtete, dass Oberst von Sonnenberg, «der sowohl persönlich wie auch wegen Verwandtschaft und Bekanntschaft hiezu geeignet sei, sich dazu entschliessen könnte.»
Dieser erklärte sich jedoch bloss bereit, vorläufig mit einem Verwandten in Paris zu korrespondieren und erklärte, er möchte mit einer persönlichen Abordnung noch zuwarten.
Die Herren Lehmann und Weber schliesslich schlugen vor, dem Direktor der französischen Ostbahn wie auch der bernischen Regierung sei von der Konstituierung des Komitees Kenntnis zu geben. Darüber hinaus sei Herr von Sonnenberg zu ersuchen, sich über die Intentionen der französischen Ostbahn in Paris zu erkundigen, während mit einer Abordnung einstweilen zuzuwarten sei. Diesen Vorschlägen wurde zugestimmt.
Zudem wurde beschlossen, die angestrebte Bahnlinie mit «Jura–Gotthardbahn» (JGB) zu bezeichnen.
Mit Datum vom 26. Dezember 1871 schrieb Oberst von Sonnenberg dem Grafen de Salignac-Fénélon in Paris – einem Cousin – einen in französischer Sprache abgefassten Brief, worin er ihm mitteilte, es habe sich für eine Eisenbahnlinie von Delémont nach Luzern ein von Nationalrat Bützberger präsidiertes Komitee gebildet, dem auch Herr Stämpfli angehöre. Es gehe nun darum, mit der Verwaltung der französischen Ostbahn in Verbindung zu treten und Einflüsse von ihr fernzuhalten, die sich auf ihre Haltung dem JGB-Projekt gegenüber negativ auswirken könnten. Er ersuchte daher seinen Cousin, er möge, falls er mit der Verwaltung der Ostbahn Beziehungen haben sollte, ihm die einflussreichsten Persönlichkeiten derselben nennen.
Graf de Salignac liess sich dahingehend vernehmen, er sei zwar gegenwärtig krank, werde aber sofort nach seiner Genesung mit dem Direktor der genannten Bahn, den er zufällig persönlich kenne, über die

Angelegenheit Rücksprache nehmen. Allerdings wünsche er – de Salignac – zu diesem Behufe eine Karte zu erhalten, die über die Linie näheren Aufschluss gebe.
Am 20. Februar 1872 fand mit zwei Delegierten der französischen Ostbahn eine Zusammenkunft statt, deren Verlauf Oberst von Sonnenberg in der Auffassung bestärkte, das Projekt der Jura-Gotthardbahn sei weiter zu verfolgen und zwar umso mehr, als aufgrund der erhaltenen Pläne die Sache sich günstiger dargestellt habe, als vorerst angenommen.
Schon im Januar 1872 nahm das Komitee die Geldbeschaffung an die Hand, indem es in jeder der am Projekt interessierten Gemeinde einen «Correspondenten» bezeichnete, dessen Aufgabe es war, für das Projekt zu werben, Gründungsaktien à 20 Franken zeichnen zu lassen und das Initiativ-Komitee über die Stimmung in der jeweiligen Gegend und über alles für die Angelegenheit Wichtige auf dem laufenden zu halten.
Im gleichen Jahr erschien – verfasst von Oberingenieur Liardet, Biel – als Broschüre ein technischer Bericht zum Vorprojekt der JGB, der auch schon einen Kostenvoranschlag enthielt. Das Initiativ-Komitee seinerseits bezeichnete mit dem Abschluss der Vorstudien einen Teil seiner Aufgabe als beendigt. Ferner teilte es mit, es sei beschlossen worden, die Linie von Luzern dem linken Ufer des Vierwaldstättersees entlang bis Altdorf fortzuführen und dementsprechend auch in diesem Gebiet Gründungsaktien aufzunehmen. Das Initiativ-Komitee wurde um je einen bernischen, luzernischen und solothurnischen Vertreter sowie um die Landammänner von Nidwalden und Uri erweitert.
Im Jahre 1873 erfolgte die Konzessionierung der JGB. Am 23. Februar 1873 reichte Nationalrat Bützberger namens des Initiativ-Komitees das Gesuch ein um Erteilung einer Konzession für den Bau und Betrieb einer Eisenbahn «von der Jurabahn bei Delsberg abzweigend und über die Klus, Langenthal, in der Richtung von Huttwyl und Zell nach Willisau, Wohlhausen, Luzern, dem linken-Seeufer entlang über Stanz nach Altdorf mit Anschluss an die Gotthardbahn».
In der bundesrätlichen Konzessions-Botschaft vom 24. Juli wird dargelegt, die Jura-Gotthardbahn sei bestimmt, den Jura mit dem Gotthard zu verbinden. Sie schliesse in Delsberg an die im Bau befindliche Jurabahn an… Bei Oensingen nehme das Tracé eine mehr südliche Richtung, kreuze die künftige Gäubahn, überschreite bei Aarwangen die Aare und ziehe sich dann über Langenthal, Madiswil und Rohrbach nach Huttwil, in dessen

Nähe die Kantonsgrenze Bern/Luzern überschritten werde... Die Gesamtlänge des Tracés sollte 157,8 Kilometer betragen, die Baulänge 135,3 Kilometer; die Kosten wurden mit rund 42 Mio. Franken oder 310 000 Franken pro Kilometer angegeben.
Die Verhandlungen über die Konzession führten trotz der Grösse des Unternehmens rasch zum Ziel, so dass die Eidg. Räte diese mit Beschluss vom 20./22. September 1873 erteilen konnten.
Im Juli 1874 trat das Initiativ-Komitee mit einem Imprimat «Die Jura–Gotthard-Bahn; Zweck und Charakter, Tracé, Kosten, Verkehr, Rentabilität» an die Öffentlichkeit, einem 16seitigen, auch in französischer Sprache gedruckten technisch-kommerziellen Bericht.
Ausgangspunkt war der Übergang Elsass-Lothringens an Deutschland, der bewirkt habe, dass die französische Ostbahn eine neue Verbindung mit der Schweiz habe anstreben müssen und diese nur via Belfort–Delle–Delémont habe gefunden werden können. Von Delémont aus könne der Verkehr jedoch nur auf dem Umweg über Basel (oder Biel) nach der Zentralschweiz und der Ostschweiz sowie nach Italien und Österreich gelangen.
Die Bestimmung der JGB liege dementsprechend darin, die Linie Delle–Delémont direkt nach dem Gotthard fortzusetzen und dadurch den Umweg über Basel zu vermeiden. Zudem bediene sie auch noch das von der Centralbahn und der Entlebucherbahn umfahrene Unteremmental.
Das Tracé wende sich in der Klus nach Süden, kreuze bei Balsthal bzw. Oensingen/Dürrmühle die projektierten Linien der Wasserfallen- und der Gäubahn, setze bei Aarwangen über die Aare und erreiche von Nordosten her, 54 Kilometer von Delsberg entfernt, die Centralbahnstation Langenthal. Es folge dann dem Langetentale, um dieses bei Huttwil zu verlassen.
Mit Bezug auf die Finanzierung wurde im Bericht ausgeführt, die JGB bedürfe einer Subvention von acht Mio. Franken, die wohl vor allem in Frankreich «zu suchen und zu finden» sei; denn es sei ja das französische Ostbahnnetz, das Gefahr laufe, bezüglich Gotthard-Transit zugunsten belgisch-elsässischer Linien Einbussen zu erleiden, wenn es sich nicht durch die JGB eine kürzere direkte Verbindung mit dem Gotthard sichere.
«Von der Einsicht Frankreichs», so schloss der Bericht, «und von seiner thätigen Vorsorge für seine (…) eisenbahnpolitischen Interessen wird es



Fr. 20. N° 213

JURA-GOTTHARD-BAHN.

Vorbereitungs-Gesellschaft.

GRÜNDUNGS-ACTIE

Fr. 20.

J. Baumberger, Bierbrauer in Langenthal zahlt als Actionär den Betrag einer Gründungs-Actie mit zwanzig Franken, wofür quittiren.

für das Initiativ-Comité

Langenthal, im Juli 1872.

Der Secretär: Hans Herzog

Der Präsident: Erzberger

Der Cassier: J. U. Lehmann

Lith. v. König & Haas Murgenthal

Durch das Initiativ-Komitee ausgegebene «GRÜNDUNGS-ACTIE» der JGB. Da eine JGB-Aktiengesellschaft nie bestand, handelte es sich bei diesen Papieren auch nicht um eigentliche Aktien, sondern bloss um Bescheinigungen, dass sich der Erwerber mit Fr. 20.– an den Kosten der Vorbereitung der JGB beteiligte.

daher abhängen, ob die Jura-Gotthard-Bahn die zu ihrer Erstellung erforderliche Subvention erhält und ob sie dadurch aus dem Stadium des Projektes in dasjenige der Ausführung tritt.»
An seiner Sitzung vom 27. August 1874 befand das ständige Komitee, das Initiativkomitee habe seine Aufgabe, soweit sie ihm von der Versammlung vom 17. Dezember 1871 gestellt worden war, gelöst; es sei nun eine Versammlung der Gründungsaktienbesitzer einzuberufen zwecks Bestellung eines neuen Komitees, dem es dann obläge, das Projekt zu realisieren.
Zwei Tage später vertrat Oberst von Sonnenberg an einer im Rathaus in Luzern stattgehabten Sitzung des Initiativkomitees indessen die Auffassung, das weitere Vorgehen habe in der Absendung einer Deputation nach Paris zu bestehen, «um die dortigen Kreise zu gewinnen».
Fürsprech Oswald beantragte, das Initiativ-Komitee solle bestehen bleiben und Oberst von Sonnenberg sei zu ersuchen, mit der französischen Fassung des Berichtes vom Juli als Abgeordneter ins Ausland zu gehen. Dieser bezeichnete es jedoch als notwendig, dass die Abordnung nach Paris aus mindestens zwei Personen bestehe, sei der zweite nun ein weiteres Komitee-Mitglied oder, was noch zweckmässiger wäre, ein Ingenieur.
Die Entsendung einer Abordnung nach Paris erübrigte sich freilich, hatte sich die französische Ostbahn doch inzwischen an der 1875 eröffneten Linie Delémont–Basel beteiligt, die fortan den Verkehr zwischen Paris und Basel über Belfort–Delle vermittelte.

Mit dem Sommer 1874 brach der bisherige Sitzungsrhythmus des Initiativ-Komitees und des ständigen Komitees ab. Dieses trat erst am 5. September 1876 wieder zusammen und formulierte – obwohl nur der Präsident und der Sekretär anwesend waren – folgende Anträge an das Initiativ-Komitee:
– im Hinblick auf die schwierigen Zeitverhältnisse und die Unmöglichkeit der Realisierung des Projektes dasselbe fallenzulassen.
– einen Bericht über die Aktivitäten des Initiativkomitees und über die gegenwärtige Sachlage zu erstellen.

Das Initiativ-Komitee stimmte anlässlich seiner letzten Sitzung vom 17. Dezember 1877 im Gasthof «Zu Pfistern» in Bern diesen Anträgen zu und beschloss, den Gründungs-Aktionären hievon Kenntnis zu geben. Letzte-

Hinweistafel vor der Gare de l'Est in Paris, dem ehemaligen Sitz der «Compagnie des Chemins de Fer de l'Est». Diese sah trotz Bemühungen des interkantonalen Komitees davon ab, sich für die Zufahrt zum Gotthard am Projekt der JGB zu beteiligen. Foto P. Schneeberger 1. 6. 1996.

res erfolgte in Form einer mit «Bericht und Rechnung (…) für eine Jura–Gotthard-Bahn» betitelten Druckschrift vom März 1879, in der es abschliessend heisst:
«Man hat eingesehen, dass die Mittel zur Ausführung des Unternehmens jedenfalls nur mit Hilfe einer namhaften Subvention von Seiten der französischen Ostbahn beschafft werden könnten, jedoch unterlassen, um diese Subvention nachzusuchen, weil inzwischen der ‹Eisenbahnkrach› losgebrochen ist und an eine Ausführung des Projektes einstweilen nicht mehr gedacht werden konnte. Unter diesen Umständen wurde beschlossen, von weiteren Schritten in Sachen zu abstrahieren.»
Die Rechnung zeigte, dass immerhin auf insgesamt 1120 Stück Gründungsaktien je 20 Franken einbezahlt worden waren; das schliesslich verbliebene Defizit von Fr. 348.35 wurde durch die Mitglieder des Initiativ-Komitees gedeckt.
Den Initianten war offenbar zwar von allem Anfang an klar gewesen, dass ein Zustandekommen der JGB von der Haltung Frankreichs bzw. der «Compagnie des Chemins de Fer de l'Est» mit Sitz an der Rue de Strasbourg in Paris abhängen würde, doch schätzten sie deren Interesse an einer zwar direkten, aber auf über 100 Kilometer neu zu erstellenden Eisenbahn zwischen dem Jura und dem Gotthard zu hoch ein. Da die Subventionierung der JGB für die französische Ostbahn mindestens doppelt so hoch ausgefallen wäre wie die Beteiligung an der Linie Delémont–Basel, ist denn auch verständlich, dass sie für eine von Deutschland unabhängige Zufahrt zur Schweiz die letztere Variante wählte.
Schliesslich kann man sich auch des Eindrucks nicht ganz erwehren, dass sich das aus dem Komitee für eine regionale Eisenbahn Langenthal–Huttwil hervorgegangene interkantonale JGB-Komitee schlicht übernommen hatte, mit der Idee nämlich, den Oberaargau vermittelst einer gegen 160 Kilometer langen Gotthard-Zufahrtslinie in seiner Nord-Süd-Ausdehnung eisenbahnmässig zu erschliessen. Es zeigte sich, dass es von der Genialität dieser Idee, mit der es die im Ausland entstandene neue politisch-territoriale Lage ungesäumt auszunützen gedachte, allzu überzeugt war.

Bahn 2000 im Oberaargau

Kritische Töne am Spatenstich vom 16. April 1996

Herbert Rentsch

Eine kalte Bise fegte übers Mittelland, als am 16. April 1996 im Weiler Holzmühle bei Hindelbank der Beginn eines nationalen Bauwerkes gefeiert wurde: der Spatenstich für die Neubaustrecke der Bahn 2000 im Abschnitt Mattstetten–Rothrist. Doch Verkehrsminister Moritz Leuenberger musste bei seinem ersten derartigen Auftritt als Bundesrat noch anderen Gegenwind in Kauf nehmen. Denn auf dem Feld, wo dereinst die Intercity-Züge an Hindelbank vorbeibrausen werden, kam es zu einer Demonstration des Unwillens gegenüber der von den SBB verlangten Linienführung im Kanton Solothurn und im Oberaargau.

Die zwei Gruppierungen, welche die SBB-Variante schon seit langem bekämpfen – das Komitee für eine umweltgerechte Bahn 2000 und das Munibergkomitee – entrollten leuchtend gelbe Transparente. Darauf waren in schwarzer Schrift die Forderungen nach den Varianten der Kantone Bern und Solothurn zu lesen, also einer Linienführung mit dem Oesch-Önz-Tunnel und dem Munibergtunnel. «Bahn 2000 durch den Muniberg», hiess es da zum Beispiel oder «Grundwasser schützen – Kantonsvariante benützen».

Die beiden Komitees überreichten Bundesrat Leuenberger zudem eine Protest-Schaufel sowie ein Schreiben mit ihren Anliegen. «Wir hoffen, dass der heutige Spatenstich nicht zum Trauertag wird», hiess es in dem Brief. Vor der Abstimmung über die Bahn 2000 seien den betroffenen Regionen von seiten der SBB wie auch der Politiker zahllose Versprechen gemacht worden, hielten die Komitees weiter fest. «Nun ist es Zeit, diese Zusicherungen einzulösen. Bei der Vorlage zur Abstimmung der Bahn 2000 sind erhebliche und unverzeihliche Fehler gemacht worden. Es ist an der Zeit, diese Fehler so weit wie möglich zu korrigieren und nicht die Region, welche die Hauptlast der Bahn 2000 trägt, zu bestrafen», schrieben die Komitees.

An der Feier bei Hindelbank gab es aber noch einen zweiten Protest, wenn auch einen unsichtbaren: Die meisten der von den SBB eingeladenen Gemeinden aus dem Oberaargau hatten nämlich darauf verzichtet, eine Delegation in die Holzmühle zu entsenden. Zum Teil hatten die Gemeindebehörden ihr Fernbleiben in Briefen an Benedikt Weibel, Präsident der SBB-Generaldirektion, mit unmissverständlichen Worten begründet. Sauer aufgestossen war den Gemeinderäten insbesondere ein Satz im Einladungsbrief zum Spatenstich: «Neun Jahre nach der Volksabstimmung, nach intensiver Auseinandersetzung und Suche nach verträglichen Lösungen mit den betroffenen Regionen und Gemeinden, wollen wir im schlichten Rahmen einen versöhnlichen Start in die Bahnzukunft feiern», hatte Benedikt Weibel geschrieben.

Im Brief, mit dem der Gemeinderat von Wanzwil den SBB seine Abwesenheit kundtat, hiess es beispielsweise, das Verhalten der SBB bei den laufenden Einspracheverhandlungen könne nicht als «intensive Auseinandersetzung und Suche nach verträglichen Lösungen» bezeichnet werden. Weiter schrieben die Wanzwiler: «In den bisherigen Verhandlungen konnten wir seitens der SBB keine Bemühungen zum Erreichen von kompromissfähigen Lösungen erkennen. Vielmehr mussten wir zur Kenntnis nehmen, dass das aufgelegte Projekt offenbar in jeder Beziehung durchgesetzt werden soll.»

Im Schreiben an die SBB legte der Gemeinderat von Wanzwil auch dar, wie stark die kleine Gemeinde von den Plänen der SBB betroffen wäre. In Wanzwil käme nicht nur die Neubaustrecke zu liegen, sondern auch noch das Verzweigungsbauwerk für den Ast Süd-Plus nach Solothurn mit der entsprechenden Verunstaltung des Önzbergwaldes. Vorgesehen ist auf Wanzwiler Boden im weiteren eine Deponie mit einer Million Kubikmeter Humus. Das Transportkonzept der SBB sieht während der Bauzeit auf der Dorfstrasse stündlich 32 Lastwagen vor. Am Dorfeingang ist zudem eine massive Aufschüttung vorgesehen, und die Niederönzstrasse soll zu einem Viadukt mit einer Steigung von 8 Prozent werden. «Ich bin schwer enttäuscht, dass die SBB nicht bereit sind, Konzessionen zu machen. Deshalb will ich auch nicht mit Benedikt Weibel anstossen», ärgerte sich der Wanzwiler Gemeindepräsident und Grossrat Dieter Widmer in einem Presseartikel im Vorfeld des Spatenstiches.

Die angesprochenen Verhandlungen waren seit Januar 1996 unter der Federführung des EVED geführt worden. Dabei konnten sich Gemeindever-

Spatenstich vom 16. April 1996 für die Neubaustrecke Mattstetten–Rothrist der Bahn 2000. Rechts mit Schaufel Bundesrat Moritz Leuenberger. Foto: Christoph Schütz, Langenthal

treter, Verbände und Organisationen sowie die SBB selbst zu der von den SBB öffentlich aufgelegten Linienvariante äussern. Die Variante Muniberg – in allen Einsprachen der betroffenen Gemeinden gefordert – stand hingegen bei den Verhandlungen gar nicht zur Diskussion, was in mehreren Gemeinden auf Unverständnis stiess.

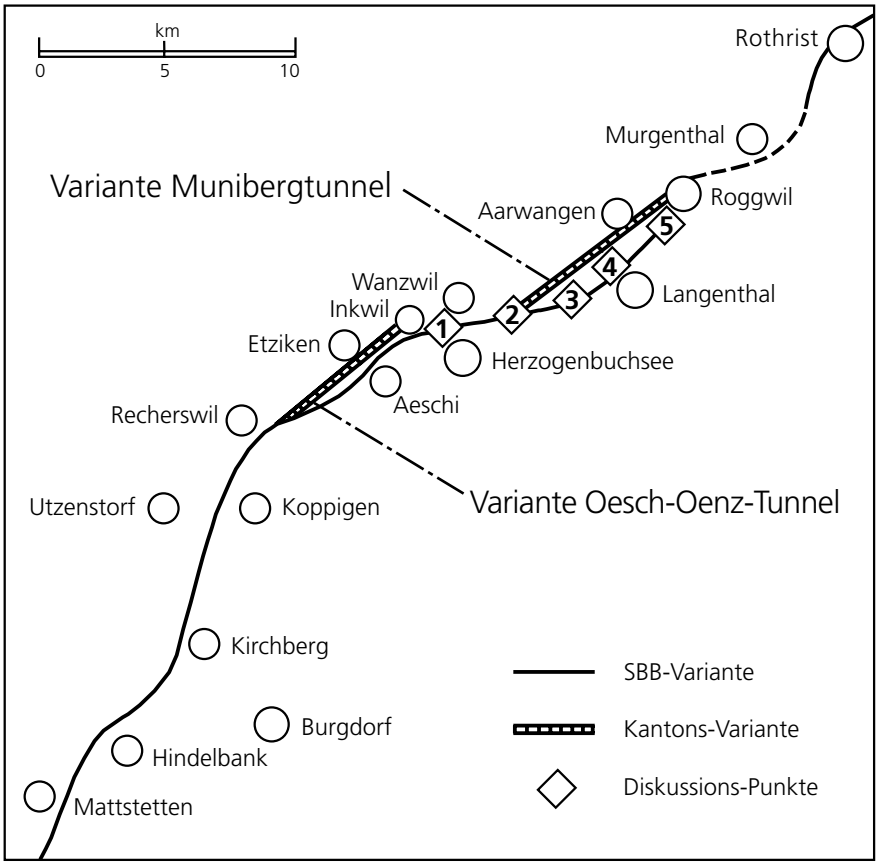
Der Wanzwiler Gemeindepräsident war vor dem Spatenstich nicht der einzige, der die harte Haltung der SBB kritisierte. Der Stil der Verhandlungsgespräche wurde zwar als sachlich und freundlich beschrieben. In der Sache selbst sei es jedoch hart auf hart gegangen. Beide Seiten hätten an ihren Positionen festgehalten, war zu hören. Auch andere Gemeindepräsidenten sprachen damals in der Presse eine deutliche Sprache.

Störend empfand man nämlich, dass der Spatenstich für die gesamte, 46 Kilometer lange Neubaustrecke Mattstetten–Rothrist gefeiert werden sollte, zu einem Zeitpunkt, als die Linienführung erst im Abschnitt Mattstetten–Koppigen definitiv beschlossen war. Im Oberaargau dagegen war der Entscheid «SBB-Variante ja oder nein» noch gar nicht gefallen. «Ich gehe doch auch nicht an eine Taufe, wenn nur der Stubenwagen vorhanden ist», kritisierte Willi Jordi, Gemeindepräsident von Thunstetten. Und der Buchser Gemeindepräsident Fred Lüthi meinte: «Solange wir am Verhandeln sind, wollen wir nicht mit den SBB anstossen und uns gegenseitig auf die Schulter klopfen.» Man dürfe jetzt nicht ein Zeichen setzen, das dahingehend gedeutet werden könne, die Front für den Munibergtunnel werde aufgeweicht, erklärte Marianne Glur, Gemeindepräsidentin von Roggwil.

Trotz der Front von abseitsstehenden Gemeinden aus dem Oberaargau gab es immerhin solche, die an der Feier bei Hindelbank vertreten waren: Langenthal und Wynau. Doch ganz ohne Protestsignal wollten diese Vertreter denn auch nicht teilnehmen. So wurde Bundesrat Leuenberger ein Brief im Namen der Gemeinden Aarwangen, Langenthal, Roggwil, Thunstetten und Wynau überreicht. Darin wurde er ersucht, der Kantonsvariante im Interesse der Bevölkerung und der Umwelt zum Durchbruch zu verhelfen, im Gebiet der fünf Gemeinden vor dem Plangenehmigungsentscheid noch einen Augenschein durchzuführen und zudem die «vollumfängliche Kostentransparenz» zu gewährleisten, das heisst, die Kosten der Munibergvariante mit denjenigen der SBB-Variante zu vergleichen.

Auf den letzten Punkt hatte das Munibergkomitee schon früher hingewiesen. Beim Beginn der Einspracheverhandlungen im Januar 1996 hatte Komitee-Präsident Gottfried Grogg in einem Pressebericht die Befürchtung geäussert, im Hinblick auf die SBB-Variante könnten den Gemeinden Zugeständnisse gemacht werden, um ihnen so die Linie schmackhaft zu machen. «Die Anpassungen und Verbesserungen der SBB-Variante würden aber zusätzlich viel Geld verschlingen, und niemand prüft, was die Sache eigentlich kostet», gab er damals zu bedenken. «Schlussendlich ist die offene Linienführung vielleicht sogar teurer als der Munibergtunnel», spekulierte er.

Beim Spatenstich am 16. April lösten einerseits die gelben Protest-Bänder Überraschung aus, aber auch das Fernbleiben der Gemeindevertreter



1 Verzweigung Wanzwil (Abzweigung Süd-plus-Ast Richtung Solothurn): Grossbaustelle, Verunstaltung Önzbergwald, zentrale Deponie in Wanzwil

2 Geisshubel-Tunnel Herzogenbuchsee: Gemeinde verlangt Verlängerung Richtung Osten um ca. 200 Meter (Tunnelportal im Unterwald)

3 Bützberg, Offenes Kulturland: Gemeinde verlangt Überdeckung der Linie

4 Linienführung Hard Langenthal: Bedenken wegen Gefährdung der Grundwasservorkommen

5 Brunnmatten Roggwil: Gefährdung der Kulturlandschaft «von nationaler Bedeutung» BLN-Inventar (Wässermatten)

Kartenskizze im Massstab ca 1:40 000. Übersicht über die Varianten der Linienführung Bahn 2000 (Stand «Spatenstich» vom 16. April 1996)

wurde zur Kenntnis genommen. Sowohl Benedikt Weibel als auch Bundesrat Leuenberger gingen auf die Gegner der SBB-Variante und deren Kritik ein. Weibel schlug in seiner Ansprache versöhnliche Töne an und versicherte den Gegnern des Projekts seinen Respekt. Die Bundesbahnen hätten «das Mögliche» getan, um Ökonomie und Ökologie bei der Anlage dieser Strecke in Übereinstimmung zu bringen. Widerstand dagegen sei zwar legitim, sagte der SBB-Generaldirektor weiter, aber ein überwiegendes nationales Interesse rechtfertige die Eingriffe in die ohnehin nicht mehr so unberührte Landschaft des Mittellandes.

Auch Bundesrat Moritz Leuenberger liess «ein gewisses Verständnis» durchblicken: «Es ist vermessen zu hoffen, dass nach allen rechtlichen Diskussionen alle Bewohnerinnen und Bewohner der Landschaft glücklich sind.» Es scheine aber, dass «mit fast allen» eine Einigung gefunden werden könne. Er könne verstehen, so der Verkehrsminister, wenn einige der zum Spatenstich Eingeladenen ferngeblieben seien und hoffe, die Narben verheilten.

Die teils recht harten Worte, die im Vorfeld des Spatenstiches aus den betroffenen Gemeinden zu hören waren, schienen, zumindest teilweise, Früchte zu tragen. Die Gemeinden im Amtsbezirk Wangen jedenfalls konnten ihre Anliegen an einer von ihnen geforderten zweiten Verhandlung anfangs Juli nochmals darlegen. Jede Gemeinde zeigte dort ihre wichtigsten drei Forderungen – zum Teil mit Plänen und Fotos dokumentiert. Der Wanzwiler Gemeindepräsident sagte nach der Verhandlung, er sei jetzt zuversichtlicher und hoffe, dass es bei einigen Punkten zu Verbesserungen kommen werde.

Polnische Internierte in der Region Napf 1940/41

2. Teil (Erster Teil erschienen im Jahrbuch Oberaargau 1995)

Jürg Rettenmund

9. Beschäftigung und Weiterbildung

Vom 5. bis 9. September 1940 besuchte der polnische Ingenieur A. Bobkowski verschiedene Lager in der Region. Besondere Aufmerksamkeit widmete er den Massnahmen, die zur Beschäftigung der Internierten ergriffen worden waren, und den Problemen, die sich dabei ergaben. Folgen wir ihm auf seiner Reise:

«*Melchnau: Selbstbildungskurse wurden seinerzeit schon eingeleitet – die Arbeit hat begonnen, jedoch wurden die Internierten, ca. 200 Mann, zu Bauarbeiten bei der Sustenstrasse abtransportiert, und alles hat aufgehört. – Sorgen: Sporthemden und -hosen, Sportschuhe. Für den Winter und Regentage: Zimmerspiele wie Ping-Pong, Billard, Hänge-Kegel usw. Für Spiele im Freien: Handbälle, Netze, Körbe.*

Lotzwil: Täglich 6½ Stunden Unterricht: Sprachlehre, Geschichte, Physik, Chemie, Geographie, Biologie, religiös-moralische Besprechungen, Bienenzucht, Spiele, Gesang. Täglich ausserdem spezielle Kurse wie Kooperativenlehre, Buchhaltungskurse. Ein Buchhaltungskurs dauert 50 Stunden, täglich 2 Stunden mit 31 Zuhörern. Ausserdem wird eine Tageschronik ausgegeben und jeden Freitag eine politische Wochenchronik verlautbart. – Sorgen: Neue Spiele und das hiezu nötige Gerät. Handbücher für Kooperativendienst, deutsch-polnisches Handelsfremdwörterbuch, Warenkunde. Einige fehlende Instrumente für ein Mandolinenorchester (den Ausweis erwarte ich von Pro Polonia Fribourg). Es fehlt eine Ziehharmonika für einen Spezialisten, der diesbezüglich hohe Kenntnisse besitzt. Für Regentage und für den Winter Zimmerspiele: Ping-Pong, Hänge-Kegelbahn, Billard usw.

Thörigen: Ähnlich organisiert wie in Lotzwil, aber nicht so viel Gegenstände wie dort. Statt der Buchhaltungskurse und Kooperativen-Dienst-

kurse Stenographie und mechanische Kurse, Sprachkurse auf hohem Niveau, französisch, englisch, deutsch. Täglich 6 Stunden Unterricht, von 8.30 bis 17 Uhr.
Gutenburg: Divisionskommandant, nur höhere Offiziere ab Oberstleutnant, auch einige Majore. Es besteht die Tendenz einer Vereinheitlichung der Kurse in sämtlichen Lagern und einer zentralen Leitung derselben. Die ganze Versorgung der einzelnen Lager soll im Wege über Gutenburg geschehen. Auch sollen Anforderungen seitens der Lager dorthin gerichtet werden. Diese Anschauung ist jedoch – meiner Ansicht nach – bei bestehenden Verhältnissen diskutabel. – Sorgen: Handbücher und Programme für regelrechte Gymnasialklassen, die organisiert sein sollen.
Madiswil: Gute Vortragskräfte: Direktor und Organisator – Universitätsprofessor Vetulani von Posen. Eine Art Volksuniversität. – Sorgen: Gymnasialprogramm und Lehrbücher. Vorgesehen im Herbst ein Automobilmechanikerkurs, dazu mechanische Werkstätte benötigt. Wird auf Hilfe vom YMCA gerechnet. Kein Radio.
Ursenbach: Artilleriepark. Viele Fachleute, die in ihrem Fach arbeiten wollen, Tischler mit Kunstwerkstätte. Leiter Arch. Prohaska – Kunstkapazität. Werkstätte für gemalte Holzschnitzereien, Metall-Luftzeugprodukte, Holzkisten, Strickereien von glänzender farbiger Baumwolle (Tischtücher). – Sorgen: Möglichkeit der Organisation von Werkstätten für Reparaturen von Automobilen, wenigstens für Militärautomobile, damit die Leute in ihrem Fach arbeiten können. Grosse Schwierigkeiten wegen Konkurrenz.
Kleindietwil: Major Macrek hat vor einem Monat eine Bestellung an YMCA geschickt, hat aber bis zum 6. 9. keine Nachricht erhalten.
Dürrenroth: Ein sehr gut arbeitendes Lager. Die Ortsbewohner geben den Internierten Platz in ihren verschiedenen Werkstätten mit Benutzung der Werkzeuge. In einer Tischlerwerkstätte werden gediegene Boote verfertigt, ein geschickter Feldaltar zum Zusammenlegen wurde gemacht, Schachspiele, gedrehte und bemalte Figuren, wollene Handschuhe und Strümpfe auf Maschinen gestrickt, zwei mechanische Werkstätten für Errichtung von schönen silbernen Ringen mit bunten polnischen und schweizerischen Emblemen. Ein Vorbereitungskurs für Aufnahmeprüfung an die Universität und Polytechnikum. – Sorgen: Schwierigkeiten im Einkauf von Silbergeld für Ringe, Holzeinkauf nachdem keine Geldreserven vorhanden. Es besteht nur eine Zentralkassa beim Hauptkommando (schweizerisch) und die Ortslager haben keine disponiblen Geldmittel zur

Eine polnische Interniertenkompanie überreicht der Schülerschaft der Sekundarschule Kleindietwil ein selbstgefertigtes Flugzeugmodell als Geschenk.

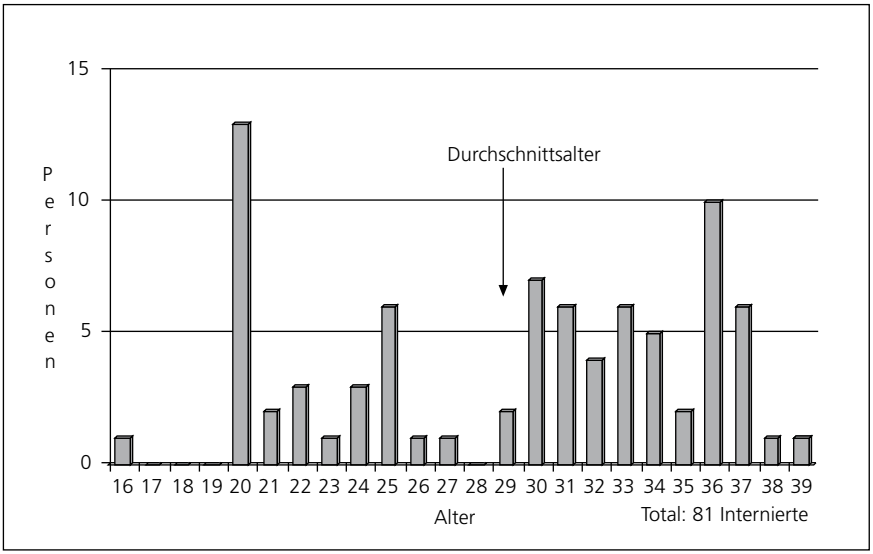
Verfügung. Im Studierzimmer fehlten polnisch-deutsche Wörterbücher. Kein Radio.
Häusernmoos: Kleine Ortschaft – wenig Internierte – wenig Möglichkeit zur Organisierung einer nützlichen Arbeit. Nächstens wird Näheres hierüber an Ort diskutiert.
Weier: Ähnlich wie Häusernmoos – wird nächstens an Ort besprochen.
Sumiswald: Eines der bestarbeitenden Lager. Die Ortsbewohner zeigen besonderes Interesse für das Wohlergehen der internierten Polen. Unter anderem haben sie ein neu gebautes und modern eingerichtetes Schulgebäude, bzw. 2 Säle darin zur Verfügung gestellt. Ein grosser Vortragssaal, in welchem Mittelschulkurse für Aufnahmeprüfungen begleitet werden und ein Tischler-Vortragssaal mit Tischlerbänken. Beide Säle werden

in den freien Stunden vollkommen ausgenützt. Ein ganz ausserordentlicher Schuleifer zeigt sich bei den Internierten. Es befindet sich unter den Internierten eine grössere Anzahl von Ingenieuren und Juristen, die einen wissenschaftlichen Rat gebildet haben und die bemüht sind, schöpferisch für das Wissen der anderen und auch für sich selbst zu arbeiten. Sie haben diesbezüglich auch ein Memorandum ausgearbeitet, welches verschiedenen hohen Persönlichkeiten zugeschickt wurde, sicher auch dem Herrn Direktor des YMCA. – Selbstverständlich wird auch da in einigen Werkstätten gearbeitet, aber ich habe nicht mehr die Möglichkeit gehabt, die Sache genauer zu studieren. Handarbeiten und erstklassige Gemälde habe ich dort sehen können. – Sorgen: habe ich da in kleinerem Ausmasse sehen können als woanders, indem die Ortsbevölkerung dafür sorgt, Fehlendes auszugleichen. Immerhin wenn man nachforschen würde, möchte man auch dort noch vieles schaffen können, nachdem dort grosse Energien vorhanden sind, die noch nicht geweckt wurden.»[62]

In Sumiswald wurden am 30. Juli 1940 Sprachkurse für Deutsch und Französisch ausgeschrieben. Die Anfängerkurse leiteten Internierte, diejenigen für Fortgeschrittene Pfarrer Friedrich von Steiger und Sekundarlehrer Paul Locher.[63] Die Entstehung der «Volksuniversität» in Melchnau, die zur Zeit unseres vorerwähnten Besuches bereits wieder aufgegeben war, schildert Wiktor Stefaniak: «Zu den ständigen Besuchern der Soldatenstube, die mehr beobachteten als mitredeten, gehörte ein älterer Soldat, der mit seinem Charakterbart à la Zar Nikolaus auffiel. Vor dem Kriege amtierte er in einer kleinen ostgalizischen Stadt als Richter, wo er sich mit dem Landvolk sehr eng verbunden fühlte. In dieser Eigenschaft organisierte er dort Ausbildungskurse im Rahmen der sogenannten ‹Volksuniversitäten›. Es war der ‹Verein für Volksbibliotheken›, der die Idee solcher Universitäten unter dem Motto ‹Mit der Fackel der Bildung unter das Volk› in Galizien propagierte. Hier in Melchnau unter Einsatz und Propaganda des ehemaligen Richters lebte diese Idee in der Soldatenstube wieder auf. Rasch fand sie mehrere Anhänger und in einigen Tagen war ein kleines Lehrerteam bereit, ‹die Fackel der Volksbildung› unter die Soldaten zu tragen. An einem schönen Septembermorgen fand die Inauguration der Volksbildungskurse statt. Es war ein besonders feierlicher Moment, als der Initiator der Kurse mit der Ansprache über das Thema ‹Volk und Bildung› in einer lockeren Form einleitete.»[64]

Polnischer Adler auf Intarsie. Dieses handwerkliche Erzeugnis eines polnischen Internierten kaufte der Gemeinderat von Sumiswald an der Ausstellung im Gasthof Bahnhof in Grünen vom 6. bis 11. November 1941 als Schmuck für das Gemeinderatszimmer.

Die Produkte der künstlerischen und kunstgewerblichen Aktivitäten werden noch heute in vielen Haushaltungen als Erinnerungsstücke an die Polen aufbewahrt. Zum Teil waren es Geschenke von Internierten, zu denen man engeren Kontakt pflegte, zum Teil hatte man sie auch gekauft. Die Palette reicht vom rührenden Kitsch bis zu künstlerisch und handwerklich überzeugenden Erzeugnissen. Was auffällt ist, dass Auseinandersetzungen mit dem Schicksal der Internierung und den Kontakten zwischen den Vertretern zweier Völker relativ selten sind. Es dominieren die Symbole wie der polnische Adler, das Schweizerkreuz. Am verbreitetsten sind die meist reich verzierten sogenannten Polenstöcke und Fotoalben mit zumeist geschnitzten Holzdeckeln. Weil der freie Verkauf dieser Erzeugnisse verboten war, wurden im November 1940 in Sumiswald und Huttwil grosse Verkaufsausstellungen organisiert. Eine Jury verteilte vier Ehrenpreise und 33 weitere Preise. Besonders in Erinnerung geblieben sind Leuten, die diese Ausstellungen besucht haben, die ausgestellten Schiffsmodelle. Später wurde beim Divisionsstab eine Zentrale für künstlerische Arbeiten eingerichtet.



Altersstruktur der in Rohrbachgraben internierten Polen.

Die sogenannten «Polenstöcke» gehören zu den verbreitetsten Handwerkserzeugnissen, die die polnischen Internierten in der Region hinterlassen haben.

Aus den Kurs- und Weiterbildungsaktivitäten in der ersten Zeit der Internierung entwickelte sich mit Unterstützung des polnischen Gesandten in Bern und der Schweizer Behörden ein eigenes Hochschulsystem für die Internierten. In Oberburg wurde ein Gymnasiallager für die jüngsten Internierten eröffnet, das im Februar 1941 nach Wetzikon ZH verlegt wurde. In Winterthur entstand ein Filialbetrieb der ETH und der Universität Zürich, in Grangeneuve ein Tochterbetrieb der Universität Fribourg. Ein Ableger der Handelshochschule St. Gallen schliesslich befand sich zuerst in Sirnach, später in Gossau und Herisau. 880 Internierte studierten an diesen Hochschulen; für abgeschlossene Studiengänge wurden 300 Diplome abgegeben. Für Polen hatten diese Bildungsstätten eine um so grössere Bedeutung, als die deutschen Besatzungsbehörden dort einen systematischen Feldzug zur Vernichtung der polnischen Intelligenz betrieben. Alle Hochschulen waren geschlossen, viele Professoren wurden verhaftet, vertrieben oder gar getötet.[65]

10. Arbeitseinsätze

Schwieriger als die Organisation von handwerklichen Beschäftigungen und Weiterbildungskursen gestaltete sich die Arbeitsbeschaffung. Diese habe ganz in den Kinderschuhen gesteckt, hält Oberst Probst in seinem Schlussbericht über die Internierung fest. Wegführend war vorerst einzig ein Hinweis im allgemeinen Dienstbefehl Nr. 1, dass die Internierten nur zur Besorgung landwirtschaftlicher Arbeiten am Standort des Lagers und dessen Umgebung eingesetzt werden durften. Die Übernahme industrieller und gewerblicher Arbeit war verboten.[66]
In Tat und Wahrheit drang jedoch nicht einmal diese Bestimmung bis zu den Verantwortlichen durch, die an vorderster Front mit den Internierten zu tun hatten, wie ein Blick auf die ersten lokalen Weisungen beweist: Im Befehl des Platzkommandos Sumiswald vom 26. Juni 1940 steht, dass die Abgabe von Arbeitskräften an die Landwirte vorläufig nicht möglich sei. Es wird auf spätere Anordnungen verwiesen. Im Merkblatt des Gemeinderates von Sumiswald vom 4. Juli wird dann bekanntgegeben, dass Internierte für Arbeitsleistungen in Landwirtschaft, Gewerbe und Haushalt zur Verfügung stehen. Es wurde jedoch festgehalten, dass die Internierten keine Arbeiten ausführen dürfen, die Arbeitslose oder einheimische

«Polonia Gdina», Schiffsmodell eines polnischen Internierten aus Sumiswald.

Handwerksbetriebe auch ausführen könnten. Auch wurde es strikte untersagt, Arbeitsverhältnisse ohne Vermittlung des Ortskommandos einzugehen. Weder durften Internierte selbst Arbeit suchen noch Zivilpersonen Internierte einstellen. Man wollte damit sicherstellen, dass ein Teil des Verdienstes für die Truppenkassen der Internierten abgeschöpft werden konnte. Am 19. Juli schob das Ortskommando dann eine detaillierte Regelung über die Lohnzahlungen an die Internierten und deren Verwendung nach.

Die Bestimmungen aus dem Merkblatt des Gemeinderates von Sumiswald finden sich praktisch unverändert im Merkblatt des Mannschaftsdepots der 3. Division vom 26. Juli 1940 wieder. Dieses präzisiert die in Frage kommenden Arbeiten:

- Anlagen von Nebenwegen, die sonst nicht erstellt würden, oder von Waldwegen für forstliche Zwecke.
- Ausgrabungen von kulturhistorischem Wert.
- Alpräumungsarbeiten im Dienste von Gemeinden, Korporationen, aber auch Privaten.[67]

Die Initiative war also, wie auch Oberst Probst festhält, anfänglich zum grössten Teil den Lager- und Regionskommandanten überlassen. Entsprechend verständnislos reagierten diese, als endlich auch die oberen Stellen aktiv wurden und versuchten, die verschiedenen lokalen Lösungen zu vereinheitlichen; um so mehr, als diese generellen Vorschriften immer wieder abgeändert wurden, was auch die Arbeitgeber verärgerte. Denn vor allem in der Landwirtschaft, die wegen des Aktivdienstes und des Mehranbaus für den Plan Wahlen unter akutem Arbeitskräftemangel litt, war die Nachfrage nach der Arbeitskraft der Polen gross. Dies führte dazu, dass gerade in den kleineren Gemeinden auch ohne grosse Organisation bald der grösste Teil der Internierten Arbeit gefunden haben dürfte. Umfangreiche Listen im Gemeindearchiv von Sumiswald belegen, dass von der Möglichkeit, einzelne Internierte für einige Tage zu beschäftigen, rege Gebrauch gemacht wurde. Sie sind jedoch zuwenig genau, als dass sie quantitativ ausgewertet werden könnten, um so das Ausmass der geleisteten Mannstunden abschätzen zu können. Das Ortskommando von Wasen hielt bereits am 1. Juli 1940 fest, dass über 60 Mann in verschiedensten Betrieben Arbeit gefunden hätten.[68]

Zusätzlich zu diesen Einzeleinsätzen wurden in Sumiswald ab Ende Juli Arbeitsdetachemente gebildet, welche auf den Alpen der Kirchgemeinde Wasen Wege sanierten und Weiden säuberten. Auf der Farnlialp legten die Internierten das steile Wegstück von der Bergstation der Transportseilbahn bei der Farnlischür bis zum Eintritt in den Staatswald neu an. Dieser Abschnitt hiess noch lange der «Polenweg». Durch eine spätere Melioration ist die Linienführung dann verändert worden, und heute ist von dieser Arbeit der Internierten praktisch nichts mehr zu sehen. Auf der Lüdernalp wurden die Wege vom Kurhaus zur obern Rislau und zur hintern Lüdern teilweise von den Polen saniert. Auf Bisegg im Gebiet der Alpgenossenschaft Hinterarni wurden zudem Weiden von Erlenstauden gesäubert. Rund 150 Mann waren in wechselnden Detachementen im Einsatz. Nach heftigen Schneefällen kurz vor Weihnachten wurden zudem Internierte eingesetzt, um die Dorfstrassen bis zum grossen Jahrmarkt vom 28. Dezember von der weissen Pracht zu räumen.[69]

Die Ausnahme dürfte gewesen sein, wie sich die Arbeitsbeschaffung in Heimisbach abspielte: Am 6. Juli 1940 tagt dort die Einwohnergemeindeversammlung im «Bären» Steckshaus. Einziges Traktandum ist die Finanzierung eines neuen Daches für die Kirche in Trachselwald. Zum Ab-

Von 1940 bis Kriegsende war der polnische Internierte Michal Ilnicki (Bild unten, rechts) im Arbeitseinsatz auf dem Landwirtschaftsbetrieb der Familie Burkhalter auf dem Mattenberg in Sumiswald. Danach musste er nach Polen zurückkehren, obschon er aus dem Teil des Landes stammte, der von der Sowjetunion besetzt worden war. Die Aufnahme oben entstand vor seiner Rückkehr nach Polen im November 1945 vor der Kirche Sumiswald.

schluss der Versammlung wenden sich die Gemeinderäte Sommer, Voramwald und Zürcher an die zwölf erschienenen Stimmberechtigten. Sie regen an, die in der Gemeinde internierten polnischen Soldaten mit öffentlichen Arbeiten zu beschäftigen. Die Idee stösst auf offene Ohren. Aus der Mitte der Versammlung werden vorgeschlagen: Der Ausbau des noch nicht korrigierten Stückes des Brandseitenweges vom Hentschengraben bis Aebnitberg und die Korrektion des Kilchbergweges im Kramershaus. In offener Abstimmung werden diese Anregungen einstimmig gutgeheissen.
Der Gemeinderat wird beauftragt, dafür eine Kommission zu bestellen. Bereits am 12. Juli trifft sich der Gemeinderat zu einer ausserordentlichen Sitzung. Eingeladen wurde auch Oberleutnant Märki vom zuständigen Territorialkommando. «Wir begrüssen es, dass die Gemeinde Trachselwald beabsichtigt, den Internierten Beschäftigung zu verschaffen», erklärt dieser. «Für die Internierten muss pro Mann und Tag ein Franken bezahlt werden, ferner hat die Gemeinde für Werkzeug und so weit als möglich für Überkleider zu sorgen. Mit Bezug auf die Verköstigung hat sie lediglich für die ortsübliche Zwischenverpflegung aufzukommen.» Diese Vorschläge scheinen dem Gemeinderat annehmbar und deshalb tritt er mit den Interessenten des Brandseitenweges in Unterhandlung. Nach dieser Besprechung beschliesst er:

- An die Kosten für das zu korrigierende Teilstückes des Brandseitenweges wird ein Gemeindebeitrag von Fr. 1000.– bewilligt. Alle übrigen Auslagen gehen zu Lasten der Anstösser.
- Die Korrektion des Kilchbergweges wird auf Kosten der Gemeinde durchgeführt. Die Anstösser Hans Beer und Fritz Moser haben sich dagegen bereit erklärt, sämtliche Fuhrungen unentgeltlich zu besorgen und das für die Korrektion erforderliche Holz ebenfalls kostenlos zur Verfügung zu stellen.
- Für die Behandlung aller Detailfragen wird eine Kommission bestellt, bestehend aus den Herren Gemeinderat Ulrich Zürcher, als Präsident, Jakob Brechbühl, Aebnitberg, Gemeinderat Ernst Aeschbacher, Alfred Röthlisberger, Hinter-Grub, Fritz Moser und Hans Beer, Kramershaus.

Beim Kilchbergweg scheint es dann Probleme gegeben zu haben, dafür setzte man die Polen auf dem Binzgrabensträsschen ein. Jedenfalls konn-

Polnische Internierte arbeiten in der Kiesgrube der Gemeinde Rohrbachgraben in Glasbach.

te Gemeindepräsident Fritz Gfeller, Holzsäge, an der Gemeindeversammlung vom 16. November wie folgt über den Stand der Arbeiten orientieren: Sowohl der untere Teil des Brandseitenweges wie das Binzgrabensträsschen vom «Sternen» im Kramershaus bis zur Rothenbühlbrücke seien korrigiert. Die Versammlung nahm von diesem Resultat zustimmend Kenntnis und dankte Gemeinderat Ulrich Zürcher noch besonders für seine organisatorischen Arbeiten.[70]

In Ursenbach leisteten die Internierten nach einem Erdrutsch im Jöhr 165 Arbeitstage für die Wiederherstellung.[71] Solche vom Ortskommando oder der Gemeinde organisierten Arbeitseinsätze scheinen jedoch zu Beginn der Internierung und in unserer Region die Ausnahme gewesen zu sein. In vielen Fällen dürfte sich die Arbeitsbeschaffung für die Internierten eher so abgespielt haben, wie es von der Schreinerei Wüthrich in Dürrenroth überliefert ist: «Zuerst fragte ein Eisendrechsler an, ob er nicht in unserer

Werkstatt Schachfiguren aus Holz drehen dürfe. Danach erkundigte er sich, ob er nicht im Betrieb mitarbeiten könne. Er brachte einen weiteren Kollegen mit, schliesslich waren sie zu viert. Da fragten sie uns an, ob sie nicht als Entgelt für ihre Arbeit bei uns wohnen dürften. Da ein Zimmer frei war, haben wir auch diesem Wunsch entsprochen. Schliesslich baten sie uns um Lohn für ihre Arbeit, der ihnen, da sie tüchtige Arbeiter waren, auch gewährt wurde.»[72]

Auch die folgende Episode aus Huttwil weist auf den improvisierten Charakter der Arbeitsbeschaffung hin: Bei einer Familie in Unteräbnit tauchte im Herbst plötzlich ein Internierter auf und hielt um Arbeit an. Er wurde einige Tage beschäftigt, dann stellte es sich heraus, dass er eigentlich zu einer gleichnamigen Familie ins Bühl hätte gehen sollen. Also liess man ihn weiterziehen. Auf diese Möglichkeit für eine zusätzliche Arbeitskraft aufmerksam geworden, bemühte sich die Familie nun ihrerseits um einen Internierten und erhielt vom Ortskommando auch einen zugeteilt, der dann bis zum Abschluss der Erntearbeiten blieb.[73]

In Rohrbach und Ursenbach machten polnische Offiziere dem Gemeinderat die Anregung, Handwerksmeister aus den Dörfern sollten junge Internierte als Lehrlinge aufnehmen, damit diese «nicht ganz verbummeln». Während der Gemeinderat von Rohrbach der Ansicht war, nicht von sich aus auf die Anregung eingehen zu können, da es sich nur um eine vorübergehende Sache handeln könne, die zum mindesten mit dem kantonalen Lehrlingsamt besprochen werden müsste, wies der Gemeinderat von Ursenbach das Gesuch an den lokalen Gewerbeverein weiter.[74] Weiter vernimmt man von diesen Vorstössen nichts mehr.

Insgesamt sei es im dritten Quartal 1940 gelungen, in verschiedenen Teilen der Schweiz rund 4000 Internierte in Arbeit zu setzen, schreibt Oberst Probst in seinem Schlussbericht. Dabei habe es sich hauptsächlich um Ausgrabungs-, Rodungs-, Meliorations-, Aufräumungs- und Zeughausarbeiten gehandelt. Dazu kamen Strassen- und Kanalbau, Einsatz in Bergwerken und der Aufbau des Grosslagers in Büren a. d. A. Vielerorts mussten die Arbeiten jedoch Anfang November wegen eines Kälteeinbruchs und Schneefällen wieder eingestellt und die Internierten in die alten Lager zurückgenommen werden.[75]

Richtig geregelt wurden die Arbeitseinsätze jedoch erst, als die Wegverlegung der Internierten aus der Region Napf bereits in vollem Gang war. Ein Erlass des Armeestabes vom 25. Januar 1941 schuf die Grundlage

dazu. Nun entstanden die grossen Arbeitseinsätze vornehmlich in den Alpen, zu denen Detachemente der Polen abgeordnet wurden. Auch die Studenten in den Hochschullagern hatten während den Semesterferien zu arbeiten. Raczek nennt dazu folgende Zahlen: 227 km neue Strassen und Wege errichtet, 186 km instandgestellt, total 1,19 Millionen Arbeitstage. 63 Brücken gebaut, 25 repariert, total 132 000 Arbeitstage. 118 500 Arbeitstage für den Bau von Kanälen, Flussregulierungen und Stauseen. 686 Hektaren Land melioriert. 1353 Hektaren Wald gerodet oder gesäubert, total 692 000 Arbeitstage. 51 823 Arbeitstage im Bergbau. 1,41 Millionen Arbeitstage für die Armee (Gebirgswege, Unterstände, Baracken, Artilleriestellungen, Flugplätze, Drahthindernisse, Telefonlinien usw.), ein grosser Teil davon im Reduit. Die Hilfsmannschaften dieser Detachemente leisteten weitere 1,4 Millionen Arbeitstage. Schliesslich kommen noch die Einzeleinsätze hinzu, die auf über 1 Million Arbeitstage geschätzt werden.[76]

Total ergibt diese – unvollständige – Bestandesaufnahme rund sechs Millionen Arbeitstage. Von den 13 000 Internierten standen rund 10 000 im produktiven Einsatz (davon rund ein Fünftel im Einzeleinsatz), jeder also im Durchschnitt 600 Tage. Das sind umgerechnet rund zwei der fünf Jahre, die die Polen in der Schweiz interniert waren.

11. Die Chöre von Rohrbach und Sumiswald

Die internierten Polen beeindruckten ihre Gastgeber immer wieder mit ihrer Musikalität. Gemäss Raczek besass beinahe jedes grosse Lager seinen Männerchor. «Das Singen bedeutete ihnen sehr viel», sagte Max Bühler, der mit ihnen in Rohrbach einen der bekanntesten Chöre ins Leben gerufen hat. «Einzelne konnten 100, 150 Lieder, jeweils mit drei, vier, fünf Strophen. – Ich war damals Organist in Rohrbach. Sie wollten in der Kirche singen. Nach unserer Predigt am Sonntag hatten sie ihre Messe. Ich sagte ihnen für das Orgeln zu. Mit den Liedern halfen sie mir aus. Dann sagten sie mir, sie würden auch gerne etwas singen. Sie hatten keine einzige Note; da sangen sie mir die Lieder vor, ich habe es aufgeschrieben und zum Teil vier- bis fünfstimmig gesetzt. Dann haben wir zusammen geübt. Daraus ist der Chor entstanden. Jeden Tag – ich hatte bis um vier Uhr Schule – von vier bis sechs übten wir. Es wurde fast wie ein

Berufschor. Für die Herstellung der Programme und Plakate zogen wir in meinem Büro eine eigene Organisation auf. Sechs bis sieben Internierte hatte ich dafür zugeteilt erhalten. Diese schrieben und zeichneten Programme und Plakate zu Hunderten.»[77] Der Kritiker des «Unter-Emmenthalers» schrieb nach einem Konzert in Huttwil am 25. Januar 1941: «Das polnisch-schweizerische Liederkonzert begeisterte ganz allgemein. Herr Bühler hat einen Chor geschaffen, der dank der trefflichen und ausgeglichenen Stimmen Grosses zu leisten imstande ist. Solche Klangfülle, solch mutiges und doch beherrschtes Singen sind nicht alltäglich.»[78] Max Bühler hat mit seinen Polen auch Französisch und Berndeutsch gesungen. Den Schluss des Liedes «Wir Berge der Heimat» von Heinrich Suter habe er noch von keinem Männerchor so eindrücklich singen gehört, wie von den Polen, erklärte Max Bühler. Die Nationalhymne, das Beresinalied und das Guggisbergerlied sind weitere Schweizer Lieder, die häufig in den Konzertprogrammen auftauchen. Raczek schätzt die Zahl der Konzerte, die dieser Chor gab, auf an die fünfzig. Der Kontakt hielt an, als die Rohrbacher Internierten nach Gierenbad im Zürcher Oberland verlegt wurden. Über ein halbes Jahr lang sei er jeden Samstag und Sonntag dorthin gefahren, erzählte Max Bühler.

Ein Tag sei ihm unvergesslich geblieben, fuhr er weiter: «Wir mussten nach Madiswil. Dort war auch eine Kompanie untergebracht. Wir mussten ihnen singen. Wir liefen hinunter. Auf dem ganzen Weg wurde pausenlos gesungen. Um vier war das Konzert für die Internierten. Wir haben etwa zwanzig Lieder vorgetragen. Dann haben wir etwas gegessen und getrunken. Um acht war ein Konzert für die Zivilbevölkerung. Nach dem Konzert liefen wir wieder das Tal hinauf. Auf dem ganzen Weg wurde gesungen. Sie hatten eine ganz eigenartige Methode, die es ihnen erlaubte, auch beim Aufwärtslaufen zu singen. Sie hatten diese im Militär gelernt. Immer nach acht Schlägen wurde eine Pause eingeschaltet. Keiner fiel aus diesem Schwung, der es erlaubte, zwischenhinein Atem zu gewinnen.»[79]

Häufig wurden die Chorkonzerte bereichert durch Solovorträge von Minna Bühler-Willener, Violine, und Aleksander Kagan, Klavier. Minna Bühler-Willener gab für diese Konzerte nach ihrer Heirat mit Max Bühler und der Geburt ihres ersten Sohnes ihr Debut. Aleksander Kagan war Offizier in der polnischen Division und zuerst in Dürrenroth interniert. Er war Träger des Chopin-Preises. Über sein erstes Konzert in Huttwil, noch mit einem

Der Rohrbacher Polenchor vor der Abfahrt zu einem Konzert in Herzogenbuchsee am 20. Oktober 1940. Vorne in der Mitte im hellen Anzug Max Bühler, links von ihm Pianist Aleksander Kagan und Kommandant Franziscus Raczek.

Chor aus Dürrenroth unter der Leitung seines Offizierskollegen Jerzy Witas, schrieb der «Unter-Emmenthaler»: «Das markante Haupt nach vorn gebogen, wie von den fliehenden Tönen nachgezogen, meisterte der Künstler seinen Flügel. Schmalgliedrig huschten seine Hände über die Tasten dahin. Feingeformte Finger griffen ins Elfenbein, schlugen Töne an, fassten sie, liessen sie brausend verwirren, klagend und qualvoll, stürmend und jauchzend. Was alles erschloss uns der Interpret nicht aus seinem Können? Es schien, als ob der schöpferische und der nachschaffende Genius eins geworden seien.»[80]

Am 13. Oktober 1940 war Aleksander Kagan Gast an einem Konzert des Frauenchors Huttwil. In der Besprechung von Max Bühler im «Unter-Emmenthaler» spürt man etwas von seiner Begeisterung für die polnische Musik und diesen Künstler: «Aleksander! Deine Gesichtszüge zeigten Müdigkeit, Dein Spiel aber nicht. Du gibst Dich immer ganz. Fast hätte man Dir gegönnt, ein weniger grosses Programm bewältigen zu müssen. Doch spielst nicht Du in dem Moment, sondern Du wirst gespielt! Du

dienst der Musik, den grossen Komponisten. Es tönt das wuchtige Allegro aus der h-Moll-Sonate, Dein inneres Feuer drängt Dich aber noch weiter zum Schlussatz der Sonate, obgleich dieser nicht auf dem Programm steht. Dann überfällt Dich eine andere Stimmung und statt das lebendige Präludium spielst Du eine Elegie, die Nocturne Fis-Dur. So bist Du, Du schenkst Dich ganz. Wie herrlich spielst Du Fugen von Bach, mit immer grösserer Freude lässest Du die auftauchenden Fugenthemen erklingen. Wie strahlt die umrankte Melodie im Präludium von Mendelssohn unter Deinen Händen. Wie vergissest Du alle Trauer in einem Capricco von Brahms! Wir freuten uns so, Dich diesmal nicht als ausgesprochenen Chopinspieler zu hören, was Du persönlich auch nicht sein willst. Du wirst nächste Woche zeigen, wie sehr Dir Mozart und Beethoven am Herzen liegen! Wie gerne hätten Dir die Zuhörer durch warmen Beifall gedankt, man spürte, noch lieber hätten Dir alle die Hand gedrückt.»[81] Eine Huttwilerin, die das Konzert besucht hat, ergänzt dazu folgendes: Kirchenkonzerte waren damals noch eine Seltenheit in Huttwil. Zudem gab es noch keinen öffentlichen Flügel in der Gemeinde. Deshalb wurde das Instrument von Dr. Fritz Minder in die Kirche gezügelt. Wie beeindruckt das Publikum von diesem Ereignis und vom Gebotenen war, habe sich auch darin gezeigt, dass nach dem Konzert zum ersten Mal in der Kirche applaudiert worden sei. Dies habe Pfarrer Gerber veranlasst, auf die Treppe der Kanzel zu steigen und die Anwesenden daran zu erinnern, wo sie sich befänden. Darauf sei der Applaus verstummt. Die Stimmung sei durch diese Intervention aber jäh gedämpft worden.[82]

Max Bühler schuf für die Internierten auch die sogenannte «Rohrbacher Illustrierte», schmale Broschüren im Format A5/6, die er zwei- bis dreimal im Jahr herausgab. Wie Max Bühler ausführte, sind diese aus dem Briefwechsel mit den Sängern entstanden. Die rund 70 Mann, die dem Chor angehörten, hätten ihm nach dem Wegzug aus Rohrbach viel geschrieben. Da habe er begonnen, seine Briefe zu vervielfältigen. Es kamen selbst gezeichnete Illustrationen hinzu und ab dem zweiten Brief schrieb Max Bühler alles in Versform. Damit war die «Rohrbacher Illustrierte» geboren. Der kabarettistische Inhalt bezog sich gewöhnlich auf Polen und die Schweiz oder glossierte Begebenheiten aus den Lagern. Viele Nummern hat Max Bühler musikalisch unterlegt. Zusammen mit seiner Frau, seinem Bruder und dessen Frau sowie seiner Schwester hat er sie dann auf die Bühne gebracht. Dieser zweite Teil der Polenkonzerte erfreute sich jeweils

Die Frauen des Familien-Ensembles Bühler in der kabarettistischen Nummer «Das Frauenkomitee».

Letzte Strophe aus dem «Lied vom Bachtel» in der «Rohrbacher Illustrierten» Jahrgang 1, Nr. 7, September 1941, von Max Bühler.

besonderer Beliebtheit. Nach den Erfolgen des englischen Feldmarschalls Montgomery über Rommels Truppen in Afrika schrieb das «Familien-Ensemble Bühler» einen Sketch, dem Max Bühler die Musik des Strausswalzers «An der schönen blauen Donau» unterlegte. Er erinnert sich an diese Auftritte: «Wir waren verkleidet wie die Polen, die bei den Bauern oder bei Meliorationen im Einsatz standen, mit Pickel und Schaufel. Dann begannen wir: ‹Montgomery – tam tam; den haben wir gern – tam tam›. Dieser Montgomery-Song hat die Polen gepackt. Das Ereignis war für sie der erste Hoffnungsstrahl, dass Polen wiedererstehen könnte.»[83]

Ein weiterer grosser Chor entstand in Sumiswald. Geleitet wurde er hier von einem polnischen Internierten, Leutnant Jan Binek. Zum ersten belegten Auftritt, einer Abendmusik in der Kirche am 14. Juli 1940, schrieb der «Unter-Emmenthaler»: «Eine eigenartige Veranstaltung hatten wir am Sonntagabend in der Kirche, indem die polnischen Internierten, unter denen sich eine ganze Anzahl vorzüglicher Gesangs- und Musikkünstler, sogar ein Opernsänger befinden, ein Freikonzert gaben. Das geräumige Gotteshaus war bis auf den letzten Platz besetzt. Der polnische Männerchor sang das ‹Rufst du, mein Vaterland› in deutscher Sprache, die andern Nummern aber auf polnisch. Gesamtchöre mit Solovorträgen unter Musikbegleitung wechselten ab, und ein Klavierkünstler zeigte sein Können. Für uns Emmentaler waren die Vorträge mit ihrer slawischen Nuancierung etwas Neues. Besonders eindrucksvoll klang das ewig schöne Schäfers Sonntagslied: ‹Das ist der Tag des Herrn›, aber auch zwei weitere Lieder: ‹Die Sehnsucht nach der Heimat› und ‹Wir sind wie Wandervögel› verfehlten ihre Wirkung nicht.»[84] Vermutlich wegen des grossen Erfolges wurde das Konzert am 20. Juli mit leicht verändertem Programm wiederholt. Ein weiteres Konzert fand am 15. August, zum 20. Jahrestag des Wunders an der Weichsel und zum darauf gründenden polnischen Nationalfeiertag statt.

Zu einem Konzert am 30. August 1940 in der Kirche Langnau schrieb vermutlich das «Emmenthaler Blatt»: «Der Anteil Polens an der europäischen Kultur liegt nicht allein auf dem Gebiete der Literatur, sondern vor allem wohl in der Musik. Die hohe Musikalität der Slawen äussert sich ebenso in ihren Kompositionen wie auch vor allem in ihren vokalen Leistungen. Wer Freitag das Polenkonzert hörte, der wurde unwillkürlich an die verschiedenen berühmten russischen Chöre (Donkosaken und so weiter) erinnert, welche man seinerzeit auch bei uns in der Schweiz vernehmen

Leutnant Jan Binek (vorne) marschiert mit seinem Polenchor zu einem Gottesdienst an Mariä Himmelfahrt im Hölzli bei Sumiswald auf. Aufnahme Friedrich von Steiger.

konnte. Dabei aber handelt es sich in diesem Fall gar nicht um Berufssänger, sondern um Internierte, welche den Krieg in einem stillen Winkel des Emmentals zusammengetrieben hat. Und dennoch diese Kultiviertheit des Gesanges, diese stark individuelle Behandlung der Stimmen, diese Meisterschaft im dynamischen Ausdruck, diese Vitalität im Rhythmus. Es war ein ganz erlesener Genuss, der da geboten wurde, und das musikliebende Publikum von Langnau wusste das auch zu würdigen, denn die Kirche war bis zum letzten Platz besetzt. Aus dem reichen Programm Einzelheiten herauszugreifen, würde zu weit führen. Der ganze Abend stand im Zeichen eines ergreifenden, erschütternden Gefühles: Des Heimwehs. Fern ihrem Vaterlande, ungewiss über dessen und ihr eigenes künftiges Schicksal verströmen diese Menschen ihre Sehnsucht im Liede, in der Mu-

sik. Vielleicht hob sich die Leistung der Polen eben aus diesem Grunde von den üblichen Darbietungen gesanglicher Vereine so sehr ab, weil in ihr ein grosses, tiefes Leid der Seele mitschwang. An Solisten hörten wir den weichen und doch wieder männlich kraftvollen Tenor von Herrn Z. Pregowski, die ausgezeichneten instrumentalen Darbietungen der Herren K. Bilewicz (Klavier) und Z. Witowski (Geige). Die Gesamtleitung lag in den Händen des gewandten, auf seinem choralen Instrument meisterhaft spielenden Herrn Leutnant J. Binek. Ein Conferencier übermittelte in schweizerdeutscher Sprache die verschiedenen Überleitungen und Erklärungen zum Programm. Wenn an diesem schönen Abend etwas zu bedauern war, so war es der Umstand, dass man den polnischen Künstlern den Dank nicht durch Beifallsbezeugungen ausrichten konnte.»[85]

12. Grünenmatt – Wiege des Divisionstheaters

Auch Theatergruppen bildeten sich in vielen Lagern schon zu Beginn der Internierung. Die bedeutendste entstand in Grünenmatt unter der Leitung von Leutnant Dusza. Geprobt wurde im «Sternen» an der Hauptstrasse, wo sich auch ein Kantonnement befand. Am 22. September fand im Saal des Restaurants Bahnhof die erste Aufführung statt. Das Stück hiess «Wesele Gôralskie» (Bergler-Hochzeit). Der Text wurde von einem ehemaligen Schauspieler aus dem Gedächtnis zusammengestellt. Die weiblichen Rollen wurden ebenfalls von Internierten gespielt. Eine Zeitung – vermutlich das «Emmenthaler Blatt» – berichtete darüber: «Vorletzten Sonntagabend wurde dem Publikum von Grünenmatt und Umgebung durch die polnischen Internierten ein sehr genussreicher Abend geboten. Der grosse Saal war überfüllt. Eine Anzahl Offiziere unserer Armee, polnische Offiziere und sogar ein polnischer General bezeugten durch ihre Anwesenheit ihre Sympathie gegenüber den Bühnen-Künstlern. Es wurde eine Hochzeit der polnischen Bergbevölkerung (die sogenannte Gôralskie) gespielt. Wie lebenssprühend war doch diese Aufführung! Durch dieses Spiel wurden Sitten und Bräuche der Polen bekannt, und die polnischen Trachten, Musik und Tänze zeigen uns, wie temperamentvoll und lebenslustig die Polen sein können. Die Aufführung fand beim Publikum grossen Anklang. Das bezeugte der den Spielern überreichte Blumenstrauss. Dieses Theaterstück wurde durch die Polen

Ensemble des Stückes «Goralen-Hochzeit» vor einem Emmentaler Speicher. Aufnahme Fr. Aeschlimann, Langnau.

selber geschrieben und inszeniert und in Grünenmatt uraufgeführt. Ebenso stammten die prächtigen Wandbilder der Hochzeitsstube aus polnischer Künstlerhand. Auch wurden die Trachten und Kostüme unter freundlicher Mithilfe der Frauen von Grünenmatt von den Polen selber verfertigt. Als Andenken waren sehr schöne Fotos erhältlich.»[86] Mit der Zeit wuchs diese Theatertruppe auf 35 Mann. Später wurden zwei weitere Stücke, «Wieslaw» und «Krakowiak», aufgeführt. In der Gegend von Pfaffenboden/Adelboden fanden auch Freilichtaufführungen statt. Die Schweizer Behörden gestatteten eine Gastspieltournee in den Lagern. In der Region sind Auftritte in Dürrenroth, Huttwil und Burgdorf belegt.
Zum Glück wurde die Truppe von Grünenmatt fast lückenlos als Arbeitsgruppe in den Kanton Graubünden verlegt. Aus ihr entstand dann das Divisionstheater. Die erste Aufführung, die als Generalprobe galt, fand am 13. Dezember 1941 in Churwalden statt, die erste Gala-Aufführung in Chur im Hotel Marzol. Die Theatergruppe gab sich dann den Namen

«Maryna». Sie trat über fünfzig Mal auf. Mit der Zeit wuchs sie unter der Leitung von Leutnant Batista zu einem grossen Ensemble. Bis zum Mai 1944 gab dieses fast hundert Vorstellungen, denen über 200 000 Zuschauer, wovon die Hälfte Schweizer, beiwohnten.[87]

13. Sport

Der Befehl des Ortskommandos Sumiswald für die Internierten vom 28. Juni 1940 schrieb vor: «Der Verbindungsoffizier der Internierten stellt ein Halbwochenprogramm für Leibesübungen auf (Spiele im Freien, Märsche usw.). Das Programm ist dem Bataillons-Abschnitts-Kommandanten zur Genehmigung zu unterbreiten.»[88] Die Verantwortlichen riefen deshalb die Gemeinden auf, für die Internierten Sportplätze zur Verfügung zu stellen, was angesichts der Anbauschlacht nicht überall leicht war. Der Unterkunftsplan von Wasen weist zwei Sportplätze aus: Einen beim Sekundarschulhaus und einen bei der «Hornbachpinte». Oft scheiterte die Durchführung des Befehls jedoch nicht nur am fehlenden Sportplatz, wie Oberst Probst im Schlussbericht über die Internierung schreibt: «Das Tagesprogramm der Lager sah Sport und Märsche vor. Aber Hunderte Internierter hatten keine brauchbaren Schuhe. Bei schlechtem Wetter war Kleiderschonung oberstes Gebot, weil keine Möglichkeit des Wechsels bestand. So konnten die Tagesprogramme selten durchgeführt werden, und ein Grossteil der Leute blieb auf ihre Kantonnemente konsigniert und faulenzte auf dem Stroh.»[89]

Fotos aus Auswil und Sumiswald zeigen Polen beim Volleyball- oder Faustballspiel. Mannschaften von Interniertenlagern veranlassten auch die Mitglieder des Sportclubs Huttwil, die Fussballschuhe nach längerem Unterbruch wieder zu schnüren. Auf dem Sportplatz Dornacker waren im Oktober 1940 Interniertenteams aus Madiswil, Dürrenroth und Lotzwil zu Gast. Während die ersten beiden Partien von den Einheimischen 6:4 und 4:2 gewonnen wurden, setzte es gegen Lotzwil, bei dem zwei ehemalige polnische Internationale mitwirkten, eine 2:7-Niederlage ab. Eine grosse Zuschauerschar lockte auch ein Spiel an, das auf der Matte beim Sumiswalder Spittel zwischen der lokalen Interniertenmannschaft und dem Sportverein Burgdorf ausgetragen und vom letzteren mit 5:3 gewonnen wurde.[90]

Polnische Internierte beim Ballspiel auf dem Auswiler Sportplatz auf der Höchi.

Volleyballspiel der polnischen Internierten auf dem Sumiswalder Sportplatz Wylerhölzli im Juli 1940.

14. Winter-Unterkünfte

Beim Grenzübertritt des 45. französischen Armeekorps mit der 2. polnischen Schützendivision wusste man nicht, für wie lange sich die fremden Soldaten unter den Schutz der neutralen Schweiz begeben würden. In einer Erhebung bei den Gemeinden vom 24. Juni 1940 wurde zwar im Hinblick auf eine Einquartierung für den Winter auch nach heizbaren Kantonnementen und Zimmern sowie Essräumen und Soldatenstuben gefragt. Doch entweder wurden diese Fragen nur generell für allfällig weitere Internierungen gestellt, oder dann ging die weiterfristige Planung im Hin-und-Her der Bemühungen unter, vorerst einmal für alle Internierten eine erste Unterkunft zu organisieren. Jedenfalls schreibt Oberst Probst in seinem Schlussbericht, der Glaube, die Internierung spätestens im Herbst abschliessen zu können, habe die Planung der Winterunterkunft verzögert.[91] Mitgespielt haben mag dabei die Erinnerung an die bisher einzige vergleichbare Internierung, die der Bourbaki-Armee 1870, die nach sechs Wochen abgeschlossen war. So logierten die Polen zum Teil in Tennen oder unheizbaren Räumen. Aber auch die vielfach belegten Säle in Gasthöfen eigneten sich schlecht als Winterunterkunft, weil die hohen Räume nur mit erhöhtem Aufwand geheizt werden konnten, und dies bei rationierten Brennstoffen. Schliesslich waren auch dort verstärkte Konflikte zu erwarten, wo Internierte in Schulhäusern untergebracht waren, weil Militär und Schule weniger ins Freie ausweichen konnten.

So schreibt der Gemeinderat von Sumiswald in einem Rapport an das Kommando des Interniertenlagers: «Der bevorstehende Winter verlangt heizbare Aufenthaltsräume für die Schweizermannschaft und Internierten sowie auch heizbare Schlafstätten. Die Bewachungstruppen müssen z. B. heute auf dem unheizbaren Estrich eines Schulhauses schlafen, weil andere Schlafgelegenheiten nicht mehr zu finden sind. Sodann sind keine genügenden Magazine, Lagerräume zur Unterbringung von Vorräten etc. zu finden. Heizbare Räume sind schwer erhältlich. Der Winter ist zudem in hiesiger Gegend streng und lang.

Auch in Wasen ist eine Entlastung zufolge des bevorstehenden Winters dringend. Beide Schulhäuser können während den Winterschulen unbedingt nicht mehr als Kantonnemente benützt werden. Das stete Kommen und Gehen der Internierten verursacht Lärm und stört den Schulunterricht. Das Schulhaus kann zudem wegen Einsparung an Heizmaterial

Polnische Internierte in Dürrenroth mit einem Motorrad, das zu ihrer Ausrüstung gehörte.

Schweizerwache (Garde locale) in Auswil, 1940.

nicht dauernd geheizt werden. Der Winter ist in unserer Gemeinde streng, schwierige Schneeverhältnisse. Es fehlen geeignete Unterkunftsmöglichkeiten, besonders auch heizbare Offizierszimmer. Die Kantonnemente in den Gasthöfen Rössli, Grütli, Löwen, Löchlibad und Hornbachpinte benötigen Vorfenster sowie teilweisen Einbau von Öfen, was bedeutende Kosten verursacht.[92] In einem weiteren Rapport am 2. Dezember schrieb der Gemeinderat: «Zufolge der kalten Witterung begeben sich Offiziere und Soldaten vermehrt in private Unterkunftsstätten (Familien). Es macht sich der Mangel an geheizten Aufenthaltsräumen geltend. Das Kantonnement im Saal des Gasthofes zum Kreuz kann zufolge des grossen Raumes nicht genügend geheizt werden; die Soldaten frieren.»[93]

In Rohrbach rapportierte Gemeindepräsident Gottfried Lanz nach einer Besichtigung der Kantonnemente mit dem Ortschef: «Für den Winter sind grössere Umänderungen vorzunehmen. Im ‹Bären› sind Vorfenster anzubringen, der Beton-Boden muss mit Läden belegt werden und der Durchgang muss beidseitig mit Türen abgeschlossen werden. Im Durchgang ist ferner das elektrische Licht einzurichten und die Öfen im Saal sind mit einer Wand zu umkleiden. In der ‹Krone› sind ebenfalls Vorfenster anzubringen, ein zweiter Ofen soll im Saal erstellt werden und ein solcher im hintern Zimmer. Daselbst sind zwei elektrische Lampen zu installieren. Aufenthaltsräume sind vorgesehen in der Garage Aufdereggen und im Lagerhaus. Die Böden sind für den Winter ganz mit Läden zu belegen.[94]

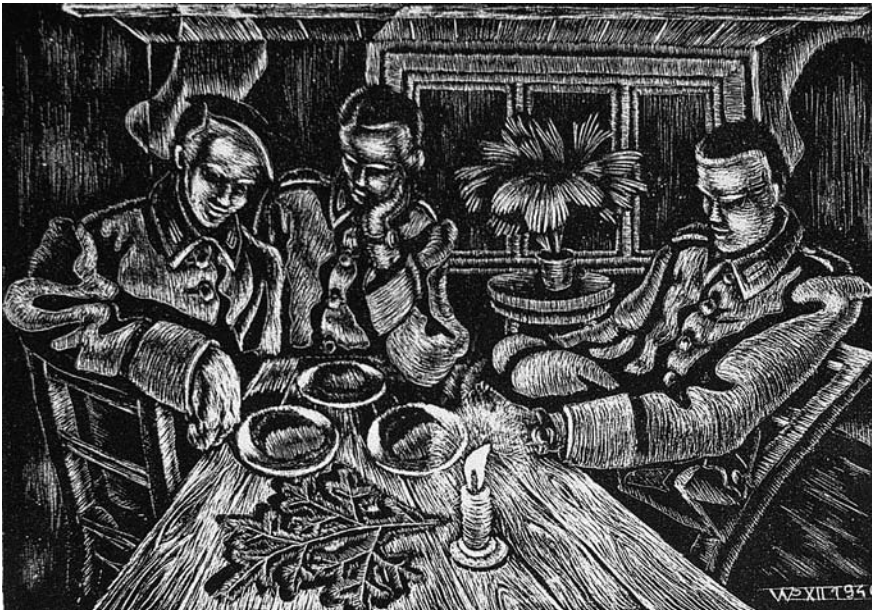
Im Verlauf des Monats August scheinen die Planungsarbeiten für die Winterunterkunft dann doch an die Hand genommen worden zu sein. Am 4. September fand in Bern ein sogenannter «Baracken-Rapport» statt. Noch wusste man nicht, ob im entstehenden Grosslager Büren a d. A. Polen oder Franzosen untergebracht werden sollten. Man versuchte deshalb den anwesenden Bataillonskommandanten der Bewachungstruppen schmackhaft zu machen, die Internierten auf mehr Ortschaften zu verteilen. Diese lehnten aber ab, weil sie sich bei ihren ohnehin schwachen Beständen nicht in der Lage sahen, noch mehr Ortswachen zu stellen. Aus dem gleichen Grund wurden grössere Barackenlager in den einzelnen Abschnitten der Region Napf abgelehnt, obschon deren Standorte schon rekognosziert waren. Bevorzugt wurde die Errichtung einzelner Baracken als Kantonnemente oder Aufenthaltsräumen in bereits mit Internierten belegten Ortschaften. Die Gemeinden sollten angehalten werden, den

Boden für diese Baracken kostenlos zur Verfügung zu stellen, und sich – als Entgelt für die Freimachung der Schulhäuser – an den Bau- und Erschliessungskosten zu beteiligen.[95]
In einem Antrag an den General zuhanden des Bundesrates vom 18. September 1940 schlug das Kommissariat für Internierungen deshalb für die Region Napf folgende Lösung vor: Die Versetzung von 2500 Polen ins Lager Büren a. d. A. und von 3500 Franzosen in die Region Thur sollte eine wesentliche Auflockerung der Belegung erbringen. Zusätzlich sollten an den verschiedenen Lagerstandorten 25 Baracken für rund 1400 Mann aufgestellt werden. Die Kosten dafür wurden auf 400 000 Franken berechnet. Für die Verbesserung vorhandener Kantonnemente, Küchen, Latrinen, Ställen für die Pferde wurde mit weiteren Kosten von 90 000 Franken gerechnet.[96] Mit dem Ansinnen, Baracken aufzustellen und ihnen noch einen Teil der Kosten dafür aufzubürden, konnten sich jedoch die Gemeinden nicht anfreunden. Explizit negative Antworten sind in den Akten belegt aus Affoltern (für den Standort Häusernmoos), Dürrenroth, Leimiswil und Rohrbachgraben.[97] Diesem Widerstand scheinen sich die militärischen Stellen gebeugt zu haben, denn mit Ausnahme des Straflagers Bühlfeld bei Affoltern konnte in der Region kein Nachweis für den Bau von Baracken gefunden werden. Stattdessen scheint man die Lösung neben der Verlegung nach Büren in internen Umgruppierungen gefunden zu haben: Ein Blick auf die Bestände der Lager zeigt, dass vor allem Lager in kleinen Ortschaften wie Gondiswil, Häusernmoos, Leimiswil, Oeschenbach, Rohrbachgraben, Ursenbach, Walterswil oder Weier im Verlauf des Monats November geräumt wurden. In Weier wurde dafür ein spezielles Lager für Offiziere eingerichtet. In den anderen Lagern wurden zum Teil die Bestände stark reduziert. Dafür wurden nun grössere Ortschaften neu oder stärker mit Internierten belegt. Die Einheit aus Rohrbachgraben wurde zum Beispiel in Huttwil einquartiert, wo bis dahin nur der Stab untergebracht gewesen war. Hasle-Rüegsau, das anfänglich überhaupt nicht belegt war, erhielt nun nach und nach bis 400 Internierte zugewiesen. Neue Lager wurden in Oberburg, Roggwil und Wynau eröffnet.[98] Gemäss dem Schlussbericht des Chefs für die Bauarbeiten beim Kommissariat für Internierungen wurden jedenfalls für die Polenlager in der Region nur rund 17 400 Franken für die Herrichtung von Winterkantonnementen aufgewendet. Budgetiert waren – ohne Aufwendungen für Baracken – 90 000 Franken.[99]

15. Internierten-Weihnacht

Mit dem Abschluss der umfangreichen Umverlegungen für die Winter-Unterkünfte war die Adventszeit bereits nahe gerückt. Von den Internierten, den Aktivdienstsoldaten, wie auch den allein zu Hause gebliebenen Angehörigen wurde diese besinnliche Zeit besonders erlebt. Es war bereits die zweite Weihnachtszeit seit dem Kriegsausbruch. Erneut wurde eine Sammlung veranstaltet, um für die Soldaten eine Weihnachtsbescherung zu ermöglichen. Dieses Jahr erliessen jedoch auch die Polenhilfe in Solothurn und das Kommissariat für Internierungen Spendenaufrufe. Im Kommissariat wurde die Aktion generalstabsmässig vorbereitet. Per Bahn wurden zum vorbestimmten Zeitpunkt 3540 Pakete an die Bahnstation Huttwil versandt und 2980 Pakete nach Lützelflüh-Goldbach. Jedes Paket bestand aus einem Taschentuch und darin eingeschnürt ein Schreibblock, ein Bleistift, Schokolade, Zigaretten und eine Seife sowie dem Buch «Eines Volkes Sein und Schaffen. Die Schweizerische Landesausstellung 1939 Zürich in 300 Bildern», herausgegeben von Gottlieb Duttwiler, versehen mit einem Gedenkblatt an die Interniertenweihnacht 1940. Dieses Gedenkblatt mit einer Darstellung von Sternsingern erhielten auch alle Spenderinnen und Spender.
In Huttwil fand am 15. Dezember ein Wohltätigkeitskonzert des Bataillonspiels 165 und des Trachtenchores der Stadt Freiburg zugunsten der Schweizer Bewachungstruppen statt. In Sumiswald luden der Polenchor und einheimische Musikfreunde am 22. Dezember zu einem Weihnachtskonzert in die Kirche. Einzelne Internierte wurden auch von Privaten eingeladen. So machte auch Louise Aebi in Sumiswald ihren Eltern den Vorschlag, die drei jungen Polen, mit denen sie engeren Kontakt hatten, zum Weihnachtsfest einzuladen: Franz Fajfer, Felix Seidel und Marian Njewzeda. Sie musste eine Bewilligung der Schweizer Wache einholen, die jedoch ohne Umstände erteilt wurde. Die Mutter bereitete ein Essen zu, das die Rationierungsmarken zuliessen. Auch ein Weihnachtsbäumchen wurde aufgestellt. Jeder der drei erhielt als Geschenk ein Lebküchlein. Doch dann habe sie, erinnert sich Louise Aebi, einen grossen Fehler gemacht: Beim Anzünden des Bäumchens habe sie drei Kerzen stehengelassen und den Burschen gesagt, diese dürften sie nun für ihre Eltern anzünden. Damit wurden offenbar Erinnerungen wieder wachgerufen, und die drei begannen zu weinen und waren den ganzen Abend

Vier Polen aus Dürrenroth in den Hemden, die ihnen die Tochter einer Bauernfamilie aus Waltrigen zu Weihnachten genäht hatte.



Diese Karte schenkte das «Polenkleeblatt» Franz Fajfer, Felix Seidel und Marian Njewzeda der Sumiswalder Familie Aebi, die sie zur Weihnachtsfeier eingeladen hatte.

über nicht mehr zu trösten. Immerhin haben sie Familie Aebi eine Karte hinterlassen, die wie auf ihre Situation zugeschnitten ist: Drei Internierte sitzen an einem Tisch mit Tannenzweig und Kerze. Hinten drauf haben sie folgende Widmung geschrieben: «Viele Grüsse vom Polenkleeblatt aus Sumiswald, Fajfer Franz, Seidel Felix, Njewzeda Marian, Grossmutter und Grossvater, Ciotka (Tante) Louise».[100]

Eine Frau, die in Waltrigen bei Dürrenroth aufgewachsen ist, berichtet von vier Polen, die bei ihrer Familie oft ein- und ausgegangen sind: «Meine Mutter hatte ein gutes Herz und eine offene Tür. An Sonntagen kamen sie gar oft mit ihren Musikinstrumenten daher (zwei spielten Geige, einer Mundharmonika; auch war öfters ein Pastor dabei, welcher Harmonium spielte). Mit meinen älteren Geschwistern zusammen tönte diese Hausmusik ganz schön. Die Polen wollten unsere Nationalhymne lernen und versuchten es bei uns mit der polnischen. Wir sangen auch Weihnachtslieder zusammen. An Weihnachten nähte ihnen meine ältere Schwester aus dem gleichen Stoff je ein Hemd. Darin liessen sie sich dann von Fotograf Bernhardt in Huttwil fotografieren. Auch waren wir eingeladen, an ihrem eindrücklichen Weihnachtsspiel im ‹Bären›-Saal teilzunehmen. Sie überraschten uns mit einem Geschenk.»

Auch eine Frau aus Huttwil erinnert sich an die gemeinsame Weihnachtsfeier mit den bei ihnen einquartierten polnischen Offizieren. Die Weihnachtslieder, die diese ihr beigebracht haben, werden in ihrer Familie noch heute jede Weihnacht gesungen.[101]

An den meisten Lagerstandorten waren es jedoch wieder Frauenvereine, die die vom Kommissariat in Bern versandten Pakete in Empfang nahmen und für die Durchführung einer Weihnachtsfeier für die polnischen Internierten verantwortlich waren. Zum Teil wurden die Geschenke durch lokale Sammlungen ergänzt. Dem kirchlichen Gemeindeblatt von Sumiswald ist folgende Notiz von der Internierten-Weihnacht am 26. Dezember in der dortigen Kirche entnommen: «*Zu Anfang Dezember letzten Jahres zogen die stets hilfsbereiten Mitglieder unseres Samaritervereins mit Listen von Haus zu Haus, um die nötigen Mittel zusammenzubringen für die Weihnachtsbescherung der polnischen Internierten und der Schweizer Wachmannschaft in unserer Kirchgemeinde. Dank der Freigiebigkeit unserer Bevölkerung ergab die Sammlung, einschliesslich der Zuwendungen von seiten der beiden Kasseninsitute und der Kirchgemeindekasse, die schöne Summe von Fr. 854.50. Die Bescherung fand*

Internierten-Weihnacht im «Kronen»-Saal in Rohrbach, 1940. In der Mitte vorne zwischen den Frauen Kommandant Franziscus Raczek, links von ihm mit Brille Lehrerin Ammann, eine grosse Förderin der Polen.

am Abend des 26. Dezember in der Kirche statt, übergossen vom Lichte eines grossen Tannenbaumes.
Jeder Wehrmann, Internierte und Schweizer, erhielt einen Papiersack mit den Gaben: Ein Lebkuchen, ein Wecken, eine Wurst, ein Paar warme Socken, ein Taschentuch, Sachen für die Zahnpflege und andere kleine nützliche Dinge waren darin. Der Kommandant der Bewachungskompanie, Herr Hauptmann Mossu, und der polnische Major sprachen der Bevölkerung, den Sammlerinnen, den fürsorgenden Frauen und den Behörden von Sumiswald in warmen Worten den Dank ihrer Mannschaften aus für die grosse Gastfreundlichkeit und Wohltätigkeit. Die Feier wurde verschönt durch Lieder, gesungen von den Schweizern und den Polen. Der Ortspfarrer fasste in einer kurzen Ansprache das Erlebnis dieser Feier in das Wort zusammen: Wir haben einen Stern gesehen.
Es war wirklich für alle Beteiligten ein besonderes Erlebnis: In unserer Kirche, deren Jugend noch dem vorreformatorischen Zeitalter angehörte,

die nun seit 400 Jahren dem protestantischen Glauben dient; in dieser Kirche sassen dichtgereiht einige hundert polnische Soldaten, Katholiken, neben ihnen die französisch sprechenden Schweizer Soldaten, ebenfalls katholischer Konfession; in einer Reihe von Körben lagen die Gaben bereit, gespendet von unsern reformierten Sumiswaldern, ausgeteilt von den fleissigen Frauen und Töchtern (auch eine Reichsdeutsche war dabei), zur Menge der Anwesenden wurde geredet auf deutsch, französisch und polnisch und bei der Verteilung schwirrte, bedächtig oder lebhafter, das Berndeutsch durch das fremde Gemurmel! Musste da nicht jedermann sichtbar werden, was doch alles möglich ist, und erst noch wäre – eben unter dem einen Stern.»[102]

Die Stimmung dieser Weihnachtsfeiern zwischen feierlicher Besinnung, schmerzlichen Erinnerungen an ehemalige Kameraden und Angehörige und im Alkohol ertränktem Elend hat Aleksander Wojciechowski eindrücklich festgehalten – wenn auch die Feier des Gymnasiallagers im Oberburger «Löwen» sicher nicht in allem als repräsentativ für andere Lager angesehen werden darf: «*Der grosse Saal ist gesteckt voll. Hoch oben am ‹Herrentisch› sitzen die Offiziere und Professoren, die Komitee-Damen und die Gäste. Unten drängt sich die Schülerschar zusammen. Hier geht es lustig zu. Die Gläser werden erhoben. Lieben wir uns. Rot funkelt der Wein, wie Blut. Wessen Blut ist es, dessen, der uns heute geboren? Oder vielleicht das Blut derer, die heute umkommen?*

Und die Weihnachtslieder ergiessen sich, untermischt mit Wein. Alle singen, sogar die vom Herrentisch. Dann steht der Hauptmann auf und hält eine Rede: Dass wir hier Heimweh hätten, und dass sie dort in der Heimat litten, dass dort Galgen seien, und bei uns … Bei uns gibt es Wein und Kuchen und Fisch und hoch oben steht der Herrentisch – aber das sagt er nicht mehr. Von den Bänken erhebt sich der Haufen der Schüler. ‹Es lebe unser Herr Hauptmann!› ‹Ich danke euch, Jungen, dass ihr mich so gern habt!› erwidert er mit zitternder Stimme. Warum wird er auf einmal so bleich, was ist mit ihm geschehen? Offenbar hat ihn unser Vivat so gerührt … ‹Ich hab ihm eine Nadel in den Stuhl gesteckt, darum ist er auf einmal so kreidenweiss geworden›, prahlt einer. ‹Damit er weiss, wie gern wir ihn haben!›

Und es ergiessen sich unsere Weihnachtslieder. Ochlaj, unlängst von uns ‹Magister bibendi› getauft, hebt sein Glas in die Höhe und brüllt durch den ganzen Saal: ‹Meine Herren, wir stimmen an: 'In der Krippe liegt …'›

Der Gesang wird von Soldatenliedern abgelöst. Nicht wir singen sie, sondern der Wein, der starke, rote Wein. ‹Alinka, flottes Mädchen …› krähen die von der Naturwissenschaftlichen Abteilung. ‹In ihren Armen liegt er, der wackere Krieger, da blieb er nicht Sieger›, antwortet die Klasse der Mathematiker. Einer meint, solche Lieder zu singen sei unschicklich, ein anderer behauptet, es sei zu wenig Wein da, der dritte denkt an die Seinen in der Heimat, die so viel leiden müssen, und trinkt auf ihre Gesundheit eine ganze Flasche aus. Auch er liebt ja das Vaterland so sehr! Wie rot ist der Wein …

Der ganze Saal ist ausser Rand und Band. Er dreht sich und wirbelt herum, brüllt und flucht und singt. Der Christbaum schaukelt seine Äste, so komisch – ein verrückt gewordener Weihnachtsabend. Mucon küsst Bogus. Sie umarmen sich brüderlich und wünschen einander alles Gute. Saip leert unterdessen ihre Gläser. Ponanik brütet. Vielleicht hätte er etwas Gescheites zu sagen, aber daran hindert ihn sein voller, kauender Mund. Der Christbaum gerät immer mehr ins Schwanken, der Boden beginnt zu tanzen, die Lampen schwingen – ein verrückt gewordener Weihnachtsabend.

Und Juju weint. ‹Ich bin halt so arm, so traurig, niemand hat mich gern – und Wein ist auch keiner mehr da›, schluchzt er unter Zucken. ‹Schopenhauer war der grösste Philosoph›, erörtert ensthaft Karmin. ‹Ich kenne grössere!› Saip hat immer Grösseres, Besseres und Schöneres gesehen, und selbst war er immer der Erste. Die Zwillinge zanken miteinander. ‹Aber ich sag' es ja, dass ich dir schon Glück gewünscht habe!› ‹Aber nicht mir, sondern nur dem Andrzej! Übringens brauche ich deine Glückwünsche gar nicht, dafür kannst du mir die fünfzig Rappen zurückgeben!›

Die Tische sind mit weissem Papier gedeckt. Früher waren sie weiss, jetzt sind sie rot vom Wein. Auch der Boden ist rot, rot ist auch jene Komitee-Dame, aber von etwas anderem. Sie hat am Herrentisch verschiedene Dinge gehört, über die sie zuerst gelacht hat, bis sie plötzlich errötete. Eine Polin steht auf und beglückwünscht uns. Sie sagt, wir seien zu bedauern, hätten alle schreckliches Heimweh, und dass sie uns alle liebe, innig liebe. ‹Schade, dass ich das nicht vorher gewusst habe›, flüstert mir Zdzisiek ins Ohr.

Draussen schneit es. Die weissen Flocken schweben am Fenster vorbei und blicken herein. Sie sehen einen vollen Saal, in dem sich ein wüster

Haufen wälzt, sehen weinübergossene Tische. Und sie wundern sich, die schneeigen Sternchen vom Himmel – welch verrückter Weihnachtsabend. Und rot ist der Wein – wie Blut. Wessen Blut ist es nur? Das Blut dessen, der uns heute geboren? Oder vielleicht derer, die heute dahinsterben?[103]

16. Huttwil: Quartier des Divisionsstabes

Im Gegensatz zu vielen der umliegenden Ortschaften wurde Huttwil nicht übermässig mit Internierten belegt. Die Massen von Soldaten, die auf den Fotos von der Ankunft am Bahnhof abgebildet sind, wurden anschliessend weiterverlegt. In Huttwil blieben bloss die Offiziere des Divisionsstabes. Gemäss einem Verzeichnis vom 11. Juli waren 30 der 57 zu dieser Zeit in Huttwil internierten Polen Angehörige des Stabes, darunter der Stellvertreter des Kommandanten, Stanislaw Pelc. Der Kommandant selbst, General Bronislaw Prugar-Ketling, wurde allerdings vorerst mit sechs weiteren Offizieren in Kandersteg einquartiert. Dort findet man ihn auch noch Ende Juli. Am 17. August und Anfang September hat er sein Quartier in Bad Gutenburg, am 10. und 24. Oktober in Moosbad bei Emmenmatt. Erst am 28. Oktober wurde der ganze Stab in Huttwil vereinigt.[104] Wie in den gewöhnlichen Internierungslagern wurde allerdings auch in Huttwil anfänglich improvisiert, wie sich die Tochter des damaligen «Bahnhof»-Wirtes erinnert: Zuerst standen die dreissig Offiziere eines Tages kurz vor Mittag auf dem Bahnhofplatz – unangemeldet natürlich, und ohne Verpflegung. Da galt es, innert kürzester Zeit ein Essen herzuzaubern. Und nach dem Mittagessen erhielt sie den Auftrag, für die Offiziere im Städtchen Zimmer bei Privatleuten zu finden, denn auch diese waren nicht organisiert.[105]

Auch die Büros wurden bei Privaten bezogen: Dasjenige des Stabes befand sich bei Familie Minder-Hochstrasser an der Marktgasse 15 in der Wohnstube, die über einen separaten Eingang verfügte. Der General richtete seines später in der Metzgerei Fuhrimann zwischen der alten Kantonalbank und der Drogerie Hermann beim Bahnhof ein. Bronislaw Prugar-Ketling war 1891 im damaligen österreichischen Teilungsgebiet von Polen geboren worden. Die Offiziersschule absolvierte er noch in der österreichischen Armee. Er studierte an der juristischen und politischen Fakultät der Universität Lwòw. Im Ersten Weltkrieg kämpfte er in Frankreich.

Gruppenbild des in Huttwil – und teilweise in Eriswil – untergebrachten Stabes der 2. Polnischen Schützendivision. Kommandant Bronislaw Prugar-Ketling vorne in der Mitte.

Nach Kriegsende kehrte er ins wiedergeborene Polen zurück, wo er sich in den Dienst der neuen Armee stellte und verschiedene Stabs- und Kommandostellen versah. Den Zweiten Weltkrieg begann er als Kommandant der 11. Karpatischen Infanteriedivision im Rang eines Obersten. Nach der Niederlage Polens gelang ihm die Flucht nach Frankreich, wo er zum Brigadegeneral und Befehlshaber der 2. polnischen Schützendivision ernannt wurde. 1945 kehrte er wieder nach Polen zurück, wo er bereits 1948 im Alter von erst 57 Jahren starb.[106]

Verschiedene Schreiben unter den Akten des Bundesarchivs belegen General Prugar-Ketlings Aktivitäten in Huttwil: Am 12. Dezember ersucht er den Kommandanten des Territorial-Inspektorates 2, Oberst Lederrey, um die Bewilligung, zwei Kurse im Lager Lotzwil durchzuführen, einen Handelskurs und einen Kurs in Technischem Zeichnen. Die Bewilligung wird am 20. Dezember erteilt.[107] Am 7. Januar 1941 bittet der General Oberst Zeller im Kommissariat für Internierungen, ein Konzert mit dem Chor von Sumiswald und Musikern aus der Region Napf in Winterthur, dem Stand-

ort des der ETH angeschlossenen Hochschullagers, abhalten zu dürfen, als Dank für die Gastfreundschaft, die die Bevölkerung den polnischen Studenten entgegenbrachte. Wegen der zu diesem Zeitpunkt in Gang befindlichen Heimschaffung der französischen Internierten wurde das Konzert etwas verschoben, fand dann aber am 7. und 9. Februar statt.[108]
Am 16. Januar macht General Prugar-Ketling auf Einladung von Oberst Lederrey einen Vorschlag, welche Einheiten für die Erledigung von Arbeiten nach Graubünden und ins Tessin verlegt werden sollten, insgesamt rund 2300 Mann. Er ist der Ansicht, dass ganze Einheiten mit ihren Offizieren verlegt werden sollten, um «in der harten und unsicheren Situation die Moral nicht zusätzlich zu gefährden und sie gefährlicher Propaganda auszusetzen». Er wünscht weiter, dass die Bataillonskommandanten dauernden Kontakt zu ihren Einheiten haben. Er habe persönlich feststellen können, dass die Offiziere der kleinen Einheiten dauernde Unterstützung ihrer Vorgesetzten brauchen. Dieser Sachverhalt sei leicht verständlich: «Wir sind von unseren Familien ganz und gar getrennt, weit weg von dem, was uns das Teuerste ist, voll von Sorgen über das Schicksal unseres Landes und unserer eigenen Zukunft.»[109] Am 8. April sendet der General dem Kommissär für Internierung einen Aufruf an seine Soldaten zur Genehmigung. Darin kritisiert er abschätzige Bemerkungen der Internierten über die Schweizer Bevölkerung, ihre Kleidung, ihren Wert und ihre psychische Widerstandskraft. Derartige Handlungen könnten die Haltung der Zivilbevölkerung gegenüber den Internierten verändern. Deshalb sollten die Urheber derartiger Äusserungen künftig mit aller Härte bestraft werden.[110]
Um die Rückkehr der französischen Internierten zu ermöglichen, hatte der Bundesrat im August 1940 einer Vereinbarung zwischen der französischen Kapitulationsregierung und Deutschland zugestimmt. Diese sah vor, dass die Schweiz Waffen und Ausrüstung des 45. Armeekorps direkt an Deutschland ausliefern sollte. Die Frage, wie die polnischen Internierten zu behandeln seien, führte jedoch zu längeren Verzögerungen. Zwischen 21. Januar und 5. Februar konnten die Franzosen endlich in ihre Heimat zurückkehren. Eine Rückkehr der Polen – auch der aus Frankreich stammenden – lehnte Deutschland jedoch ab. Dagegen beharrte es auf der vollständigen Auslieferung des Kriegsmaterials. Gegen dieses Ansinnen protestierte General Prugar-Ketling am 16. Januar in Huttwil mit einem persönlichen Brief an den Oberbefehlshaber der Schweizer Armee.

«Mein General», schrieb er, *«durch die Presse wurde ich darüber informiert, dass nach dem Entscheid der zuständigen Schweizer Behörden alle Waffen des 45. französischen Armeekorps an die Deutschen ausgeliefert werden sollen.*

Ich lege vorerst allen Wert darauf, zu betonen, dass die polnische Armee in Frankreich wie die englische Armee vollständig unabhängig war. Unsere Streitkräfte befanden sich nur durch Übereinkunft – gleich wie die englischen – unter französischem Kommando. Was die 2. Schützendivision betrifft, war sie nicht organischer Teil des 45. Armeekorps und war ihm nur aus taktischen Gründen unterstellt.

Ich will die Frage nicht vom juristischen Gesichtspunkt her angehen, denn es ist nicht diese Seite des erwähnten Problems, die mich interessiert. Unser diplomatischer Vertreter bei der helvetischen Regierung wird sich mit dieser Aufgabe befassen. Ich wende mich allein als Soldat und Kommandant aller in der Schweiz internierten Militärpersonen an Sie, mein General. Als solche haben wir mit vollem Vertrauen unsere gesamten Waffen in die Hände der Schweizer Armee gegeben, ihr so den augenfälligsten Beweis unseres absoluten Vertrauens gebend. Diese Waffen sind nicht übergeben, sie sind nur deponiert.

Mein Land führt den Kampf weiter, es hat weder Frieden noch Waffenstillstand unterzeichnet. Es könnte deshalb leicht geschehen, dass die Waffen, die wir der neutralen Schweiz anvertraut haben, sich gegen unsere Brüder und Nächsten wenden könnten. Deshalb hat mich der Entscheid der Schweizer Regierung derart überrascht. Der beste Beweis dafür, dass wir in keinem Augenblick daran gedacht haben, die Waffen würden an unsere Feinde ausgeliefert, ist, dass wir uns dauernd mit Fragen der Reparatur und des Unterhalts beschäftigt haben.

Ich will auch die juristische Frage nicht diskutieren, ob die Waffen Frankreich oder uns gehören. Ich will nur ganz bestimmt sagen, dass wir diese Waffen mit unserem Blut bezahlt haben. Der höchste Preis, den man bezahlen kann. Die Waffen wurden uns als freie Menschen von einer befreundeten und verbündeten Nation gegeben und nicht als Sklaven, die man kauft, damit sie kämpfen. Wenn wir das Schicksal dieser Waffen hätten voraussehen können, hätten wir sie ohne jeden Zweifel an den Grenzen der Schweiz zerstört; aber wir hatten volles Vertrauen, dass sie niemals in feindliche Hände fallen werden, wenn wir sie in die Schweiz bringen.

Mein General, Sie, der die Schweizer Armee auf eine so hohe und ritterliche Art vertreten, Sie, der ein Soldat von reinem Blut seid, Ihr müsst verstehen, was sich in unseren Seelen abspielt. In Ihre Hände lege ich meinen formellsten und heftigsten Protest; in meinem persönlichen Namen, wie auch im Namen all meiner Offiziere und Soldaten. Durch meinen Mund protestieren auch all diejenigen, die auf dem Feld der Ehre gefallen sind.»[111] Der flammende Protest blieb wirkungslos: Gemäss einer Vereinbarung vom 19. Februar 1941 kaufte die Schweiz aus dem Gerät der Franzosen und Polen noch 732 Motorfahrzeuge. Der Rest rollte in zirka 1500 Eisenbahnzügen nach Deutschland.[112] Mit dem Material verschwand auch das private Auto von General Prugar-Ketling, ein Chevrolet Master de Luxe, mit dem dieser bereits den Krieg in Polen bestritten hatte, über die nördliche Grenze. Das veranlasste den polnischen General zu einem weiteren Protestschreiben an den Kommissär für Internierungen.[113]

Die Offiziere des Divisionsstabes wurden aus der Küche des Hotels Bahnhof verköstigt. Für den Service standen jedoch zwei Internierte als Kellner zur Verfügung. Zweimal wurde für die Offiziere ein Ball organisiert, zu dem ausgewählte Huttwiler Frauen eingeladen wurden. Die Organisation wurde jeweils der Präsidentin des Frauenchores übertragen. Ein weiterer Treffpunkt für die Offiziere war das Säli im Restaurant Eintracht. Er wurde auch von Offizieren aus den umliegenden Lagern besucht. Es wurde diskutiert und getrunken, oft aber auch getanzt. Selbstverständlich waren dazu auch Frauen als Tanzpartnerinnen willkommen. Die Tanzmusik hat ein Internierter auf dem Klavier oder einer Mundharmonika gespielt. Weil in Huttwil nicht genügend Privatzimmer zur Verfügung standen, wurden einige Stabsoffiziere in Eriswil untergebracht. Auch die privaten Logisgeber kümmerten sich zum Teil mit viel Umsicht um ihre hohen Gäste. Es wird auch von Ausflügen durch die halbe Schweiz berichtet, die Internierten unter Missachtung der Weisungen in Zivilkleidern. Dass diese Reisen nicht gerade bei allen Familien, deren Väter im Aktivdienst weilten, auf Begeisterung stiessen, versteht man eigentlich.

Die internierten Offiziere belebten jedoch nicht nur das Leben im Städtchen und in zahlreichen Familien, sie bildeten auch einen nicht zu unterschätzenden Wirtschaftsfaktor. Als deshalb Anfang 1941 Pläne für eine Verlegung der noch verbliebenen Polen bekannt wurden, wandten sich 21 Huttwiler Geschäftsleute mit einem Brief an den Eidgenössischen

General Bronislaw Prugar-Ketling, Kommandant der 2. Polnischen Schützendivision. Fotografie von Walter Bernhardt und Zeichnung eines polnischen Internierten.

Kommissär für Internierungen: «*Wie Ihnen bekannt sein wird, ist seit den Junitagen 1940 der Stab der polnischen Division in Huttwil einquartiert. Trotzdem unsere Bevölkerung die Schrecken des Krieges nur vom Hörensagen kennt, hat die hiesige Bevölkerung die durch den Krieg von ihren Familien getrennten polnischen Offiziere und Soldaten mit offenen Armen empfangen und hat denselben so gut als möglich über die herben Schicksalsschläge hinwegzuhelfen versucht, wie es im Schweizerland, der Stätte des Asylrechts, von alters her der Brauch war. Da auch kein Schweizer weiss, welches Schicksal ihm vor Ende dieses Krieges noch harren wird, hat die hiesige Bevölkerung am Schicksal der polnischen Internierten von ganzem Herzen teilgenommen, hat denselben geholfen so gut es in der heutigen Zeit möglich war, und ist auch fernerhin bereit, das Ihre beizutragen, um diesen Heimatlosen das Verlorene so gut als möglich zu ersetzen.*

Wie Ihnen ferner bekannt ist, hatte Huttwil seit der Mobilisation keine

militärische Einquartierung und wegen des schlechten Eisenbahnverkehrs infolge Kohlenmangels ist Huttwil vom Durchgangsverkehr wie abgeschnitten und es hat das Geschäftsleben nach und nach zu schwinden begonnen, so dass jeder Geschäftsmann herzlich froh darüber ist, wenn die polnischen Internierten die Geschäfte noch etwas beleben helfen, was immerhin einen Tagesumsatz von ca. Fr. 100.– ausmacht. Die polnischen Internierten sind zudem zum grössten Teil in hiesigen Familien aufgenommen worden, so dass deren Unterbringung keine Schwierigkeiten bietet. Bei deren Dislokation werden nur unnütze Kosten entstehen, da dieselben ja immerhin in der Schweiz irgendwo versorgt werden müssen, um dort das Ende des Krieges abzuwarten.

Infolge der häufigen Abwesenheit eines grossen Teiles der männlichen Bevölkerung im Aktivdienst sind die hiesigen Geschäfte wie Zigarrengeschäfte, Papeterien, Konditoreien und Wirtschaften auf die Belebung durch die polnischen Internierten angewiesen und es würde für dieselben ein grosser Verlust bedeuten, wenn dieselben Huttwil verlassen müssten.»

Die unterzeichnenden Geschäftsleute baten deshalb den Kommissär, alles zu unternehmen, damit der Divisionsstab weiter im Städtchen bleiben könne. Der Kommissär teilte darauf dem Gemeinderat von Huttwil mit, eine Verlegung des Stabes stehe gegenwärtig nicht zur Diskussion. Es könnte jedoch sein, dass diese nötig würde, um die Bewachungsmannschaften zu reduzieren und für landwirtschaftliche Arbeiten frei zu bekommen. Der Gemeinderat, der von der Aktion der Geschäftsleute offenbar nicht informiert war, versagte dieser jedoch die Unterstützung. «Wir sind vielmehr der Meinung, dass diese Polen nun lange genug in Huttwil stationiert gewesen sind und eine Verlegung am Platz wäre», schrieb er dem Kommissär zurück, «umsomehr als dem Vernehmen nach seit der Internierung Huttwil schon zweimal Absagen der Einquartierung von Schweizer Militär erhalten hat».[114]

Ob diese Antwort des Gemeinderates dazu beigetragen hat, dass der Stab am 23. April 1941 von Huttwil nach Heinrichsbad bei Herisau und später nach Elgg ZH verlegt wurde, ist nicht klar. Es ist jedoch anzunehmen, dass ein Umzug so oder so einmal vernünftig erscheinen musste, nachdem die meisten Einheiten der Internierten die Region Napf bereits verlassen hatten. Am Tag vor der Abreise jedoch erhielten General Prugar-Ketling und sein Stab noch hohen Besuch: General Henri Guisan machte auf der Durchreise in Huttwil halt. Wie das Tagebuch des persönlichen

Stabes des Schweizer Heerführers verrät, handelte es sich allerdings bloss um eine Stippvisite: Der General verlässt um 8.35 Uhr sein KP in der Villa Rheinland in Interlaken. Um 9.30 Uhr ist er im Siloah-Spital in Gümligen. Um 9.40 Uhr besucht er die Brauerei der Gebrüder Egger in Worb. Um 10.40 Uhr trifft er in Huttwil ein, wo er vor dem Haus der Metzgerei Fuhrimann von der Schuljugend begeistert empfangen wird. Der Besuch beim polnischen General dauert nur 20 Minuten, von 11.20 bis 11.40 Uhr. Dann fährt der Wagen mit dem General weiter nach Langenthal, wo er von 12.20 bis 14.55 Uhr bei der Industriellenfamilie Gugelmann-Meyer zum Mittagessen eingeladen ist. Von dort geht die Fahrt weiter über Balsthal und den Passwang nach Reigoldswil, wo General Guisan Manövern der 4. Division beiwohnt. Um 18.00 Uhr ist er in Liestal, von wo er um 18.20 Uhr den Bahnhof von Basel erreicht. Dort trifft er sich im Hotel Krone mit seiner Frau, um am Abend gemeinsam im Stadttheater die Oper «Orpheus» von Christoph Willibald Gluck zu besuchen.[115]
Was die beiden Generäle in Huttwil besprochen haben, ist nicht direkt belegt. Immerhin scheinen Gerüchte über ein polnisch-schweizerisches Geheimabkommen vor allem in Interniertenkreisen kursiert zu haben. In einem Brief ans Politische Departement der Schweiz vom 16. Juni 1940 behauptete der deutsche Gesandte in der Schweiz, es hätten Unterhandlungen zwischen dem schweizerischen Armeekommando und dem internierten polnischen General stattgefunden, die den Einsatz der polnischen Internierten nach einem allfälligen deutschen Angriff auf die Schweiz zum Thema gehabt hätten. Offenbar hatte der Bundesrat bereits vorher von ähnlichen Gerüchten erfahren, denn in einem Brief vom 23. Mai 1941 teilte der Vorsteher des Militärdepartementes, Bundesrat Rudolf Minger, seinem Kollegen Pilet-Golaz mit, der polnische General habe am 22. April seinen Dankesworten die Äusserung beigefügt, wenn die Schweiz angegriffen werden sollte, würden die Polen sich glücklich schätzen, ihre Dankbarkeit dadurch beweisen zu können, dass sie sich den Schweizern in ihrem Kampfe zur Verfügung stellten. Guisan habe darauf geantwortet, die schweizerische Neutralität würde es nicht gestatten, den Polen Waffen zur Verfügung zu stellen.[116] Eine Frau, die zum Büro des Generalstabes Kontakt hatte, berichtet, dass die Offiziere nach dem Besuch des Generals enttäuscht und niedergeschlagen gewesen seien.[117] Das könnte neben der kurzen Dauer der Visite auch mit der Antwort von General Guisan zu tun gehabt haben.

Immerhin ist belegt, dass die Nachrichtenabteilung des Armeestabes mit General Prugar-Ketling in Verbindung stand, um dessen Erfahrungen aus den Kämpfen in Polen und Frankreich auswerten zu können. Sie protestierte am 16. April beim Kommando des Interniertenlagers Huttwil, weil der schriftliche Verkehr zwischen ihr und General Prugar-Ketling genau so rigoros von der Zensur kontrolliert wurde, wie alle übrige Internierten-post, und dadurch Verzögerungen erfuhr. Auch ist belegt, dass die polnischen Internierten in abgelegenen Bündner Alpentälern militärische Ausbildungslager durchführte, an der auch neue Offiziere befördert wurden. Dies dürfte kaum ohne Kenntnis der Schweizer Behörden geschehen sein.[118] Unter den polnischen Internierten jedenfalls hielt sich die Überlieferung vom angeblichen Geheimabkommen hartnäckig. Sie stand auch der 1987 von ehemaligen Internierten im Huttwiler Stadthaus angebrachten Gedenktafel zum Treffen der beiden Generäle Gevatter.[119]

17. Das Straflager Bühlfeld, Affoltern

Das einzige Barackenlager in der Region Huttwil-Sumiswald entstand im November/Dezember 1940 im Bühlfeld bei Affoltern. Seine Entstehung ist allerdings weitgehend ins Dunkel der Geschichte gehüllt. Weder in den Gemeinderatsprotokollen, noch in den dazugehörenden Akten fand das Lager zur Planungszeit einen Niederschlag, obschon es in einem späteren Schreiben des Gemeinderates heisst, bereits der Bau sei bei der Bevölkerung auf grossen Widerstand gestossen. Das einzige erhaltene Aktenstück aus dieser Zeit ist ein Plan der Berner Architekten von Sinner & Beyeler für ein Internierten-Camp Bühl bei Affoltern, datiert am 1. November 1940. Der Standort kann am östlichen Rand des Wäldchens zwischen den Weilern Bühlfeld und Rotstalden identifiziert werden. Der Plan zeigt eine eingezäunte Fläche von rund 200×100 Metern, also rund 200 Aren, in der 17 Baracken entlang von zwei Erschliessungswegen mit einem Abstand von mindestens 10 Metern angeordnet sind. Der längere Erschliessungsweg benützt auf rund der Hälfte seiner Länge einen bestehenden Feldweg. Ein Wachtlokal und eine Küche beim Eingang sowie drei über das Gelände verteilte Latrinen ergänzen die Anlage. In der Mitte ist ein rund 50×50 Meter grosser Sammelplatz eingezeichnet. Die Baracken sind rund 15×7 Meter gross. Gemäss den Befehlen für die Winterunterkunft

Grosser Volksauflauf beim Bahnhof Huttwil anlässlich des Besuches von General Henri Guisan bei General Prugar-Ketling am 22. April 1941. Aufnahmen Walter Hermann.

fanden in diesen Baracken rund 55 Mann Platz. Im ganzen Lager hätten also gut 900 Internierte untergebracht werden können.[120]
In dieser Form scheint das Lager allerdings nie gebaut worden zu sein. Der Schlussbericht über die Winterunterkunft spricht von vier Uninorm-Baracken, und in Eingaben der Gemeinde Affoltern ist von einer umzäunten Fläche von rund 100 bis 140 Aren die Rede. Wie ein Nachbar berichtet, wurde vermutlich der mittlere Teil, nördlich des durch das Areal verlaufenden Feldweges, verwirklicht. Gemäss dieser Gewährsperson war die unterste Baracke solider, das heisst aus Backstein, gebaut. Das Lager wurde als Straflager benützt. Anfang Februar 1941 waren in den vier Baracken, die immerhin für 220 Gefangene Raum geboten hätten, nur 39 Personen untergebracht. Dies veranlasste die Sektion Affoltern der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei, die Schliessung des Lagers oder doch wenigstens eine Verkleinerung des eingezäunten Areals zu verlangen, damit das Land für die Anbauschlacht unter den Pflug genommen werden könne. Der Gemeinderat schloss sich dieser Forderung an, doch das Kommissariat für Internierungen lehnte eine Schliessung ab, da es das einzige Straflager in einem grossen Umkreis sei und nicht entbehrt werden könne. Im Juni 1941 waren dort immer noch Internierte untergebracht. Anfang August scheint es aber aufgehoben worden zu sein, wie aus einer Notiz über ein Dankesschreiben des scheidenden Kommandanten im Gemeinderatsprotokoll entnommen werden kann. Wann das Lager abgebrochen worden ist, ist nicht geklärt. Die Backsteine der untersten, solider gebauten Baracke wurden jedoch vom Landwirt in Unterhegen gekauft, der sie für den Neubau einer Stallmauer wiederverwendete.[121]
Bereits vom Juli bis September 1940 hatte das Amt Trachselwald eine Strafkolonie der Internierten beherbergt. Diese war in Wasen, im Sekundarschulhaus und in der Schreinerei Lauri untergebracht. Der Höchststand wurde mit 53 Gefangenen erreicht. Am 11. September protestierte die Sekundarschulkommission von Wasen gegen die unhaltbaren Zustände: *«Im kleinen zweiklassigen Sekundarschulhaus Wasen mussten für die Internierung zur Verfügung gestellt werden: Zwei Büros, ein Lehrerzimmer, ein mittelalterlicher Kerker, ein Arrestlokal im Schularchiv. Gestern waren in den zwei engen feuchten Räumen dreizehn! Arrestanten inhaftiert. Die Häftlinge benutzen den Knabenabort, der nur ein Klosett aufweist. Diese sind oft derart verschmiert, dass er von den Schülern gar nicht benutzt werden kann.*

Die Arrestantenräume werden von Internierten aus Witzwil bis hinüber nach Huttwil und Willisau belegt. Soll unser Schulhaus ein Zuchthaus werden? Im Kantonnement der Schreinerei Lauri sind zurzeit neun dubiose Polen und Franzosen untergebracht. Wasen hat die Ehre diese zweifelhaften Gesellen aus den Einheiten im weitern Umkreise zu beherbergen. Ihre gelegentlichen Versuche, sogar tagsüber die Türen aufzusprengen, machen das ganze Haus erzittern, stören den Unterricht und veranlassen die Lehrerschaft, die Wache zu rufen. Die Morgentoilette der Häftlinge beim Brunnen erregt auch bei den Schülern grösstes Missfallen.» Eine Meuterei fünf Tage später veranlasste dann die Verantwortlichen, die Strafkolonie nach Trubschachen zu verlegen.[122]

18. Das Spital auf dem Engelberg, Sumiswald

Im ehemaligen Kinderheim auf dem Engelberg bei Sumiswald richtete die Sanitätskompanie der polnischen Division ein kleines Militärspital ein. Darin wurden Leichtkranke und Rekonvaleszenten aufgenommen sowie polnische Soldaten ambulant behandelt. Es wurde durch polnische Militärärzte sowie einen Zahnarzt betreut. Das Interniertenspital basierte auf dem Bezirksspital in Sumiswald, in welches Patienten mit schwereren oder chirurgisch zu behandelnden Krankheiten eingewiesen wurden. Die polnische Sanitätseinheit verfügte über einige sehr tüchtige Ärzte, die stets bereit waren, im Krankenhaus als Assistenzärzte wertvolle ärztliche Mitarbeit zu leisten. In den beiden Jahren 1940 und 1941 wurden im Spital Sumiswald je rund 80 Internierte aufgenommen. Die grosse Desinfektionsanlage im Kellergeschoss des Tuberkulose-Anbaus des Spitals wurde für die Desinfektion der Wäsche und das Duschen der Internierten benützt. In der Trocknungsanlage konnte auch die Interniertenwäsche getrocknet werden.[123]

19. Der Abschied

Im Gemeindehaus Sumiswald sitzt Gemeindeschreiber Frauchiger vor einem Schreiben ans Territorialinspektorat 2, das er wenige Tage zuvor, am 15. Januar, im Anschluss an die letzte Gemeinderatssitzung verfasst hat.

«Wir sehen uns erneut veranlasst, das Gesuch zu stellen, es möchten die Ortschaften Sumiswald und Wasen neuerdings von Internierten entlastet werden», steht darin, und dann werden erneut die Mängel aufgelistet, die durch die grosse Zahl der Internierten verursacht sind.[124] Auch in Sumiswald hat man inzwischen davon erfahren, dass die internierten Franzosen nun in ihre Heimat zurückkehren können. Was mit den Polen geschieht, weiss man aber noch nicht. Bereits ist ein Befehl gekommen, die Pferde am 29. Januar für den Abtransport bereitzuhalten. Vor allem aus der Landwirtschaft sind Begehren laut geworden, einzelne Internierte weiterhin beschäftigen zu können. Vielleicht nimmt Gemeindeschreiber Frauchiger noch Rücksprache mit Gemeinderatspräsident Gottfried Imhof, dann beschliesst er, das Schreiben nicht abzuschicken. Am 27. Januar befasst sich der Gemeinderat mit der neuen Lage. Er beauftragt die Arbeitseinsatzkommission mit den Abklärungen, die für eine Weiterbeschäftigung eines Teiles der Internierten nötig sind.[125]

Darauf verfasst Gemeindeschreiber Frauchiger am 4. Februar ein neues Schreiben, das von den Präsidenten der Arbeitseinsatzkommission und des Gemeinderates unterzeichnet wird: «*Mit Gegenwärtigem erlauben wir uns, das höfliche Gesuch zu stellen, es möchten in der Gemeinde Sumiswald eine Anzahl Internierte für den Arbeitsdienst reserviert bleiben. Seit 24. Juni 1940 befinden sich rund 1600 Internierte in den Ortschaften Sumiswald und Wasen unserer Gemeinde, unter welchen sich tüchtige landwirtschaftliche Arbeiter, wie auch Handwerker befinden, welche sich bei der hiesigen Bevölkerung in Werkstatt, Haus und Feld zur Zufriedenheit ihrer Arbeitgeber betätigt haben und noch betätigen. Während dieser Zeit konnten rund 250 Internierte für kürzere oder längere Zeit in Arbeit treten, ohne dass dadurch der Einheimische in seiner Arbeit gekürzt worden wäre. Die Internierten wurden besonders in Betrieben beschäftigt, aus welchen sich Arbeiter im Militärdienst befanden und für welche kein Ersatz gefunden werden konnte.*

Wie uns bekannt ist, soll der Sektor Napf-Nordwest von sämtlichen Internierten demnächst geräumt werden. Wir empfinden dieses Vorgehen, nachdem die Internierten den ganzen Winter hindurch hier untergebracht waren und die freiwillige Liebestätigkeit der Bevölkerung besonders stark in Anspruch genommen werden musste, unglücklich. Die hiesige Bevölkerung zählt im allgemeinen auf die Mitarbeit der Internierten im kommenden Frühjahr und Sommer, wo es zufolge des Mehranbaues beson-

Der Gedenkstein der polnischen Internierten in Sumiswald an seinem ursprünglichen Standort im Lauelenwald bei Grünen (um 1980 wurde er zur katholischen Kirche versetzt).

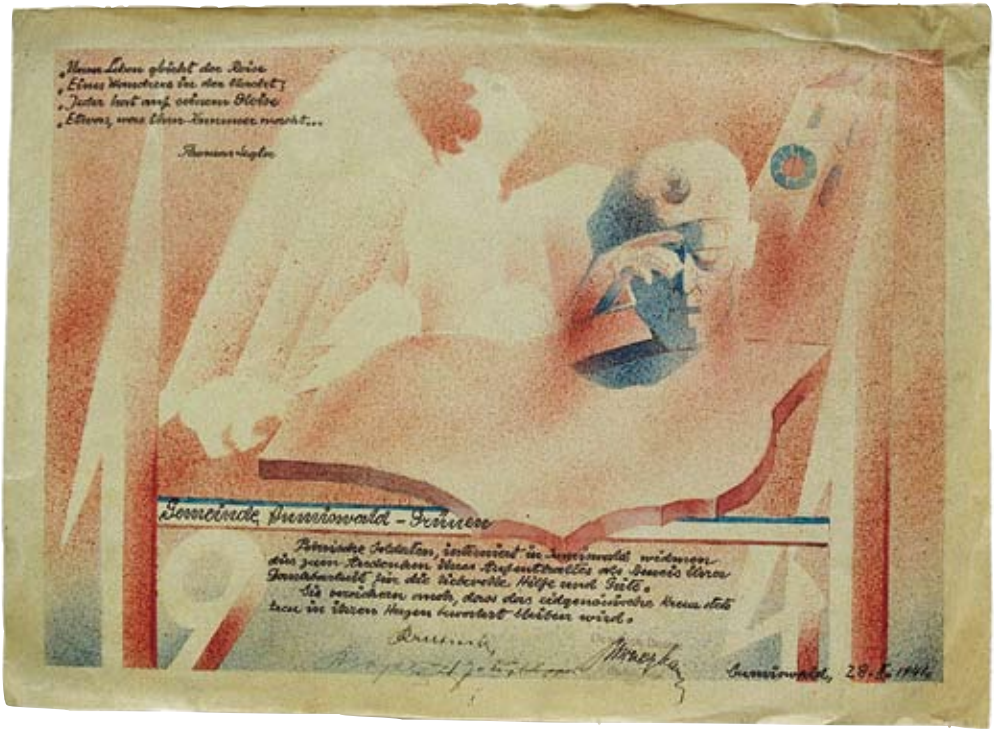
Verzierte Eisenbahnwagen beim Abschied der polnischen Internierten am Bahnhof von Lützelflüh-Goldbach.

ders vermehrter Arbeitskräfte bedarf. Unserer Gemeinde ist der Mehranbau um 46 ha auf 726,8 ha erhöht worden. Wir denken dabei, die Internierten nicht etwa als Ersatz einheimischer Arbeitskräfte einzustellen, sondern sie vielmehr als eine Reserve zu behalten für ausserordentliche Zeiten, wie Mobilisation, besonders starke Nachfrage von Arbeitskräften usw.

Eine Unterbringung dieser Internierten ist in unserer Gemeinde besonders gut möglich, indem in der Ortschaft Sumiswald zwei alte, zum Teil unbewohnte Schulhäuser zur Verfügung stehen. In denselben sind heute die Kantonnemente eingerichtet, so dass keine besondere Quartiermöglichkeit geschaffen werden müsste, mit anderen Worten es würden keine weitern Kosten für Bund und Gemeinde entstehen.»[126]

Das Territorialinspektorat verlangte darauf eine Liste mit Namen und Einteilung der betroffenen Internierten. Am 10. Februar versandte die Arbeitseinsatzkommission einen Fragebogen an alle Haushaltungen der Gemeinde, in der die Arbeitgeber ihre Wünsche angeben konnten. Als Ergebnis konnte der Gemeinderat dem Kommissariat für Internierungen am 17. Februar melden: «*Wir teilen Ihnen mit, dass anhand einer inzwischen gemachten Erhebung (siehe beiliegendes Zirkularschreiben an die Inhaber von Landwirtschafts- und Gewerbebetrieben der Gemeinde Sumiswald) festgestellt werden konnte, dass in hier für längere Zeit 70 Internierte beschäftigt werden können, wovon 37 Mann in der Landwirtschaft und 33 im Gewerbe. Diese Internierten können beim Arbeitgeber sofort in Arbeit treten und würden daselbst Kost und Logis erhalten. Im weitern haben wir Anmeldungen für saisonmässige Arbeiter, in der Landwirtschaft 45 und im Gewerbe 10 oder total für 56 Mann. Diese Zahl wird sich auf Frühjahr bestimmt noch erhöhen, dies besonders zufolge des Mehranbaues.*

Wir stellen mit Gegenwärtigem erneut das Gesuch, es möchten in unserer Gemeinde wenigstens 150 Internierte als Arbeitsreserve zurückgelassen werden. Unsere gemachten Erhebungen zeigen eindeutig, dass die Schaffung einer Arbeitsreserve als Einsatz von Arbeitskräften bei einer allfälligen Mobilmachung, wie beim Aktivdienst einheimischer Arbeitskräfte und für den Mehranbau in unserer Gemeinde dringend notwendig wird.»[127] Am 15. März unterzeichnete die Gemeinde Sumiswald eine gedruckt vorliegende Vereinbarung, die auf dem Reglement über den Arbeitseinsatz von Internierten vom 14. Februar beruhte. Darin verpflichte-



Dankesurkunde der polnischen Internierten für die Gemeinde Sumiswald, 28. Februar 1941. Oben links die erste Strophe des Beresinaliedes.

te sie sich, ihre Polizeiorgane für die Kontrolle der Internierten zur Verfügung zu stellen, und sich als Verbindung zwischen den Arbeitgebern und ihren Internierten sowie den militärischen Instanzen zur Verfügung zu stellen. Aufgrund dieser Vereinbarung konnten auch nach dem Abzug der letzten Einheiten 60 Internierte in Sumiswald und Wasen bleiben; je die Hälfte von ihnen war im Gewerbe und in der Landwirtschaft eingesetzt. Im alten Sekundarschulhaus wurde für sie eine Soldatenstube eingerichtet, in der sie sich an Sonntagen und bestimmten Abenden treffen konnten.[128]

Nicht nur in Sumiswald setzte in diesen Tagen der grosse Wegzug ein. Am 5. Februar hatte das Kommissariat für Internierungen einen Befehl für die Umgruppierung der polnischen Internierten nach der Repatriierung der

französischen Internierten erlassen. Dieser sah nur noch zwei Regionen vor:

- Die Region Thur, die die Ostschweiz und den Kanton Graubünden sowie die Schullager Sirnach, Winterthur und Wetzikon umfasst, sowie
- die Region Napf, der auch das Lager Büren a. d. A., ein Verband in Brugg und die Arbeitsdetachemente im Tessin angegliedert wurden. In der ehemaligen Region Napf sollten bis im März nur noch 600 Mann verbleiben.[129] Eine Gefechtsordnung vom 28. April 1941 nennt nur noch ein Offizierslager in Weier, die Straflager Bühlfeld und Wauwilermoos, das Hochschullager Grangeneuve bei Fribourg und ein Lager mit Magazin und Reparatur in Burgdorf.[130]

Diese in der ganzen Schweiz herumwuchernden Grossregionen bewährten sich jedoch nicht und wurden am 9. Mai von acht Internierungsabschnitten abgelöst, die dem Eidgenössischen Kommissariat direkt unterstellt waren, womit sich die Verwaltung vereinfachte.[131] Das Offizierslager Weier war im November 1940 eingerichtet worden und umfasste gut 200 Offiziere und Unteroffiziere, die in den Gasthöfen von Weier, Häusernmoos, Affoltern und Engelberg bei Sumiswald untergebracht waren. Diese Konzentration von Offizieren ohne Aufgaben bewährte sich jedoch nicht, wie General Prugar-Ketling in einem Bericht festhielt. Das Lager wurde am 31. Mai 1941 nach Henniez verlegt.[132]

Nicht in allen Gemeinden verlief die Übernahme von Internierten, die von ihren Arbeitgebern benötigt wurden, so reibungslos wie in Sumiswald. An anderen Orten waren die Internierten weg, ehe die Behörden etwas unternehmen konnten. Selbst ein Hauptmann des polnischen Stabes in Huttwil wurde davon überrascht, wie er dem Sohn seiner ehemaligen Logisgeber schrieb: «Vor allem bitte ich um Entschuldigung, dass ich vor meiner Abreise nach Heinrichsbad nicht bei Dir und Deinen Eltern war, um mich zu verabschieden. Die Versetzung kam aber so plötzlich und die Zeitfrist, in der wir uns bereitmachen sollten, war so kurz, dass mir die Zeit dazu fehlte, zumal ich noch viele andere Sachen zu erledigen hatte.»[133] Einigen Gemeinden gelang es in der Folge, einige Internierte zurückzuholen. So kehrten dreissig Polen aus dem Lager Büren a. d. A. nach Dürrenroth zurück, rund zwanzig aus dem Gierenbad nach Rohrbach. Andere dagegen wehrten sich vergeblich, zum Beispiel Affoltern, das sich bemühte, dreissig Internierte aus Hemmiken BL zurückzuerhalten.[134]

Die Polen aus Sumiswald verabschiedeten sich am 23. Februar mit einem Konzert im «Bären»-Saal von der Bevölkerung. «Wir laden alle, die uns während unserer Internierung in Sumiswald Liebes und Gutes erwiesen haben, zu diesem letzten Dankesausspruch herzlich ein», stand auf dem Plakat, das oben mit einer Zeichnung geschmückt ist: Eine junge Frau winkt einem Zug nach, der vor der Rampe der Bahnhofstrasse und der Kirche von Sumiswald abfährt. Das Konzert umfasste polnische Volks- und Soldatenlieder, vorgetragen vom Männerchor, dazu Tenorsoli aus polnischen Arien und Volksliedern (vorgetragen von Z. Pregowski), Klaviersoli mit Werken von Chopin und Liszt (B. Bilewicz) sowie Geigensoli (W. Witowski). Am Schluss des Programmes steht – wie auch auf der Dankesurkunde, die die Internierten der Gemeinde hinterliessen, die erste Strophe des Beresinaliedes:

Unser Leben gleicht der Reise
Eines Wandrers in der Nacht –
Jeder hat auf seinem Gleise
Etwas – was ihm Kummer macht.[135]

Bereits am 11. November war in Sumiswald ein Gedenkstein der polnischen Internierten eingeweiht worden. Geschaffen wurde er gemäss der Urkunde in polnischer Sprache zur Einweihung nach einem Entwurf von Fähnrich Teophil Faix aus Krakau, der ihn unter der Mithilfe von Soldat Rudzki auch angefertigt hat, wozu ihm Steinbildhauer Fritz Straub aus Grünen die Werkzeuge zur Verfügung stellte. Theophil Faix hatte im Lauelenwald bei Grünen einen grossen Sandsteinblock ausgegraben und ihn unweit der Fundstelle auf einen Zementsockel gesetzt und darum herum einen ebenen Platz geschaffen. In den Stein hieb er den polnischen Adler sowie die Inschrift «Szwajcarom polscy Zolnierze» – «Den Schweizern zum Andenken von den Polen».[136] Dieser Stein wurde nach dem Bau der katholischen Mauritius-Kirche in Sumiswald von seinem abgelegenen Standort in die neue Anlage dieser Kirche versetzt. Zusätzlich wurden die Kupfertafeln von den drei aufgehobenen Polengräbern auf dem Friedhof daran angebracht.

In Rohrbach veranstalteten die Internierten ein Abschiedskonzert in der Kirche. Nochmals stimmte der Polenchor seine Lieder an. Der «Unter-Emmenthaler» schrieb darüber: «Das Lied ‹Unser Leben gleicht der Reise›, das so gut zu ihnen passt, sangen sie mit solcher Hingabe, dass man

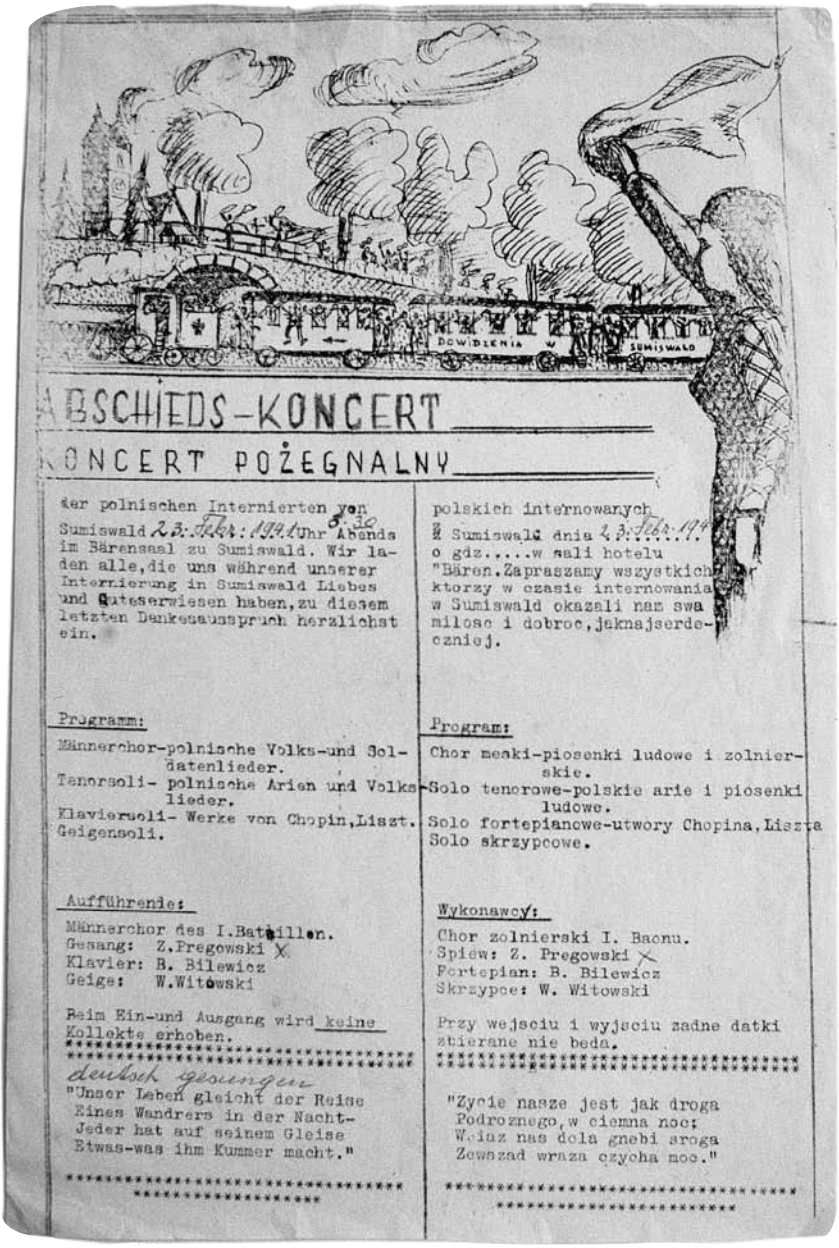
unwillkürlich die Augen wischen musste. So fein und gewaltig war das.» Im Rahmen seiner Dankesworte übergab Oberstleutnant Franciszek Raczek der Gemeinde, besonders der Schuljugend, eine von Bildhauer Hans Schär in Huttwil angefertigte Gedenktafel. «Ich habe gefragt meine Soldaten, welcher kann nicht geben seinen Beitrag?» sagte er dazu, an die Kinder gerichtet. «Und keiner hat die Hand gehoben. Also haben alle daran gegeben den Sold von eineinhalb Tagen, was für jeden gemacht hat vierzig Rappen. Diese Tafel gebe ich nun in eure Obhut, liebe Kinder. Ihr sollt sie an eurem Schulhaus anbringen lassen, wo wir nun sind ein- und ausgegangen acht Monate. Sie soll euch erinnern für alle Zukunft an die Zeit, wo wir gekommen sind zu euch im Elend und wo wir haben gefunden so viel aufrichtige Teilnahme und Menschenliebe. Ihr sollt unser unglückliches Vaterland nie vergessen. Es sind vor wenigen Tagen 70 Jahre gewesen, seit die Bourbaki-Armee ist übergetreten auf Schweizerboden. Wir möchten auch nach so langer Zeit noch leben in eurer Erinnerung.» Nachdem das alte Schulhaus von Rohrbach abgerissen wurde, hat die Gedenktafel der Polen am Gemeindehaus, das an seiner Stelle entstanden ist, einen neuen Platz gefunden. Am Tag nach dem Abschiedskonzert verliessen die Internierten Rohrbach. Der «Unter-Emmenthaler» schrieb dazu: «Welche Lücke sie zurückliessen, merkte man erst nachher. Das Dorf war wie ausgestorben.»[137]

20. Die Hiergebliebenen

Hin und her fliegt die Säge. Sägemehl stiebt. Tief und tiefer frisst sich das Sägeblatt ins Holz. Zwei Blicke treffen sich, und während Trämmel um Trämmel auseinanderfällt, finden sich zwei Menschen. Daraus ist ein Bund fürs Leben geworden.

An einem Griff der Säge arbeitete Martha Hostettler. Sie ist in Bern aufgewachsen, in einem Mehrfamilienhaus mit damals modernen Einrichtungen wie elektrischem Licht und Boiler. Während dem Welschlandjahr folgte sie einem Ruf ihres Grossvaters Albert Mühlethaler, der in Waldhaus bei Lützelflüh eine Gärtnerei betrieb. Nachdem ihr Onkel überraschend gestorben war, war dieser auf eine Hilfe im Betrieb angewiesen.

Auf der anderen Seite der Säge war Leo Bednarek am Werk. Er ist in einem polnischen Dorf namens Galewicza aufgewachsen, das in der Nähe



ABSCHIEDS-KONCERT

KONCERT POŻEGNALNY

der polnischen Internierten von Sumiswald 23. Febr. 1941 5.30 Uhr Abends im Bärensaal zu Sumiswald. Wir laden alle, die uns während unserer Internierung in Sumiswald Liebes und Guteserwiesen haben, zu diesem letzten Dankesausspruch herzlichst ein.

polskich internowanych z Sumiswald dnia 23. Febr. 1941 o gdz. ....w sali hotelu "Bären. Zapraszamy wszystkich ktorzy w czasie internowania w Sumiswald okazali nam swa milosc i dobroc, jaknajserdeczniej.

Programm:

Männerchor-polnische Volks-und Soldatenlieder.
Tenorsoli- polnische Arien und Volkslieder.
Klaviersoli- Werke von Chopin, Liszt.
Geigensoli.

Program:

Chor meski-piosenki ludowe i zolnierskie.
Solo tenorowe-polskie arie i piosenki ludowe.
Solo fortepianowe-utwory Chopina, Liszta
Solo skrzypcowe.

Aufführende:

Männerchor des I. Bataillon.
Gesang: Z. Pregowski X
Klavier: B. Bilewicz
Geige: W. Witowski

Beim Ein-und Ausgang wird keine Kollekte erhoben.

Wykonawcy:

Chor zolnierski I. Baonu.
Spiew: Z. Pregowski X
Fortepian: B. Bilewicz
Skrzypce: W. Witowski

Przy wejsciu i wyjsciu zadne datki ztierane nie beda.

deutsch gesungen

"Unser Leben gleicht der Reise
Eines Wandrers in der Nacht-
Jeder hat auf seinem Gleise
Etwas-was ihm Kummer macht."

"Zycie nasze jest jak droga
Podroznego, w ciemna noc:
Wciaz nas dola gnebi sroga
Zewszad wraza czycha moc."

Plakat für das Abschiedskonzert des Polenchores von Sumiswald am 23. Februar 1941 im «Bären»-Saal.

von Lodz liegt. Er hatte einen Onkel in Frankreich, der kurz vor der Pensionierung stand und ihm seine Stelle zuhalten wollte. In Polen selbst war weder Arbeit noch Geld. In Frankreich mussten Immigranten jedoch zuerst in der Landwirtschaft arbeiten, bevor sie eine Stelle in der Industrie antreten konnten. Deshalb ging Leo Bednarek kurz vor Kriegsausbruch nach Burgwalden im Elsass. Er war damals 21jährig. Anderthalb Monate nachdem er dort angekommen war, überfiel Deutschland Polen. Da Frankreich in der Folge Deutschland den Krieg erklärte, wurde das Grenzgebiet entlang der Maginotlinie bereits damals evakuiert. Für Leo Bednarek folgte eine anderthalbmonatige Irrfahrt kreuz und quer durch Frankreich, bevor er irgendwo in einem grossen Wald in einem leerstehenden Haus unterkam. Dort erreichte ihn das Aufgabot für die polnische Division. Nach dem Grenzübertritt in die Schweiz kam er via Biel nach Lützelflüh, wo er in der Gärtnerei Mühlethaler Arbeit fand. Seine zukünftige Frau sah er zum ersten Mal bei der Beerdigung ihres Onkels.

Hindernisreich war der Weg, bis die beiden ein Paar werden konnten. Da war der Vater von Martha Hostettler, der es schon nicht gerne gesehen hatte, dass seine Tochter beim Grossvater in die Bresche sprang. Als er von ihrer Beziehung erfuhr, sorgte er dafür, dass Leo Bednarek wieder zu seiner Einheit versetzt wurde, die inzwischen Lützelflüh verlassen hatte. Nach dem Kriegsende wurde dieser von den Behörden vor die Alternative gestellt, nach Frankreich oder nach Polen zurückzukehren. Bei einem Leutnant der Schweizerwache fand er Unterstützung und innert Stunden eine Stelle bei einem Gärtner in Glarus. Dort wurde er allerdings schlecht behandelt und die Post von seiner Freundin und ihrem Grossvater wurde unterschlagen. So erfuhr er erst nach längerer Zeit, dass diese seine Rückkehr wünschten.

1947 haben Martha Hostettler und Leo Bednarek geheiratet. Die Frau musste allerdings auf ihr Schweizer Bürgerrecht verzichten. Sie bewahrt noch heute den grünen Ausländerausweis auf, in dem ausser dem Geburtsort Bern nichts auf ihre Herkunft aus der Schweiz hinweist. Auch die beiden Töchter, geboren 1947 und 1951, waren bis zur Einbürgerung der Eltern 1954 polnische Staatsbürger. In der Gärtnerei in Waldhaus musste anfänglich auf manches verzichtet werden. Die beiden Töchter kamen noch bei Petrollicht zur Welt. Zusammen haben Leo und Martha Bednarek den veralteten Betrieb mit Fleiss und Sparsamkeit wieder aufgebaut.[138]

In Affoltern ist der Internierte Michael Bigos geblieben. Er kam 1911 auf einem Bauernhof in Burusowa in der Nähe von Krakau zur Welt. 1933 bis 1935 leistete er in der Nähe der russischen Grenze den Militärdienst. Anschliessend zog er, um Erfahrungen zu sammeln, nach Frankreich, wo er für die polnische Exilarmee eingezogen wurde. Nach dem Grenzübertritt kam er nach Affoltern, wo er bei Familie Mumenthaler im Kirchbühl arbeiten konnte. Dort lernte er seine zukünftige Frau kennen, eine engere Beziehung entstand in dieser Zeit jedoch noch nicht. Mit seiner Einheit kam Michael Bigos dann nach Hemmiken BL. Von dort floh er kurz vor Kriegsende nach Frankreich, wo er bei einem Bauern in Gélannes Arbeit fand. Von dort hat er der Tochter seines ehemaligen Arbeitgebers geschrieben. Diese freute sich so über den netten Ton des Briefes, dass sie ihn besuchte. Am 5. Februar 1947 haben die beiden in der Kirche von Célannes geheiratet. Alice Bigos-Mumenthaler konnte vorerst bei einer kinderreichen Familie in der Gegend als Köchin arbeiten.
Als es zwei Jahre später in Frankreich zu kriseln begann, sorgten die Eltern von Alice Bigos dafür, dass das junge Paar nach Affoltern zurückkehren konnte. Weil inzwischen die drei Brüder von Alice Bigos aus dem Aktivdienst zurückgekehrt waren, musste Michael Bigos andernorts Arbeit suchen. Er fand sie in Baugeschäften in der Region. 1956 konnten er und seine Familie sich einbürgern. Später konnte er auf dem Land seiner Schwiegereltern ein Haus bauen. Michael Bigos starb 1980 an den Spätfolgen eines Verkehrsunfalles.[139]
In Grünen lebt heute der ehemalige polnische Internierte Jan Czynsz. Er stammt aus dem Teil Polens, der seit dem Zweiten Weltkrieg zur Ukraine gehört. Als Deutschland Polen überfiel, hatte er gerade die Polizeischule im 18. Regiment Pommern-Ulanen abgeschlossen. Zehn Tage nach Hitlerdeutschland griff auch die Sowjetunion Polen an. Der einzige Fluchtweg führte über die Karpaten nach Ungarn. Dorthin wurde die Polizeischule evakuiert. In Budapest wurde sie interniert. Im Frühling 1940 meldete sich Jan Czynsz wie viele andere Internierte in Ungarn beim polnischen Konsulat, um sich für die polnische Armee in Frankreich zu stellen. Die Flucht über Jugoslawien und das Mittelmeer nach Marseille war organisiert. Nach dem Grenzübertritt in die Schweiz kam er zuerst nach Arch und dann ins Krummholzbad in Heimisbach. Dort fand er Arbeit in der Sägerei Gfeller in der Holzsäge. Er gehörte zu sieben Internierten, die im Frühling 1941 bei ihren Arbeitgebern bleiben konnten. Am 5. Mai

1945, drei Tage vor Kriegsende in Europa, hat er in der katholischen Kirche Huttwil die Jumpfer seines Arbeitgebers geheiratet. 1955 konnten sie sich einbürgern. Nach dem Krieg hat Jan Czynsz noch dreissig Jahre lang in der Sägerei Gfeller gearbeitet.[140]

In Huttwil blieb der polnische Internierte Josef Lewandowski. Er stammte aus der Stadt Sosnowiec in der Nähe von Krakau. Als aktiver Feuerwehrmann sollte er nach dem deutschen Überfall auf Polen Akten des Stadtarchives Richtung Osten in Sicherheit bringen. Die Fahrt wurde zu einer Irrfahrt, die ihn bis vor die Tore von Lwòw (Lemberg) führte. Als er erfuhr, dass die von Osten eingefallenen Russen den Polen nicht zu Hilfe kamen, sondern die Bevölkerung deportieren, floh er nach Ungarn. Auch er meldete sich in der polnischen Gesandtschaft und gelangte so über Jugoslawien und Italien nach Frankreich. Nach dem Grenzübertritt in die Schweiz kam er via Biel und Büren a. A. ins Offizierslager nach Huttwil. Hier fand er Kontakt zur Tochter der Wirtsleute im Hotel Bahnhof. Mit dem Divisionsstab wurde er später nach Heinrichsbad und dann nach Elgg verlegt. Nach dem Krieg arbeitete er zuerst in Wallisellen und Luzern, bevor er nach Huttwil zu seiner Lebensgefährtin Frieda Widmer-Liechti zurückkehrte. Als er 1988 starb, fand er auf dem Familiengrab Liechti seine letzte Ruhestätte.[141]

In Rohrbach ist der polnische Internierte Josef Stupka geblieben. Er stammt aus Krakau, wo er beim Überfall der Deutschen das Gymnasium besuchte. Da es hiess, dass junge Polen von den Deutschen verhaftet und als lebendige Schutzschilde an die Front gebracht würden, floh er zusammen mit seinem Bruder nach Osten. Über 300 Kilometer sind sie bis in die Gegend von Lemberg marschiert. Wegen dem Angriff der Sowjetunion änderten sie ihre Fluchtrichtung nach Süden, wo sie nördlich von Budapest interniert wurden. Auch sie meldeten sich für die polnische Armee in Frankreich und gelangten über den häufigsten Fluchtweg via Jugoslawien und Italien dorthin. Wegen einer Grippe verlor Josef Stupka den Kontakt zu seinem Bruder. Als er in der Schweiz nach Bollodingen kam, nahm er die Suche nach ihm wieder auf und erfuhr, dass dieser in Rohrbach interniert war. Er konnte dann zu ihm ziehen.

Während sein Bruder kurz darauf ins Hochschullager der Handelshochschule St. Gallen übertrat, blieb er in Rohrbach. Er hatte dort in der Sossaugasse Familienanschluss gefunden. Dorthin kehrte er nach der Verlegung nach Gierenbad wieder zurück. Als einziger von den zwanzig nach

Eine Musikgruppe von polnischen Internierten in Ursenbach mit ihren Instrumenten.

Rohrbach zurückgekommenen Polen ist er bis Kriegsende geblieben. Weitere Kontakte zur Bevölkerung fand er auch im Gemischten Chor, der von Max Bühler geleitet wurde. Diese halfen ihm in der Schweiz zu bleiben, als er nach Kriegsende von den Behörden aufgefordert wurde, die Schweiz zu verlassen. Gelegentlich hat er in Geschäften von Rohrbach Schaufenster dekoriert. Daraus hat er sich autodidaktisch eine Existenz als selbständiger Dekorateur mit Auftraggebern in der ganzen Deutschschweiz aufgebaut. 1952 konnte er sich einbürgern.[142]
Im Gegensatz zu vielen Internierten, die in der Ostschweiz geblieben sind, haben diejenigen, die bereits in der Region Napf Fuss gefasst haben, den Kontakt zu ihren ehemaligen Kameraden und zu polnischen Organisationen praktisch vollständig abgebrochen. Durch die Freundlichkeit der Bevölkerung sei ihm die Schweiz zur zweiten Mutter geworden, stellt Leo Bednarek fest. Seine Heimat sei heute die Schweiz, erklärt Josef Stupka, der bereits während den Kriegsjahren begonnen hat, das Land mit dem Velo kreuz und quer zu erkunden. Lydia Stupka ergänzt: Als sie 1966 zum ersten Mal nach Polen gefahren seien, habe sie Angst gehabt, ihr Mann werde wieder vom Heimatgefühl übermannt. Polen sei für ihn aber wie

ein fremdes Land gewesen. Josef Stupka führt die breite Akzeptanz der Internierten aber auch auf ihr damaliges Auftreten zurück: Bescheiden, nicht fordernd. «Wir hatten nicht viel», sagt er, «aber wir hatten die Herzen der Menschen.»

Quellen und Literaturverzeichnis

Vgl. Teil 1 im Jahrbuch 1995.

Anmerkungen

62 Internierung Akten, Bd. 5/11, Nr. 113.
63 Internierte Akten Sumiswald, Ausschreibung vom 30. 7. 1940.
64 Stefaniak Freiheit, S. 126–128.
65 Zahlen nach Raczek polnische Division, S. 34–44.
66 Internierung Bericht S. 10–31.
67 Alles in: Internierte Akten Sumiswald.
68 Schreiben vom 1. 7. 1940 in: Internierte Akten Sumiswald.
69 Befehle vom 28. 7. 1940 für die Arbeitsdetachemente und Schreiben des Gemeinderates an das Lagerkommando vom 19. 12. 1940 in: Internierte Akten Sumiswald. UE 1. 8. 1940. Mündliche Auskünfte.
70 Gemeindeversammlungs-Protokoll Trachselwald, Nr. 22, S. 66, 70. Gemeinderatsprotokoll Trachselwald, Bd. XIX, S. 566/67. UE 19. 10. 1940.
71 Gemeinderat Ursenbach Protokoll, Bd. 1939–1944, S. 118/19.
72 Mündliche Auskunft.
73 Mündliche Auskunft.
74 Gemeinderat Rohrbach Protokoll, Bd. 1938–1942, S. 374; Gemeinderat Ursenbach Protokoll, Bd. 1939–1944, S. 127/28.
75 Internierung Bericht, S. 10–31.
76 Raczek polnische Division, S. 30–34.
77 Tonbandaufnahme 1982.
78 UE, 30. 1. 1940.
79 Tonbandaufnahme 1982.
80 UE, 5. 8. 1940.
81 UE, 17. 10. 1940.
82 Mündliche Auskunft.
83 Tonbandaufnahme 1982.
84 UE, 18. 7. 1940.
85 Polen-Sammlung Aebi, Nr. 54.

86 Polen-Sammlung Aebi, Nr. 78.3.
87 Raczek polnische Division, S. 59–61; mündliche Auskunft.
88 Befehl vom 28. 6. 1940 in: Internierte Akten Sumiswald.
89 Internierung Bericht, S. 10–31.
90 UE, 1. 8., 12., 15., 19., 24., 26., 31. 10. 1940. Fotos aus Privatbesitz.
91 Internierung Bericht, S. 10–31.
92 Rapport vom 11. 10. 1940 und Brief betr. Einquartierung vom 25. 10. 1940, beides in: Internierte Akten Sumiswald.
93 Rapport vom 2. 12. 1940 in: Internierte Akten Sumiswald.
94 Gemeinderat Rohrbach Protokoll, Bd. 1938–1942, S. 337.
95 Brief des Kdt Füs Bat 66 an die Kommandos seiner Kompanien und die Ortschefs im Bewachungsgebiet vom 6. 9. 1940 in: Gemeinderat Dürrenroth Akten, Bd. 1940, Sitzung 9. 9. 1940.
96 Antrag vom 18. 9. 1940 in: Akten Landesverteidigung, Bd. 14532, Faszikel Internierte Unterkunft.
97 Gemeinderat Affoltern Protokoll, Bd. 1939–1943, S. 37/38; Gemeinderat Dürrenroth Protokoll, Bd. 1934–1940, S. 442; Hofstetter Leimiswil; Gemeinderat Rohrbachgraben Protokoll, Bd. 1939–1954, S. 62; Gemeinderat Sumiswald Protokoll, Bd. 1938–1940, Art. 2778; Kdt Ter Insp 2 an Gemeinderat Sumiswald, 27. 10. 1940, in: Internierte Akten Sumiswald.
98 vgl. Tabelle der Lagerstandorte.
99 Schlussbericht vom 24. 4. 1941 in: Akten Landesverteidigung, Bd. 14532, Faszikel Internierte Unterkunft.
100 Internierung Akten, Bd. 8/52, Nr. 136; UE 14., 19. 12. 1940; Polen-Sammlung Aebi, Nr. 75.10; mündliche Auskunft.
101 Mündliche Auskünfte.
102 Polen-Sammlung Aebi, Nr. 15.
103 Wojciechowski Internierte, S. 61–63.
104 Etat der Offiziere vom 11. 7. 1940: Akten Landesverteidigung, Bd. 14491, Faszikel polnische Internierte. Nachweis des Standortes von General Prugar-Ketling in Schreiben in den Beständen Internierung Akten und Landesverteidigung Akten im Bundesarchiv.
105 Mündliche Auskunft.
106 Lebenslauf, vorgestellt anlässlich der Einweihung einer Gedenktafel für die Begegnung der Generäle Guisan und Prugar-Ketling am 21. 6. 1987 in Huttwil. In: UE 23. 6 .1987.
107 Internierung Akten, Bd. 5/9, Nr. 75.
108 Internierung Akten, Bd. 5/7, Nr. 42.
109 Internierung Akten, Bd. 5/3, Nr. 7.
110 Internierung Akten, Bd. 5/12, Nr. 205.
111 Als Kopie in: Guisan Stab Akten, Bd. 160.
112 Bonjour Neutralität, Bd. VI, S. 91.
113 Internierung Akten, Bd. 5/5, Nr. 19.

114 Gesuch der Geschäftsleute vom 21. 2. 1941; Antwort des Kommissärs für Internierungen vom 28. 2. 1941; Stellungnahme des Gemeinderates vom 17. 3. 1941; alles in: Internierung Akten, Bd. 5/8, Nr. 57.
115 Guisan Stab Akten, Bd. 55 (30. 1. 1941–14. 6. 1941), Eintragung vom 22. 4. 1941; UE 24. 4. 1941.
116 Bonjour Neutralität, Bd. IV, S. 304/05.
117 Mündliche Auskunft.
118 Akten Landesverteidigung, Bd. 14449, Faszikel 1941; Vortrag Dr. Jerzy Rucki, 15. 7. 1995 in Huttwil.
119 UE 23. 6. 1987.
120 Internierte Akten Affoltern, E 23/10.
121 Gemeinderat Affoltern Protokoll, Bd. 1939–1943, S. 68/69, 72. 77, 84/85, 96/97, 110; Internierte Akten Affoltern, 23/10; mündliche Auskunft.
122 Schreiben der Sekundarschulkommission Wasen vom 11. 9. 1940 und Vorbericht der Rechnung 1940 des Quartiermeisters von Wasen; in: Internierte Akten Sumiswald.
123 Meyer Medizin im Emmental, S. 165.
124 Schreiben vom 15. Januar 1941 mit handschriftlicher Ergänzung «nicht spediert». in: Internierte Akten Sumiswald.
125 Gemeinderat Sumiswald Protokoll, Bd. 59, Art 382.
126 Schreiben vom 4. 2. 1941 in: Internierte Akten Sumiswald.
127 Schreiben vom 17. 2. 1941 in: Internierte Akten Sumiswald.
128 Zinn Frauenverein Sumiswald, S. 45. Internierte Akten Sumiswald.
129 Akten Landesverteidigung, Bd. 14491, Faszikel polnische Internierte.
130 Internierung Akten, Bd. 8/52.
131 Internierung Bericht, S. 49–54.
132 Internierung Akten, Bd. 5/3, Nr. 7, und Bd. 5/11, Nr. 117.
133 Brief vom 17. 5. 1941 in Privatbesitz.
134 Gemeinderat Affoltern Protokoll, Bd. 1939–1943, S. 81. Gemeinderat Dürrenroth Protokoll, Bd. 1941–1944, S. 12, 35. Mündliche Auskünfte.
135 Polen-Sammlung Aebi, Nr. 50, Fotos in Privatbesitz.
136 «Baugesuch» vom 26. 9. 1940 mit Skizze in: Internierte Akten Sumiswald. Urkunde vom 11. 11. 1940 in Privatbesitz. Polen-Sammlung Aebi, Nr. 20. UE, 14. 11. 1940.
137 Raczek Polen Abschied. UE, 20. 2. 1941.
138 Mündliche Auskünfte.
139 Mündliche Auskünfte.
140 Mündliche Auskünfte.
141 Tonbandaufnahme 1982.
142 Mündliche Auskünfte.

Der Zwergenbrunnen von Franz Eggenschwiler in Eriswil

Peter Killer

Künstler leben nicht nur ein bisschen anders als sogenannt normale Menschen, sie denken auch anders, finden sich nicht so schnell mit den Gegebenheiten ab. Sie fragen nach den Dingen hinter den Dingen, auch dort, wo andere Mauern und Grenzen einfach akzeptieren. Beim Fragen nach den Dingen hinter den Dingen gerät man wie in einem unendlich grossen Schloss in immer neue Räume und vor immer neue Türen. Nach langem Marsch geht es dann irgendwann nicht mehr weiter. Und je nach dem, welche Türen man bei den Verzweigungen genommen hat, steht man vor andern letzten Dingen: zum Beispiel vor dem Wasser, aus dem das Leben kommt. Oder dem Fels, der alles trägt. Oder dem Geist, der alles beseelt. Die Kunst macht es möglich, dass man in drei Räumen gleichzeitig stehen kann. Im Juni 1994 ist in Eriswil der Zwergenbrunnen von Franz Eggenschwiler eingeweiht worden. Er versetzt seine Betrachter in drei Räume: Stein – Wasser – Geist.

Als Baukommission und Lehrerschaft im Zug der Erneuerung des Eriswiler Schulhauses an ihn herantraten und ihn baten, einen Brunnen zu entwerfen, sicherte Franz Eggenschwiler seine Unterstützung sofort zu.

Material und Thema waren rasch gewählt. Seit bald zehn Jahren beschäftigt er sich mit den Projekten für Basaltplastiken. Nach neun Besuchen in Basalt-Abbaugebieten fand Franz Eggenschwiler im Steinbruch von Greifenstein-Beilstein bei Wetzlar die für die Eriswiler Brunnenanlage geeigneten Säulen. Als Motiv wählte er die lokale Zwergensage, die für ihn mehr bedeutet als bloss eine hübsche Kindergeschichte. Die Sage erzählt, dass eine Zwergengruppe, welche während eines fürchterlichen Gewitters das ganze Langetental durchwanderte, nirgends Schutz gefunden habe, bis endlich der Oberdorf-Schmied von Eriswil sich ihrer erbarmte, ihnen Schutz, Wärme, Essen und ein Nachtlager bot. Zum Dank haben sie in einem Segensspruch den Himmel beschworen, in Eriswil nie

ein Haus durch Blitzschlag zu zerstören, so lange diese Schmiede oder doch ihr Firstholz noch bestehe. Franz Eggenschwiler kennt diese Schmiede bestens. Viele Bestandteile seiner Objektplastiken sind dort entstanden.

Im Jahre 1987 schlug der Blitz in Eriswil ein. Der Schutzbann schien gebrochen. Für manche war das ein Beweis dafür, dass die Zwergengeschichte nichts als Aberglauben war. Andere sahen sich in der Überzeugung bestärkt, dass unsere allzu verstandesgläubige Gesellschaft auf sträfliche Weise die irrationalen Aspekte des Lebens missachtet. Franz Eggenschwiler war es – wie Shakespeare – immer klar, dass «es mehr Dinge im Himmel und auf Erden gibt, als die Schulweisheit sich träumen lässt». Und er hat nie ein Hehl daraus gemacht, dass ihn paranormale, randwissenschaftliche und okkulte Ereignisse mehr interessieren als Triviales. Vielleicht könne der Zwergenbrunnen mithelfen, den Bann, der Eriswil so lange beschützt hat, wieder zu verstärken, hofft Franz Eggenschwiler.

Die Brunnenanlage besteht aus 21 Basaltsäulen mit bienenwabenartigem Querschnitt, die fugendicht wieder in die ursprüngliche Formation gebracht worden sind. Was Stück für Stück aus dem Steinbruch gelöst wurde, zeigt sich nun erneut als Einheit. Zwerge können aus dem Boden wachsen. Die Basaltstelen, die ebenfalls aus der Tiefe kommen, sind für Eggenschwiler Metaphern für die Zwergenexistenz. In sechs Stelen sind sechs geometrisch-stilisierte Zwergengesichter aus Metall und Basaltlava eingelassen. Sechs Zwerge? Sieben müssen es doch sein! Der siebte sei er selber, erklärt Franz Eggenschwiler.

Kunst sucht die Einheit, die grosse Einheit, die verlorene Einheit. Ein Graben geht zwischen dem Natürlichen und Künstlichen. Zwischen dem Vorgegebenen und dem von Menschen Geschaffenen. Zwischen dem Erdachten und dem Kreatürlichen. Diese Gegensätzte zu überbrücken, ist ein Künstlertraum. Die Basaltstelen mussten Franz Eggenschwiler u.a. deshalb faszinieren, weil das geometrische (also menschlich-logische) Prinzip hier mit dem natürlichen verschmilzt. Die Natur als Konstrukteur. Eggenschwiler liebt die amorphen Formen ebenso leidenschaftlich wie die geometrischen. Diese zwei Seiten seines Interesses – Beuys prägte dafür die Namen des kristallinen und des organischen Prinzips – kommen in der Eriswiler Brunnenanlage zum Ausgleich.

Nur schade, dass der menschliche Veränderungswille und der Respekt vor

Der Zwergenbrunnen von Franz Eggenschwiler in Eriswil.

Franz Eggenschwiler (links) setzt mit seinen Mitarbeitern den Zwergenbrunnen aus Basalt-Elementen zusammen. Aufnahme Verena Tanner.

der Natur dort wo Tausende, Zehntausende betroffen sind, wo Städteplaner und Technokraten am Werk sind, kaum je einen solchen Ausgleich finden.
Eriswil erhielt mit der schönen Brunnenanlage gleichzeitig auch ein Denkmodell. Es gehört zu den wichtigen Leistungen der modernen Schweizer Plastik.
Franz Eggenschwiler, der siebte Zwerg des Zwergenbrunnens, bringt immer neue Wunder zustande, kann Wünsche erfüllen, kann zaubern. Nur den Trick mit dem Goldtopf kennt er nicht, und die Goldesel, die er sich ins Haus gestellt, erwiesen sich nachträglich immer wieder als ganz gewöhnliche, störrische Grautiere. Im übrigen gibt es nichts, was Franz Eggenschwiler nicht kann. Er ist Bildhauer, Drucker, Maler, Zeichner, Schmuckkünstler, Glaskünstler usw.
Franz Eggenschwilers Plastiken sind eigenartige Konglomerate aus Fundobjekten, bewusst gesuchten Schrotteilen und eigens, mit hohem Fachwissen angefertigten Elementen. Vieles trägt der Zufall dem Künstler zu. Das Material lagert im und ums Atelier – sicher haben schon viele ordnungsbewusste Eriswiler daran Anstoss genommen –, bis sich die Vorstellung einer Plastik in Eggenschwilers Kopf klärt. Die Umsetzung der fertigen Idee ins fertige Bild dauert dann oft noch lange, weil die hohen Ansprüche die einfachen Lösungen meist ausschliessen. Was manchmal als spontane Realisation erscheint, ist in Wirklichkeit nur eine spontane Konzeption. Eggenschwiler bekennt sich zur Professionalität, duldet bei sich und andern keine Unzulänglichkeiten, die Eriswiler Handwerker, mit denen Franz zusammengearbeitet hat, wissen von den hohen Ansprüchen ein Lied zu singen.
«Schläft die Vernunft, dann singen die Sirenen», notierte Max Ernst. Auch Franz Eggenschwiler glaubt an den «Schlaf der Vernunft». Er ist ein grosser, vor keinen Schwierigkeiten und keinem Aufwand zurückschreckender Handwerker; aber Handwerk allein ist in seinen Augen gar nichts. Das Handwerk ist nichts anderes als das Medium, das die intuitiv-gestalterischen Kräfte sichtbar machen muss, das Handwerk ist bloss der Lautsprecher, der den Sirenengesang für alle hörbar werden lässt. Die Vernunft in den Schlaf zu wiegen und so den Eingang zur Seele zu finden, ist keine einfache Sache. Franz Eggenschwiler hält sich den Weg zu seinem Innern permanent offen, indem er seine Telefonkritzeleien aufbewahrt bzw. fotokopiert. Das automatische, unbewusste Zeichnen ist be-

kanntlich eine der echtesten, tiefsten Ausdrucksweisen des Unbewussten. Die Telefonzeichnungen sind für Franz Eggenschwiler gültige Kunstwerke und gleichzeitig Rohmaterial für vergrösserte Umsetzungen in Form von Druckgraphiken oder Malereien.

Zu Franz Eggenschwiler

Franz Eggenschwiler wurde am 9. Dezember 1930 geboren. Schulbesuch in Biberist SO. 1946–51 Lehre als Glasmaler und Besuch der Kunstgewerbeschule in Bern. Weiterbildung an der Malschule Max von Mühlenen, Bern. 1951–68 Tätigkeit als Glasmaler bei der Firma Wüthrich in Bern. Bildet 1955–71 die «Berner Arbeitsgemeinschaft» zusammen mit Peter Meier, Konrad Vetter und Robert Wälti. Lebt und arbeitet seit 1973 in Eriswil BE, von 1981 bis 1995 auch in Düsseldorf als Professor an der Staatlichen Kunstakademie.
Erhält 1964 das Eidgenössische Stipendium für Angewandte Kunst, 1971 den Förderungspreis und 1980 den Kunstpreis des Kantons Solothurn. 1980–81 lebt und arbeitet er auf Einladung des DAAD in Berlin.

Literatur

Franz Eggenschwiler. Werke 1950 bis 1985. Objekte, Schmuck, Zeichnungen, Malerei, Druckgraphik. Düsseldorf 1985.

100 Jahre Anliker Möbel, Langenthal

P. Guggenbühl, A. Hablützel, G. und U. Anliker

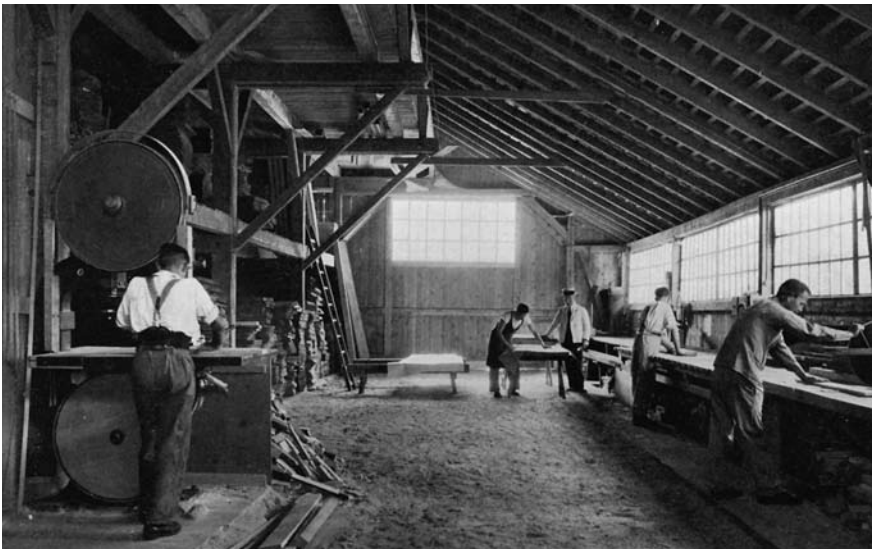
Vorbemerkung der Redaktion

Wir sind bestrebt, stets wieder aktuelle Bereiche im Jahrbuch zu berücksichtigen, ja zu betonen: neben dem Schwergewicht, das auf dem Kulturbereiche liegt, auch solche aus der Wirtschaftswelt, in der wir alle leben. Firmengeschichten, wie die vorliegende, enthalten günstigerweise sowohl die historische wie die nahe Dimension. Die hier benützten Texte stammen aus Firmenprospekten, der letzte wurde speziell für dieses Jahrbuch verfasst. Die Bereinigung der Texte wurde von der Redaktion besorgt. – Anlass zum vorliegenden Artikel gab das Jubiläum 100 Jahre Möbelfirma Anliker, Langenthal/Bern.

Werden und Wachsen

Alles Gross- und Bekanntwerden hat seinen Ursprung in einem bescheidenen Beginnen und muss selbstverständlich durch einwandfreie handwerkliche Arbeit bereichert sein, durch Sach- und Materialkenntnis, aber auch durch Einfühlungsvermögen und Phantasie. Wo aber Redlichkeit und Lauterkeit fehlen, ist alles Mühen umsonst.
Wenn die weitbekannte Werkstätte nicht schon in den ersten Jahren ihrer Existenz wieder untergegangen ist, so hat sie dies günstigen Umständen und ihrem Gründer, Gottfried Anliker-Ruf, geboren 1873, zu verdanken, der die Schreinerei schon von Anfang an auf einen gesunden Boden stellte. 1896 wurde der Betrieb in einem Bauernhause in Melchnau bei Langenthal eröffnet. So bescheiden diese Werkstatt aussah, der 23jährige junge Meister verstand es, durch solide Arbeit und gerechten Preis das Vertrauen seiner Kundschaft zu erwerben. Durch das fachliche Können und den unermüdlichen Einsatz flossen ihm so viele Aufträge zu, dass bald die Werkstatt zu klein und eng wurde.

In diesem Haus in Melchnau bei Langenthal eröffnete 1896 Gottfried Anliker-Ruf eine Schreinerei. Unteres Bild: Der «Neubau», in den die Schreinerei 1900 umzog.



Blick in den Holzlagerraum mit den Zuschneidemaschinen 1932. Im Hintergrund der Seniorchef, G. Anliker-Ruf. Unteres Bild: Blick in die Bankwerkstatt 1932.

Vier Jahre später liess er einen Neubau erstellen mit einer helleren und grösseren Werkstatt. Um die Jahrhundertwende wurde noch alles von Hand gearbeitet, doch schon im Jahre 1902 hielt die erste Maschine ihren Einzug. Es war eine recht bescheidene, durch Handkurbel und Fusstrete angetriebene kombinierte Anlage (Bodensäge, Fräse, Bohrmaschine und 10-Zentimeter-Hobelmaschine). Bald genügte dieser «Handbetrieb» nicht mehr. Schon im nächsten Jahr wurde ein Benzinmotor gekauft. Der Anfang zur Mechanisierung war gemacht. Immer mehr konnte die menschliche Muskelkraft durch technische Motorenkraft ersetzt werden.
1907 erfolgte der Anschluss des Dorfes Melchnau an das elektrische Netz, das Petrollicht machte der Glühlampe Platz und die Maschinen erhielten Stromantrieb. 1913 wurde die Werkstatt von Melchnau nach dem zentral gelegenen, aufstrebenden Langenthal verlegt, wo sich bessere Möglichkeiten boten, Arbeit zu beschaffen und die nun zahlreichen Handwerksgehilfen dauernd zu beschäftigen. Die Beteiligung an einer 1922 durchgeführten Gewerbeausstellung brachte Gottfried Anliker eine Auszeichnung. Jeder gute und vorwärtsstrebende Handwerksmeister freut sich, wenn sein Sohn gewillt ist, in seine Fussstapfen zu treten, das Erreichte zu festigen und in seinem Geiste weiterzuführen. In seinem Sohne G. Anliker jun. fand der Gründer einen wertvollen Mitarbeiter, der sich dank guter Schulung im In- und Ausland das nötige Rüstzeug holte, damit er einst das Geschäft übernehmen und auch leiten könnte.
An einer Gewerbeausstellung in Burgdorf 1924 zeigte die Firma Anliker erstmals Möbel nach den Entwürfen des jungen Meisters. Sie waren in Qualität, Ausdruck und Form so überzeugend, dass sie mit einer goldenen Medaille ausgezeichnet wurden. Dieser Erfolg ermutigte ihn, noch an weiteren Ausstellungen Inneneinrichtungen zu zeigen. Im Jahre 1927 stellte Anliker das erste Mal an der Mustermesse in Basel aus, und an der grossen Wohnausstellung «Woba», ebenfalls in Basel, zeigte er zum ersten Mal Wohnungseinrichtungen, aus Typenmöbeln zusammengestellt. Diese Schaustellungen kosteten wohl viel Geld, machten aber die Firma in der ganzen Schweiz bekannt und bringen eine qualifizierte Käuferschaft.
Das Jahr 1930 bringt den Generationenwechsel in der Leitung, Sohn Gottfried Anliker jun. übernimmt die Geschäftsführung. Er hat sich an den Staatsschulen für freie und angewandte Kunst in Berlin, zuletzt als Meisterschüler, zum Innenarchitekten ausgebildet. Er geht mit Begeiste-

Das Ausstellungsgebäude in Langenthal, das 1932 bezogen wurde. Architekt: Gottfried Anliker jun.

Möbelbeispiele aus den 20/30er Jahren. Links: eingebauter Kleiderschrank (1931). Rechts: ausziehbarer Barschrank (1928).

Links: Blick in ein Anliker-Esszimmer (1928). Erste Anfänge von Typenmöbeln. Strenge sachliche Form. – Rechts: Studierzimmer (1930). Schwarze und graue Töne.

Anliker Gartenmöbel-Klassiker. Im Vordergrund das sogenannte «Landi-Bänkli», die Gartenbank aus massivem, verkohltem Eichenholz, erstmals präsentiert an der Schweizerischen Landesausstellung 1939 in Zürich. Sie wird noch heute hergestellt.

rung an den Ausbau seiner Firma. Bald schafft er ein neues Ausstellungsgebäude, in dem die Käuferschaft fertige Wohnungseinrichtungen besichtigen kann. Einrichtungen, die wohl nach handwerklichen Gesichtspunkten hergestellt, aber doch den Erfordernissen an eine neue Zeit gerecht werden. 1944 wird die Firma in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Immer mehr werden nun den Innenarchitekten Entwurfsarbeiten übertragen, was zur Gründung eines Innenarchitekturbüros in Bern führt. Dieses steht unter der persönlichen Leitung von Gottfried Anliker. An der internationalen Ausstellung «L'Urbanisme et de l'Habitation» 1947 in Paris wird der Firma für ihre vorzügliche Leistung eine goldene Medaille zugesprochen. Die Firma Anliker wird oft für Entwurfsarbeiten öffentlicher und gemeinnütziger Bauten zugezogen. So sind

beispielsweise das Sitzungszimmer des Metallarbeiterverbandes, das Direktions- und Sekretärzimmer der Oberzolldirektion in Bern, der Gemeinderatssaal und das Stadtpräsidentenzimmer in Biel, die Direktions- und Sitzungszimmer der Volksbank Solothurn, das Ferienheim Rotschuo des Bau- und Holzarbeiterverbandes durch das Zeichnungsbüro Anliker projektiert und zum grossen Teil in den eigenen Werkstätten ausgeführt worden.

Werk statt Ware

Die Arbeit der Möbelmacher beginnt mit der Auslese kräftiger, gesunder Bretter. Im Betrieb wird das Holz in Wärmekammern getrocknet, dann gelagert, manchmal jahrelang, bis es ruhig geworden ist. Der Möbelschreiner sucht nun, je nach Art der zu fertigenden Modelle, die geeigneten Hölzer aus. Das Wesen des Holzes soll zum Ausdruck kommen. Eiche, Esche, Nussbaum, Ulme, Birnbaum, Kirschbaum oder Föhre verbinden sich in unserer Vorstellung mit ganz bestimmten Möbelformen.
Was aus der Natur heraus geschaffen wird, ist schön und richtig. Man muss eben ein besonderes «Gschpür» haben. Ist ein Möbel in rohem Zustand fertig, so wird es von den Fachleuten gebeizt und poliert. Farbtöne werden nach Wunsch des Kunden bestimmt oder vorhandenen Stücken angepasst.
Die Polsterwerkstatt arbeitet nach altväterlicher Manier. Auf die handwerklich aufgebaute Polsterung kommen Möbelbezugsstoffe aus Schurwolle oder andern hochwertigen Textilfasern, auch Leder.
Ein eigenes Büro für Innenarchitektur will auf persönliche Wünsche eingehen. Hier entstehen Modelle, auch Umbauprojekte, z.B. Entwürfe für ein neues Cheminée. Es ist Anliegen der Firma, Leuten beim Einrichten eines Studios, beim Ergänzen bestehender Einrichtungen mit ihren eigenen Modellen beizustehen, Wohnverhältnisse zu verändern und menschlicher zu gestalten.
Neben eigenen Modellen führt die Firma Anliker eine Auswahl spezieller Typen aus Partner-Kollektionen, z.B. Sitzmöbel von de Sede, Strässle, Giorgetti und Matteo Grassi; Regale und Schränke von Team, Victoria und Wogg; im Arbeitsbereich Stühle und Sessel von Girsberger und Vitra; Textilien und Teppiche von Création Baumann, Lantal und Ruckstuhl.

Verwaltungsratsraum. Generaldirektion Schweizerische Mobiliarversicherung in Bern (1986). Entwurf U. Anliker.

Einfamilienhaus: Kochen und Essen (1977). Entwurf U. Anliker.

Die Möbelmacher in dritter und vierter Generation

1960 übernimmt Ueli Anliker, Sohn von Gottfried jun., die Leitung des Unternehmens. Die angestammte Philosophie der Firma wird weitergepflegt und ausgebaut: Neuzeitliches Design, Verarbeiten von ehrlichen und natürlichen Materialien und Konstruktionen, lebensfähige Qualität erarbeiten. Im Laufe der sechziger und siebziger Jahre entstehen im Bereich Wohnen, Essen, Schlafen, Garten verschiedene neue Modelle, die sich am Markt gut eingeführt haben. In dieser Zeit sind dunkle Hölzer wie gebeizte Eiche sehr gefragt. Die bevorzugten Textilien sind Wolle, Baumwolle und Leinen.

Die Firma entwickelt sich zu einem kleinen Generalunternehmen. Unter der Leitlinie Idee, Konzept, Realisation übertragen ihr die Kunden ver-

mehrt Aufgaben in der Planung, z.B. Architekturaufträge für Einfamilienhäuser, Umbauplanungen, Bauführungen und Realisationen von ganzen Wohnungen (Wohnen, Essen, Kochen, Schlafen, Arbeiten, Garten); Ladeneinrichtungen für Apotheken, Bijouterien, Foto, Optik.
Anspruchsvolle Einrichtungen entstehen in den Bereichen Arbeiten, vom Sachbearbeiter- bis zum Chefbüro, Eingangshallen, Sitzungszimmer, Aufenthaltsräume, ganze Organisationskonzepte für Dienstleistungsbetriebe, Anwälte, Ärzte, Gewerbe, Handel und Industrie.
Die guten Referenzen der Kunden bringen ein gesundes Wachstum. 1977 wird der Geschäftssitz in Bern an den Bubenbergplatz 15 verlegt. Die grösseren Räumlichkeiten und die gute Lage ermöglichen, das Standbein in Bern wesentlich zu verstärken.
Alle paar Jahre braucht eine Firma neue Impulse und Innovation. Der Einstieg der vierten Generation zeichnet sich ab. Nach Abschluss von Ausbildung und Wanderjahren wird Christoph Anliker, der ältere Sohn von Ueli Anliker, 1984 Mitarbeiter in der Firma. Seine Grundausbildung als Möbelschreiner, seine Weiterbildung zum Innenarchitekten an der FFI in Basel und seine Wanderjahre in den USA befähigen ihn, Führungsaufgaben zu übernehmen. So wird ihm 1985 die Leitung und Verantwortung des Geschäftes in Bern übertragen. Wiederum entstehen neue und zeitgemässe Modelle. Mit seinem Engagement wächst das Geschäft in Bern erfolgreich.
Ein paar Jahre später hat auch der jüngere Sohn Bernhard Ausbildung und Wanderjahre abgeschlossen. Nach der Möbelschreinerlehre wanderte er aus nach den USA, bildete sich an der UCLA in Los Angeles zum Innenarchitekten aus und hatte Gelegenheit, in Werkstätten und Architekturbüros zu arbeiten. 1992 wird er Mitarbeiter der Firma in Langenthal. Nun war es an der Zeit, die Übernahme des Unternehmens und die Nachfolge zu regeln. Im Frühjahr 1993 waren die entsprechenden Verträge vorbereitet und unterschrieben. Christoph und Bernhard Anliker leiten und tragen die Verantwortung ab diesem Zeitpunkt in vierter Generation. Auch sie haben sich ihre Philosophie aufgebaut. Die Firma wird in der gleichen Grundhaltung weitergeführt.
Zum 100jährigen Bestehen hat sich die Firma mit einem speziellen Werkstoff beschäftigt: der Birke. Im Kornhaus Bern und im Design-Center Langenthal fand eine Ausstellung statt über Nutzung, Bedeutung und Werkstoff der Birke in Finnland, in der Architektur, im Möbeldesign, in der

Kunst, in der Heilkunde. Als Dokumentation dazu wurde das Buch «Wege der Birke» herausgegeben.

Quellen

GUGGENBÜHL, P. (1957): Werden und Wachsen. In «Raum und Handwerk» 5, 1957.
HABLÜTZEL, A. (1996): Wege der Birke. Zum Jubiläum 100 Jahre Anliker Möbel, Langenthal. Katalog-Buch zur gleichnamigen Ausstellung. (Bern, Kornhaus; Langenthal, Alte Mühle) 1996.
Verschiedene Broschüren der Firma Anliker, teils mit Texten der oben genannten Autoren.

Naturschutz Oberaargau 1995

Käthy Schneeberger-Fahrni

«Es ist viel schwerer, einen Tag von Anfang bis Ende in voller Aufmerksamkeit durchzuhalten als ein Jahr in grossen Absichten und hochfliegenden Plänen.»

Diesen Ausspruch von Christian Morgenstern schrieb ich Ende Dezember 1994 meinen Vorstandskollegen und -kolleginnen. Wohl etwas müde und auch resigniert von der ganzen Naturschutzarbeit fand ich, Morgenstern habe recht. Ohne Visionen sei das Leben doch nur halb so spannend und lebenswert, antwortete prompt ein Kollege. Recht hat er! Müssten wir mit unserer Arbeit nicht aufhören, den Verein auflösen, wenn wir gar keine Visionen mehr hätten? – Aber wie kann ich nur solche Gedanken wälzen? Kürzlich las ich doch im Spezialheft «Natur in 12 Visionen» des Schweizerischen Bundes für Naturschutz, welche Träume, Hoffnungen und Visionen bekannte Schweizerinnen und Schweizer im Blick auf das Naturschutzjahr 1995 bewegen.

1995 wurde vom Europarat zum Europäischen Naturschutzjahr erklärt. Mit dem Motto «Zukunft gestalten – Natur erhalten» sollte die Aufmerksamkeit dem Schutz der ganzen Natur gelten. Der Schweizerische Bund für Naturschutz (SBN) formulierte seine Aktion träf: «Natur vor der Tür.» Anders als im ersten Europäischen Naturschutzjahr 1970 sollten nun nicht mehr isolierte Naturschutzgebiete propagiert werden, sondern die Natur als Ganzes, eben vor der Haustüre, im Vordergrund stehen. 1970 habe man mit dem Einrichten von Refugien begonnen, meinen die Verantwortlichen; heute könne man darauf aufbauen. Arten und Biotopschutz dürften aber nicht nur auf rechtlich geschützte Gebiete beschränkt werden. Der Natur müsse ihr Platz in allen Bereichen, den besiedelten wie den nichtbesiedelten, zurückgegeben werden, und die Vernetzung der Lebensräume sei wichtig. Wenn das nicht grosse Absichten sind!

In der ganzen Schweiz gab es im Verlauf des Jahres 1995 unzählige Aktivitäten: rund 700 Schulklassen mit ungefähr 15-000 Schülern und Schülerinnen beteiligten sich an der Aktion des SBN «Natur auf dem Schulweg» – erfreulicherweise auch einige aus dem Oberaargau. Jedes Kind bezeichnete sein bevorzugtes Naturobjekt, z.B. einen Lieblingsbaum, ein hübsches Mauerritzenpflänzchen, ein leeres Schneckenhaus oder die Stelle, wo eine Amsel immer so schön singt. Dieses ausgewählte Stück Natur wurde mit einem grossen auffälligen Bilderrahmen markiert.
Mit Vorträgen, Naturexkursionen, Heckenpflanzaktionen, Renaturierung von Bächen usw. versuchten die verschiedensten Organisationen und Institutionen, das Interesse und die Freude an der Natur zu wecken.
Auch bei uns im Oberaargau tat sich einiges. Hier wurden an vielen Orten Hecken und Bäume gepflanzt. Lobend erwähnen möchte ich die Einwohnergemeinde Langenthal, die sich besonders engagiert hat. Mit einem Fotowettbewerb, einer Baumausstellung, der Planung einer naturnahen Grünanlage und verschiedenen Exkursionen wurden viele Bewohnerinnen und Bewohner angesprochen.

Unsere Beiträge im Naturschutzjahr

1. März 1995: Diavortrag zum Thema «Amphibien», veranstaltet von der Volkshochschule Langenthal in Verbindung mit der WWF-Regionalgruppe Oberaargau und dem Naturschutzverein Oberaargau. Silvia Zumbach, Biologin und Leiterin der Koordinationsstelle für Amphibien- und Reptilienschutz in der Schweiz (KARCH), zeigte uns faszinierende Bilder unserer einheimischen Amphibien und erzählte vom Leben der Tiere im Jahreslauf, von ihren Bedürfnissen und Gefährdungen. «Feuchtgebiete braucht das Land!» müsste man lautstark fordern, denn von den ursprünglich vorhandenen Flach- und Hochmooren, Weihern und Tümpeln sind in der Schweiz gerade noch 10% übriggeblieben. Gemeinden, Kantone und der Bund wären verpflichtet, diese Reste zu erhalten. Die 1971 beschlossene internationale Ramsar-Konvention zum Schutze der Feuchtgebiete hat die Schweiz ebenfalls unterschrieben.
Die Lebensraumansprüche der 20 in der Schweiz vorkommenden Amphibienarten sind recht unterschiedlich. Den wenigsten genügt ein einfacher Tümpel. Es erstaunt darum nicht, dass immer mehr Arten vom

Naturgarten – zum Thema «Natur vor der Tür.» Aufnahme Ernst Grütter, Roggwil.

Aussterben bedroht sind. Gartenweiher sind zwar gut gemeint, bringen den gefährdeten Tieren aber weniger als oft angenommen wird. Weiher in Privatgärten oder ums Schulhaus herum können sich selten zu guten Amphibienlebensräumen entwickeln, weil die nähere oder weitere Umgebung meist zu naturfern ist: Strassen, Senklöcher, Kellerlöcher usw. sind unüberwindbare Hindernisse oder Fallen. Als Freilandlaboratorium für die Naturbeobachtung spielen solche Weiher dagegen eine grosse Rolle. Vielleicht entdeckt so der eine oder andere Mensch die Freude an der Natur.

27. April 1995: Diavortrag «Die geheimnisvolle Welt der Ameisen», mit Dr. Rainer Neumeyer, veranstaltet von WWF-Regionalgruppe Oberaargau und Naturschutzverein Oberaargau. Was denken Sie, wenn Sie das Wort Ameise hören? An lästige Eindringlinge in unsere Häuser, an störende Plaggeister bei einem Picknick, an Ungeziefer, dem man sofort mit Gift zu Leibe rücken muss? Der Referent wusste Interessantes zu berichten. Ameisen kommen weltweit in 8800 Arten vor, sie lebten schon vor 80

Millionen Jahren zusammen mit Dinosauriern. Die Ameisen haben ein ausgeprägtes Sozialverhalten; im Ameisenstaat zählt das Einzelwesen nichts, wichtig ist nur die Gemeinschaft. Die scheinbar unwichtigen Tiere haben in der Natur eine grosse Bedeutung. Sie verbreiten Samen von Pflanzen, helfen mit, Aas zu beseitigen, vernichten Insekten. Seltene Schmetterlinge sind auf das Zusammenleben mit bestimmten Ameisenarten angewiesen. Der Wendehals, ein bei uns bedrohter Vogel, lebt fast ausschliesslich von Ameisen und deren Puppen. Viele Gründe also, Ameisenhaufen nicht gedankenlos zu zerstören.

Haben Sie gewusst, dass…

…der Spatz die Gewohnheiten von Katzen und Menschen in seiner Umgebung genau registrieren kann? …der Efeu erst im Herbst blüht und im Schatten andere Blätter bildet als an der Sonne? …der Mauersegler zum Schlafen und zur Paarung in der Luft bleibt?

Weit über 10-000 Tier- und Pflanzenarten leben in Dörfern und Städten direkt vor unseren Haustüren. Auf dem Schulweg, im Vorgarten, am Strassenrand, in der Mauerritze – wer seine Optik richtig einstellt, entdeckt eine ungeahnte Vielfalt im Alltag. Um diese neue Optik ging es uns bei den drei Exkursionen in Langenthal zum Thema «Natur vor der Tür». Organisiert wurden sie von der Gemeinde Langenthal in Zusammenarbeit mit dem Verein für Vogelkunde und Vogelschutz Langenthal und dem Naturschutzverein Oberaargau.

30. April 1995: «Vögel im Siedlungsraum.» Um 6 Uhr trafen sich 22 Personen bei bewölktem Himmel und leichtem Regen, um im Gebiet Aufhaben/Hinterberg, am Siedlungsrand von Langenthal, dem Gesang der Vögel zu lauschen. 35 Vogelarten konnten gehört und gesehen werden. Schön war es, aus der Nähe den auf einem Ast sitzenden Waldkauz betrachten zu können.

21. Mai 1995: «Vögel im Siedlungsraum.» Bei schönstem Wetter versammelten sich um 7.30 Uhr 45 Personen, um in den Wohnquartieren Rumi/Farb/Langete nach Vögeln Ausschau zu halten. Bei der grossen Vielfalt von Vogelstimmen war es oft nicht leicht, sie der einzelnen Art zuzuordnen. Dass im Garten vor einem Einfamilienhaus sogar ein Teichrohrsänger sang, erstaunte, denn einen Teich gab es dort keinen. Leiter der

beiden interessanten Exkursionen waren: Ernst Grütter, Prof. Paul Ingold und Ueli Marti.
Am 11. Juni 1995 galt unser Hauptaugenmerk den «Pflanzen im Siedlungsraum». Auf der kurzen Strecke zwischen Markthalle und Marktgasse gab es Erstaunliches zu entdecken: An der Langetenmauer fanden wir vier Farnarten, z.B. die geschützte Hirschzunge, an ungepflegten Ecken wuchsen sogenannte Ruderalpflanzen, an nährstoffreichen Stellen breiteten sich Hochstaudenfluren aus. Zwischen den Pflastersteinen auf den Parkplätzen der Marktgasse bestaunten wir winzige Exemplare verschiedenster Krautarten und an den Bäumen diverse Flechten. Das war ein spannender Morgen mit dem Biologen und Gymnasiallehrer Yves Bocherens.
An der Hauptversammlung vom 5. Mai 1995 in Langenthal mussten wir uns von unserem Vorstandsmitglied Dr. Jürg Wehrlin verabschieden. Er zeichnete sich als engagierter und kompetenter Fachmann beim Kampf gegen das geplante Atomkraftwerk Graben aus und setzte sich später ebenso vehement für die Erhaltung der Aarelandschaft bei Wynau ein. Vor der Abstimmung zur Aareinitiative hat er sich für deren Annahme ins Geschirr gelegt. Er wirkte im Vorstand unter anderem als Präsident und Vizepräsident. Es war selbstverständlich, Jürg Wehrlin die Ehrenmitgliedschaft unseres Vereins zu verleihen. Mit dem Arzt Dr. Ueli Löffel, Huttwil, wählte die Versammlung wieder einmal einen Naturschützer aus dem oberen Langetental in den Vorstand.
Den zweiten Teil der Hauptversammlung bestritt der wissenschaftliche Mitarbeiter des Kantonalen Naturschutzinspektorates, Felix Leiser. Er erzählte von den komplexen Aufgaben des Inspektorats und erläuterte dessen Aufbau. Er sprach auch von den aktuellen, schwer zu lösenden Problemen, unter anderem von den Kontroversen bei der Unterschutzstellung von Moorlandschaften und Auen im Kanton Bern.
Im vergangen Jahr haben wir 65 Baugesuche und im Rahmen des Mitwirkungsverfahrens verschiedene Ortsplanungsunterlagen studiert. Dies ist deutlich weniger als in den vergangenen Jahren. Hier wirkt sich natürlich auch der Rückgang der Bautätigkeit aus. In den wenigen Fällen, bei denen wir eine Einsprache verfassten, konnten wir eine bessere Umgebungsgestaltung mit Hochstammobstbäumen oder einheimischen Sträuchern erreichen. Die Diskussion um die Lockerung des Raumplanungsgesetzes ist immer noch nicht abgeschlossen. Mit dem Argument der Arbeitsplatzerhaltung glauben viele, heute sollte jeder tun und lassen können,

was ihm beliebt. Eine Gruppe junger Unternehmer äusserte gar die Meinung, man sollte total deregulieren, d.h. möglichst alle Gesetze abschaffen. Was aber, wenn irgendein Bauvorhaben oder sonst ein Eingriff sie selber betreffen würde? Ob sie dann immer noch für solche Radikalforderungen einstehen? – Immer wieder sind wir gerne bereit, Leute in Fragen von Natur- oder Umweltschutz zu beraten oder an zuständige Fachpersonen zu weisen.

Danken möchte ich wie immer den freiwilligen Naturschutzaufsehern, die zusammen mit Schulklassen, Zivilschützern und freiwilligen Helfern viel Arbeit leisten bei der Pflege von Naturschutzgebieten, beim Bachunterhalt, bei Heckenpflanzungen und Heckenpflege. – Mitglieder unseres Vorstandes haben in verschiedenen verwandten Organisationen mitgearbeitet. Diese Kontakte sind für uns sehr wichtig. – Meinen Vorstandskolleginnen und -kollegen bin ich dankbar für das Mitdenken, die Mitarbeit und all die anregenden Diskussionen.

Schliesslich danke ich allen Mitgliedern, die dem Schweizerischen Bund für Naturschutz und damit auch uns die Treue halten, besonders aber auch allen Gemeinden und Firmen, die unsere freiwillige Arbeit im vergangenen Jahr mit ihren Spenden unterstützt und ermöglicht haben. Eingeschlossen in den Dank sind alle Menschen, die sich dort, wo sie leben, einsetzen für die Natur vor der Tür.

Deregulierung und sich Lösen von den Normen bringe Wachstum, heisst es. Zum Schluss deshalb noch eine Anregung an alle «Deregulierer»: Wie wäre es, wenn wir endlich Schluss machen würden mit den zur Norm gewordenen monotonen Rasen, den exotischen Nadelhölzern rundum Wohnhäuser und Industriebauten? In diesem Sinne wünsche ich allen Mut zum Deregulieren, zu mehr Wildwuchs, zu mehr Leben. Wilde Pflanzen und Tiere könnten sich vermehren, wir hätten «nature pure» vor der Tür und müssten unsere Umwelt nicht mehr mit der Sicherheitsnadel zusammenhalten.

NVO
NATURSCHUTZVEREIN
OBERAARGAU

1995
Das Europäische Naturschutzjahr

Heimatschutz Oberaargau 1995

Walter Gfeller

Herausragendes Ereignis für unsere Regionalgruppe war die Jahresversammlung des Kantonalen Heimatschutzes in St. Urban. Die barocke Fassade der Klosteranlage ist nach Westen, also ins Bernbiet, gerichtet, mithin einer der wirksamsten barocken Werbeprospekte…! Spass beiseite; mit dem Signal aus Mozarts Posthornserenade und der Begrüssung durch den Gemeindepräsidenten von Pfaffnau LU bezogen die Heimatschutzmitglieder Quartier im «Löwen»-Saal, wo die Hauptversammlung (früher kantonales Bott genannt) stattfand. Mit drei Führungen nach dem Mittagessen, wahlweise zur Ruine Grünenberg mit Andreas Morgenthaler, in die Wässermatten mit Valentin Binggeli oder ins Klostermuseum mit Walter Gfeller (zentrales Ausstellungsgut: mittelalterliche Backsteinkeramik) ergänzte man sich das Bild des Klosters, im speziellen der Kirche, welche man bereits am Vormittag unter der Führung von W. Käch zu bewundern Gelegenheit hatte.

Unsere eigene Hauptversammlung führten wir in Solothurn durch und erlebten anschliessend eine kurze, gezielte Führung durch Frau Meyer, Stadthostess.

Das Attribut «Bauverhinderer», welches sonst die Gegner des Heimatschutzes benutzen, um dessen Bemühungen zu verunglimpfen, sei diesmal als Anerkennung für die Aufmerksamkeit unseres Bauberaterobmanns Daniel Ott gedacht. Er bewirkte die nachträgliche Anpassung des Eingangs zum «Sonne»-Saal, Herzogenbuchsee, an die mit dem bewilligten Baugesuch eingereichten und von ihm begutachteten Projekte. Eine strikte Rückführung auf die bewilligten Pläne hätte allerdings Mehrkosten von mehreren hunderttausend Franken verursacht, verbunden mit neuerlichen Umbauterminen, und wurde von unserer Delegation daher abgelehnt. Zum Zug kam ein für beide Seiten annehmbarer Kompromiss.

Die Öle Berken, von der im letzten Jahresbericht die Rede war, wurde im

Mai abgerissen. Die Säge im Oenztäli bei Heimenhausen konnte dank dem Entgegenkommen des kantonalen Fischereiinspektorates unter Dr. J. von Orelli die imposante Wasserpritschenanlage behalten. Gleichzeitig wurde die alte Schwelle renaturiert und fischgängig gemacht.
Mit Spenden an die Brunnengemeinschaft Roggwil und die Gemeinde Oberbipp leisteten wir kleine, aber wirksame Beiträge zu schönen Ortsbildern.
Am 10. August verstarb Dr. Robert Obrecht in Wiedlisbach. Er war Heimatschützer der Pioniergeneration, mit Leib und Seele, mit einem reichen, schier unerschöpflichen Tätigkeitsfeld im Geviert seiner Heimat Wiedlisbach. Nicht nur die renovierten, nie musealen Bauten, sondern auch der Geist der Städtlibewohner reden uns in der Sprache Dr. Obrechts an. Äusserliche Krönung dieses Lebenswerks war die Verleihung des Wakker-Preises an Wiedlisbach 1974. – Der Regionalgruppe Oberaargau hat Dr. Obrecht jahrzehntelang in verschiedenen Chargen im Vorstand gedient, selbstverständlich auch als Obmann. Wir verneigen uns vor diesem Freund der Menschen und der Heimat.
Zum Schluss möchte ich meinen Vorstandsmitgliedern für ihre Mitarbeit danken und freue mich auf ein engagiertes Jahr 1996.

Ergänzung zu Jahrbuch 1995

René Bacher

Das Badegebäude des römischen Gutshofes Wiedlisbach-Niderfeld

4.5 Schlussfolgerungen

Das Bad zur Villa von Wiedlisbach-Niderfeld ist ein längsrechteckiges Gebäude mit den Aussenmassen (ohne Annexbau) von 29 × 39 Fuss. Eine T-förmige Absteckung mittels Bogenschnitt bildet vermutlich die Vermessungsgrundlage zum Bau. Die Ost-Front der Mauer M36 teilt das Gebäude in zwei Hälften von je 14½ Fuss Breite. Die Absteckung mittels pythagoräischem Dreieck, wie sie von Schuler/Stöckli postuliert wurde, ist für den Grundriss der Villa sehr unsicher und kann für das Bad nicht nachvollzogen werden (AKBE1, 1990, 184).